
3 1761 08381699 1


EX LIBRIS
F.A.
ACHILLE BAUMANN

Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

M. Braun, Martha Helmuth, Gustav Karpeles, Adolph Kohut, Bertha Pappenheim, Martin Philippson, Maximilian Schächter, Adolf Schwarz, S. L. Steinheim.

Fünfter Band.

Berlin 1902.
Verlag von Albert Katz.

Inhaltsverzeichniß.

Rückblick auf das Jahr 5661.

Von

Martin Philippson.

Abermals ist ein Jahr verflossen, ohne uns der Entscheidung in dem schweren Kampfe zu nähern, den die jüdische Gemeinschaft aller Orten um ihre Geltung, ihre Freiheit, ja ihr Dasein auszufechten hat. Um uns Juden bei dem harten Drucke, unter dem unsere Seele seufzt, zu trösten und aufzurichten, sagt man häufig, daß unser Ringen nur eine Episode des großen, weltumfassenden Krieges bilde, der überall zwischen den Gewalten der Vergangenheit und den Bestrebungen der Gegenwart und Zukunft tobt, und daß, wie der Sieg dieser unzweifelhaft, so auch der unsere sicher sei. Das ist an sich wahr, erschöpft aber die besonderen Bedingungen unserer Lage nicht. Es wird dabei übersehen, daß unser Fall noch ganz anders steht, als der der freiheitlich und sozial denkenden Elemente unter den Nichtjuden. Wir haben als geringfügige Minderheit die Stöße, die von den reaktionären Mächten geführt werden, zuerst und am schmerzlichsten zu empfinden. Wir sind am schwächsten und wehrlosesten, und deshalb können und wollen die Gegner an uns am leichtesten und schnellsten ihre Kraft beweisen. Das ist das eine; das andere, daß gegen uns seit Jahrtausenden ein mit der Muttermilch eingesogenes, durch zahllose Bücher und Zeitungen erhaltenes, von klerikal-pietistischer Seite sorgfältig genährtes Vorurtheil besteht. Selbst der aufgeklärteste und freidenkendste Nichtjude

muß, in den weit überwiegenden Fällen, erst an sich selbst eine gewisse Anstrengung vollziehen, ehe er sich zur Vertheidigung an unsere Seite stellt. Die Widersacher aber wissen, daß sie sich zu Gunsten ihrer Sache dieses Vorurtheils leicht und mit sicherm Erfolge zu bedienen vermögen, — und so ist aller Orten das Erste und Letzte der politischen wie der kirchlichen Reaktion: „Auf, gegen die Juden!“ Sie sind sicher, damit jedesmal zahlreiche Anhänger zu werben. Wir wollen nur kurz auf die weitere Gefahr hinweisen, die den west- und mitteleuropäischen wie den amerikanischen Juden dadurch erwächst, daß ein großer Theil ihrer osteuropäischen Brüder thatsächlich durch den ungeheuren, endlos lange währenden Druck zu materiellem und theilweise moralischem Siechthum verdammt, gewissermaßen verkrüppelt ist; daß der Zufluß dieser Unglücklichen nach dem Westen das Vorurtheil auch dort, wo es geschlummert hatte oder ganz verschwunden schien, stets von neuem wach zu rufen droht; und daß schon unsere Solidarität mit jenen Aermsten — eine Solidarität, die wir niemals, nach karäischer Weise, verleugnen werden — uns zweifellos großen Nachtheil bringt.

Es ist also durchaus irrig, wenn man uns sagt: weil eure Sache mit dem allgemeinen Kampfe um Freiheit und Gerechtigkeit zusammenhängt, könnt ihr ruhig die Hände in den Schooß legen und abwarten, bis dieser Kampf in günstigem Sinne entschieden ist; höchstens helft ihn uns mit ausfechten. Nein, wir haben noch einen ganz besonderen, uns eigenthümlichen Streit zu bestehen und deshalb auch besonders zu arbeiten. Unsere Lage ist viel gefährdeter, viel verlustbringender, als die der großen Schlachthaufen, da wir eine geringzählige Truppe, von den Feinden in erster Linie bedroht und vor allen anderen der Vernichtung geweiht sind. Sind wir doch leider daran gewöhnt, sogar von einer beträchtlichen Anzahl unserer Mitstreiter im Stiche gelassen, ja verrätherisch angefallen zu werden! Wir müssen deshalb, als die geweihte Schaar der uralten Gotteslehre und der Gewissensfreiheit, unsere Reihen fester zusammenschließen, unsere Waffen nach allen Seiten wenden, Abwehr und Angriff mit verdoppelter Energie führen. Nur solchem Kampfesmuthe, nur solchem Bestehen auf sich selbst seitens unserer Väter

dankt das Judenthum seinen dreitausendjährigen Bestand, ja danken in letzter Reihe selbst Christenthum und Islam ihr Entstehen. Nur um diesen Preis wird das Judenthum als Repräsentant der reinen Gotteslehre und der Gewissensfreiheit fortdauern können. Verzichten im besonderen wir deutschen und deutsch-österreichischen Israeliten auf den eigenen Kampf, stellen wir unsere Sache ausschließlich der Allgemeinheit anheim — dann ist unser Schicksal zweifellos: Auflösung in diese Allgemeinheit. Es giebt ja viele unter den Unseren, die solcher Eventualität getrost entgegen sehen. Aber diejenigen deutschen Juden — und sie sind gottlob noch eine beträchtliche Mehrheit — die die Aufgabe unseres Stammes in der Menschheit noch nicht für erfüllt halten, dürfen der alten, in der Geschichte wie in der Natur gültigen Wahrheit nicht vergessen: nur der erhält sich in dem gewaltigen Kampfe ums Dasein, der sich zu vertheidigen versteht.

Die Richtigkeit dieses Satzes und seine Anwendbarkeit auf unsere Verhältnisse wird schlagend durch die Thatsache bezeugt, daß der Muth unserer Gegner und die Schlaffheit unserer Freunde selbst in dem hochzivilisirten Deutschland in drohender Weise anwachsen, weil wir nicht für uns selbst kämpfen. Hat doch der preußische Justizminister, also der berufene Vertreter von Recht und Gesetz, in den Sitzungen des Abgeordnetenhauses vom 31. Januar und 8. Februar 1901 offen erklärt: die Vorschrift der Staatsverfassung und des Reichsgesetzes, daß der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte von dem Religionsbekenntnisse unabhängig sei, gelte für die Juden nicht und werde in Betreff ihrer von der preußischen Staatsregierung systematisch außer Acht gelassen; und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses, auch das Centrum und der überwiegende Theil der Nationalliberalen, hat sich mit dieser verfassungswidrigen Praxis der Verwaltung einverstanden erklärt. Freilich, die Thatsache an sich war längst bekannt. Man wußte, daß die Juden aus allen Zweigen der eigentlichen Staatsverwaltung ausgeschlossen werden; daß man sie nur selten zu Richterstellen, und zwar nur denjenigen untersten Grades gelangen läßt; daß das Notariat vorzugsweise christlichen Anwälten und nur in geringerem Verhältnisse den jüdischen zu Theil wird. Aber neu war, daß ein preußischer

1*

Justizminister solches Verfahren in voller Oeffentlichkeit für ein grundsätzlich gewolltes erklärte, und es geschah zum ersten Male, seitdem die Verfassung besteht, daß ein preußisches Abgeordnetenhaus solchen Anschauungen mit großer Mehrheit zustimmte. So ist die Lage mit einer Schärfe klar gelegt, die für die Zukunft die drohendsten Aussichten eröffnet.

Es haben sofort dreihundert jüdische Gemeinden Preußens wegen der in diesen Thatsachen enthüllten Verfassungsverletzung sich beschwerdeführend an den deutschen Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten von Bülow gewandt. Christliche und jüdische Volksversammlungen haben Protesterklärungen beschlossen. Allein eine Antwort ist nicht erfolgt. Der Ministerpräsident hat sich nicht veranlaßt gesehen, den berechtigten Klagen von 400 000 Preußen, von angesehenen, gesetzlich organisirten Körperschaften Gehör zu schenken. Die angefochtene Verwaltungspraxis wird vielmehr unentwegt fortgesetzt. Den jüdischen Richtern wird jede Beförderung unter der ausdrücklichen Begründung „wegen ihrer Konfession“ rundweg abgeschlagen, und diese rechtswidrige Benachtheiligung wird nunmehr auch auf die frischgetauften stammesjüdischen Richter ausgedehnt, um keinen Zweifel darüber zu belassen, daß es sich hier um Rassen-Antisemitismus handelt.

Man könnte sagen, daß es sich in diesem Falle gezeigt habe, wie auch Gegenbestrebungen seitens der Juden keinen Nutzen bringen. Allein das wäre grundfalsch. Es ist selbstverständlich, daß ein oder zwei Proteste, so klar und überzeugend sie auch abgefaßt und so ansehnlich die Autoritäten sind, von denen sie ausgehen, keinen bleibenden Eindruck hervorbringen können. Sie werden bei Seite gelegt — nach einer Woche sind sie vergessen. Ganz anders verhält es sich, wenn man immer und immer wieder seine Stimme erhebt, wenn man stets von neuem auf Recht und Gesetz hinweist, wenn man dadurch allmählich die öffentliche Meinung und mit ihr auch die Regierenden in die gewollte Richtung hineindrängt.

Die unfreundliche Stimmung der maßgebenden Kreise des preußischen Staates spricht sich auch in der Entscheidung des Ober-Verwaltungsgerichts aus, die den Stadtgemeinden freistellt, in ihren Schlachthäusern das Schächten des Viehs

zu verbieten. Da nun in solchen Stadtgemeinden der Schlachtzwang für die Schlachthäuser existirt, würde damit an den betreffenden Orten das rituelle Schächten überhaupt unmöglich gemacht. Einzelne städtische Vertretungen, wie die Potsdams und Angermündes, haben daraus bereits die Konsequenz gezogen. In Potsdam ist allerdings der Beschluß der Stadtverordneten Seitens des Magistrats verworfen worden. Freilich sind diese Beschlüsse bisher theilweise an dem Widerstande der Regierungsbehörden gescheitert — aber im Verwaltungs-Streitverfahren würde, nach dem soeben erwähnten Beschlusse des Ober-Verwaltungsgerichts, solcher Widerspruch beseitigt werden können. Ist das einmal geschehen, dann werden antisemitische oder angeblich thierfreundliche Stadtvertretungen innerhalb Preußens das Schächten mehr und mehr zu verhindern im Stande sein.

Die Nachwehen der scheußlichen Konitzer Vorgänge dauern noch immer fort. Eine Unzahl von Prozessen jeder Art hat sich an jene beklagenswerthen Ereignisse geknüpft. Es ist leider in jenen Gegenden dahin gekommen, die Befangenheit ist dort so stark, daß jeder angeschuldigte Israelit, der vor den Geschworenen erscheinen muß, fast von vorn herein ein Verurtheilter ist.

Und doch sind in Deutschland Thatsachen eingetreten, die auch den eingefleischtesten Antisemiten stutzig machen müßten. Es hat sich unter großen und angesehenen Vertretern des deutschen Handelsstandes eine Gewissenlosigkeit und Unredlichkeit gezeigt, die, bei der rückläufigen Konjunktur der Weltindustrie, zu zahlreichen Bankbrüchen schlimmster Art, zum Ruin vieler Tausender geführt hat. Hunderte von Millionen Mark sind auf diese Weise verloren gegangen. Eine große Zahl der Direktoren von Banken und sonstigen Aktiengesellschaften sind in das Gefängniß gewandert oder haben sich, sei es durch Flucht, sei es durch Selbstmord, dem Strafrichter entzogen. Unter allen diesen Leuten aber ist kaum ein einziger Jude; vielmehr sind die meisten von ihnen Leute, die in Pietismus gearbeitet und von ihren Instituten jeden Juden sorgfältig ausgeschlossen haben. Wir werden gewiß nicht in den Fehler unserer Gegner verfallen, aus

Einzelvorfällen allgemeine Schlüsse zu ziehen. Allein wir dürfen mit Genugthuung darauf hinweisen, daß in der jetzigen, leider so weit verbreiteten und tiefgehenden Krise diejenigen Elemente, die den deutschen Handelsstand geschädigt und entehrt haben, sich nicht unter uns, sondern unter den Andersgläubigen und zum großen Theile unter unseren ausgesprochenen Gegnern gefunden haben.

In dem verbündeten Oesterreich hat die Tragödie des Polnaer Falls ihren einstweiligen Abschluß gefunden. Man weiß, daß ein liederliches Subjekt jüdischer Abstammung, Leopold Hülsner, des Mordes eines Mädchens, Agnes Hruza aus Polna in Böhmen, von den Kuttenberger Geschworenen schuldig gesprochen wurde, ohne den Schatten eines Beweises, nur weil man den Hülsner verdächtigte, mit anderen Juden im Vereine die Hruza zum Opfer eines Ritualmordes gemacht zu haben. Die medizinische Fakultät der tschechischen Universität Prag wies nach, daß hier von einer Tödtung durch Schächten gar nicht die Rede sein könne, sondern von einem Lustmorde. Das höchste Gericht in Wien hob deshalb den Spruch des Kuttenberger Schwurgerichtes auf und verwies die Sache vor die Geschworenen in Pisek. Allein trotz der Widersprüche und Unmöglichkeiten der Anklage und der Belastungszeugnisse, trotz des Gutachtens der tschechischen Fakultät verurtheilten die Piseker Geschworenen den Hülsner von neuem, und zwar in einer Form, die ihre Meinung, es sei da ein Ritualmord geschehen, unzweideutig zu erkennen gab. Hülsner wurde unter dem wilden Jauchzen einer fanatisirten Volksmenge zum Tode verurtheilt. Er ist zum Zuchthaus begnadigt worden — aber der Sieg des Vorurtheils und der Lüge bleibt als Schandfleck dem Oesterreich des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts anhaften. Wir Juden können indes mit Genugthuung darauf hinweisen — nicht um unserer willen, denn wir bedürfen eines solchen Zeugnisses keineswegs, aber um der Leichtgläubigen anderer Bekenntnisse willen — daß in dem Polnaer Falle ebenso, wie noch jüngst in dem Konitzer, die wissenschaftlichen Autoritäten die Lüge des Ritualmordes ausdrücklich verworfen und geschlechtliche Motive als Ursachen beider Frevelthaten nachgewiesen haben.

Die Reichstagswahlen, die im Januar 1901 für die cisleithanische Hälfte des Staates vollzogen wurden, sind nicht geeignet, jenen Fleck wegzuwaschen. Zwar haben die eigentlichen Antisemiten, die Lueger-Leute, die „Christlich-Sozialen," elf Mandate verloren; freilich sind in Wien selbst drei Juden gewählt worden — aber dafür war an vielen Orten ein Anwachsen der deutsch-radikalen und der alldeutschen Partei festzustellen, die die Bekämpfung der Juden nicht minder als die Christlich-Sozialen auf ihre Fahne geschrieben haben. Ist auch die Aussicht eröffnet, daß in einiger Zeit die Hauptstadt dem schmählichen Joche Luegers entzogen wird, so ist hiermit für die allgemeinen Verhältnisse noch wenig gewonnen. Am unerfreulichsten stehen die Dinge in Galizien. Die Wahl einiger Renommir-Juden zu Abgeordneten ist eine Folge des schmählichen Bündnisses, das die Führer der galizischen Juden mit dem Comité des reaktionären, antisemitischen polnischen Adels geschlossen haben; dafür haben die Juden, unter der Leitung ihrer „Großen", vielfach gegen Liberale für ausgesprochene Klerikale und Judenfeinde stimmen müssen. Auch ein Beitrag zu der früher erwähnten moralischen Verkrüppelung unserer östlichen Stammesgenossen! Angenehm bei allem dem berührt nur der Gerechtigkeitssinn des greisen Kaisers Franz Joseph, der wiederum einen Israeliten, Universitätsprofessor Hofrath Dr. Theodor Gomperz, zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt hat, wo dessen Bruder schon einen Sitz einnimmt.

Auch in Ungarn hetzt die antisemitisch-klerikale sogenannte „Volkspartei" in der gewissenlosesten Weise, zumal indem sie aller Orten das Blutmärchen wieder aufzuwärmen sucht. Die ungarische Regierung hat sich endlich dazu entschlossen, dieser gefährlichen Agitation entgegen zu treten, indem sie die Weisung ertheilt hat, die Verbreiter der Blutlügen auszuforschen und zu strafgerichtlicher Verfolgung heranzuziehen. Die Reichstagswahlen, die soeben in Ungarn stattgefunden, haben die — liberale — Regierungspartei äußerlich nicht nennenswerth geschwächt. Leider behauptet man, die Rettung des äußeren Bestandes dieser Partei sei auf Kosten ihrer innern Festigkeit und Zusammengehörigkeit geschehen, und sie enthalte nunmehr zahlreiche Elemente konser-

vativ-klerikaler und in Folge dessen auch judenfeindlicher Färbung. Hoffen wir, daß die Leitung dieser großen Fraktion den alten Grundsätzen treu bleiben, daß das intelligente und politisch durchgebildete Volk der Magyaren das Banner des Freisinns und der religiösen Gleichberechtigung, das es zu so schönen Erfolgen geführt hat, auch weiterhin festhalten wird.

Dieses Banner weht noch immer über dem dritten Lande des Dreibundes, dem viel geprüften und doch so lebensfähigen Italien. Hier wurde, im Februar 1901, wieder ein Jude zum Finanzminister ernannt, und noch dazu ein erst vierzigjähriger Jude deutscher Herkunft, Leo Wollemberg. Dieser Staatsmann hat durch Begründung der ländlichen Hülfskassen in Italien und durch seine Bekämpfung finanzieller Mißstände großes Ansehen und berechtigte Volksthümlichkeit erlangt. Der junge König tritt also auch auf dem Gebiete konfessioneller Vorurtheilslosigkeit ganz in die Spuren seines edlen Vaters Humbert. Zu erwähnen ist, daß er einem anderen Juden, Luzzatti, das Portefeuille des Schatzministers anbot, der es aber ablehnte; und daß der Generaldirektor im Ministerium des Auswärtigen, Senator Malvano, ein Jude ist. Der deutsche Reichskanzler von Bülow, der nicht ein Wort zur Vertheidigung der elementarsten verfassungsmäßigen Rechte der deutschen Juden fand, der zuläßt, daß Juden in Preußen nur mit Mühe Notare werden, in Sachsen und Hessen überhaupt kein öffentliches Amt erhalten, wird mit diesem Israeliten wegen Erneuerung des deutsch-italienischen Handelsvertrages negotiiren müssen. Es wird das die hochgeborenen deutschen Diplomaten recht merkwürdig berühren!

Die italienische Regierung war in der Welt die einzige, die bei der Hohen Pforte gegen die Beschränkung jüdischer Reisender in Palästina Verwahrung eingelegt hat. Der italienische Botschafter in Konstantinopel wies darauf hin, daß für seine Regierung „es nur italienische Staatsbürger gebe, ohne Unterschied des Glaubens.“ Es ist wahrlich weit gekommen, wenn ein so natürlicher und selbstverständlicher Grundsatz in unserer Zeit nur durch einen einzigen Staat ausgesprochen und bethätigt wird.

Selbst England wagt es nicht mehr, fremden Staaten, wie Rußland, der Türkei, Rumänien gegenüber die Rechte seiner jüdischen Bürger in Schutz zu nehmen. Im Innern ihres Landes haben diese allerdings keinerlei Beeinträchtigung zu fürchten. Wie Königin Viktoria so ist deren Nachfolger König Eduard ein treuer Verfechter verfassungsmäßiger Freiheit. Er sagte einer Abordnung von Israeliten, die ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschte: „Es wird stets ein Gegenstand meiner Sorge sein, die Ausdehnung einer gleichmäßigen Freiheit über alle Rassen und Arten meiner Unterthanen zu wahren und zu fördern." Solche Worte, solche Grundsätze machen eben die Momente aus, die wahre Bildung und Kultur von der offenbaren oder übertünchten Rohheit der Halbbarbarei unterscheiden.

Die Bevölkerung Englands theilt vollkommen die Anschauungen ihres Souveräns, wie die Parlamentswahlen des verflossenen Jahres bewiesen haben. Allerdings macht sich, besonders in London, eine immer stärkere Agitation gegen die Zulassung fremder Armer, das heißt zumal bedürftiger polnischer und russischer Juden fühlbar. Es hat sich zur Bekämpfung dieser Einwanderung eine „Gesellschaft der britischen Brüder" gebildet. Der Gesetzentwurf gegen die Einwanderung fremder Armer ist von einigen Mitgliedern des Unterhauses von neuem eingebracht worden. Das sieht nun einer antisemitischen Strömung ähnlich. Allein wir werden doch stutzig, wenn wir bemerken, daß sogar ein jüdisches Parlamentsmitglied, Mr. Saul Samuel, sich zu Gunsten jener Bewegung ausspricht, und zwar mit der Begründung: das massenhafte Zuströmen kulturell niedrig stehender, in Tracht und Sitte unangenehm auffallender polnischer und russischer Juden drohe in England ebenso den Antisemitismus hervorzurufen, wie das in Nordamerika und in Argentinien bereits geschehen ist. Haben doch die vereinigten jüdischen Wohlthätigkeitsvereine in New-York sich aus eben demselben Grunde gegen die Zusendung weiterer jüdischer Einwanderer aus den slavischen Ländern erklärt! Und die kopf- und planlose Masseneinwanderung russischer Juden in Argentinien hat bereits Vorschläge einer Einschränkung von Seiten des dortigen Einwanderungs-Amtes

zur Folge gehabt. Es ist also im Interesse unserer trefflichen und opferwilligen Glaubensgenossen in England und Amerika, daß dieser Strom eingedämmt und in das richtige Bett gelenkt werde.

Die Zahl der Israeliten in den Vereinigten Staaten, die im Jahre 1818 nur 3000, 1880 etwa 320000 betrug, wird für 1900 auf 1046000 Seelen veranschlagt, von denen in New-York allein 400000, also ebenso viele wie in ganz Preußen, leben. Die Vereinigten Staaten kommen jetzt in der Zahl ihrer jüdischen Einwohner an die dritte Stelle, nach Rußland und Oesterreich. In den zwanzig Jahren von 1881 bis 1901 sind in den Haupthäfen New-York, Philadelphia und Baltimore zusammen 644966 Juden eingewandert. Und die Stärke dieses Stromes erhöht sich noch immer. Vom 1. Juli 1899 bis 30. Juni 1900 immigrirten in New-York allein 44208 Juden, von denen 13000 Oesterreicher (lies Galizier), 24927 Russen und 5613 Rumänen waren; Deutsche nur 289! In Philadelphia kamen während des letzten Berichtsjahres 3870, in Baltimore 1343 fremde Juden an. Man kann nicht verkennen, daß diese plötzliche Anhäufung so eigenthümlicher, von der anderen Bevölkerung ganz unterschiedener Elemente in den großen Städten des östlichen Nordamerika jenen Elementen selbst und ihren zivilisirten Stammesgenossen die ernste Gefahr nationalistischer Gegenströmungen bringt. Man darf es weder den englischen noch den amerikanischen Juden verargen, wenn sie solchen drohenden Eventualitäten vorzubeugen bestrebt sind.

Mit wahrer Genugthuung können wir uns dieses Mal zu einem andern westlichen Lande, dem einst wegen seiner hochherzigen Gleichachtung aller Bekenntnisse geachteten Frankreich wenden. Hier hat die ebenso feste wie einsichtige und besonnene Regierung des Kabinets Waldeck-Rousseau, unterstützt durch den trefflichen Präsidenten Loubet, den alten freiheitlichen Grundsätzen den Sieg über die leidenschaftlichen Gegenbestrebungen der Klerikalen und Monarchisten verschafft. Sie hat begriffen, daß der Angriff der rückschrittlichen Elemente auf die Juden nur ein Vorspiel zu dem Sturmlaufen gegen Republik, Freiheit und bürgerliche Gleichheit überhaupt war;

und deshalb trat sie mit voller Kraft für die Juden ein. Der Ministerpräsident selber durfte, in einer Rede in Toulouse, mit berechtigtem Stolze aussprechen: „Die Regierung hat bewiesen, daß sie es versteht, jeden Unterschied nach Abstammung, Religion, Rasse völlig zurückzuweisen. Vom ersten Tage an hat sie dergleichen abgelehnt, weil sie es als einen thatsächlichen Rest von Barbarei betrachtet." Er hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Nur Halb- oder Ganzbarbaren beurtheilen noch ihre Mitmenschen je nach Abstammung oder Glaubensbekenntniß! Und die Thaten entsprechen diesen herrlichen Worten. Der Kriegsminister André hat alle Versuche, die jüdischen Offiziere durch gesellschaftliche Kränkungen aus dem Heer zu treiben — wie in dem Falle des Hauptmanns Coblentz — mit eiserner Thatkraft bestraft und unterdrückt. Im Gegentheil, er beförderte eine große Anzahl jüdischer Offiziere, und einer von ihnen, der Artillerie-Oberst Laroque, wurde sogar zum Brigade-General (Generalmajor) ernannt. Von der Vertheidigung ist die Regierung zum Angriffe übergegangen. Der Schlag, den sie durch das nunmehr ausgeführte Gesetz gegen die unerlaubten geistlichen Verbindungen, die Mittelpunkte der reaktionär-antisemitischen Partei, dieser letztern zugefügt hat, wird von deren Anhängern tief empfunden. Um das Verdienst des unerschrockenen und erfolgreichen Vorgehens der französischen Regierung in seiner ganzen Größe zu würdigen, muß man beachten, wie schwer der Kampf war und noch ist. Sie hat es mit dem seit zwei Jahrzehnten systematisch klerikalisirten Offizierkorps, mit der sozial überaus einflußreichen adligen und bürgerlichen Aristokratie, mit den von den Priestern fanatisirten Massen, mit den durch ihre patriotischen Schlagworte mächtigen Nationalisten, mit einem Theile der Radikalen und Sozialisten, die in den Juden das Kapital zu bekämpfen wähnen, sowie mit einer Anzahl der von der heutigen Modekrankheit des Mystizismus behafteten Schriftsteller und Dichter zu thun. Man sieht, sie ringt mit einer furchtbaren Koalition, einem Bunde, der mit der äußersten Leidenschaftlichkeit zu Felde zieht, und dem dabei alle Mittel der List, der Lüge und der Gewaltthat gerecht sind. Hoffen wir, daß die Regierung die äußere Macht und innere Kraft behält, um jene blutige Hydra

vollends niederzuschlagen und ihre sich stets erneuernden Schlangenhäupter auszubrennen. Dann wird Frankreich wieder den ihm einst zukommenden Platz an der Spitze der für Aufklärung, Freiheit und Civilisation streitenden Völker einnehmen.

Die bessere Gestaltung der Dinge im Mutterlande hat auch auf das Tochterland Algerien ihren Einfluß geübt. Zwei neue Generalgouverneure sind sich dort im Laufe des Jahres gefolgt, die beide mit Entschiedenheit für die Grundsätze der Gleichberechtigung und Einigkeit aller Bevölkerungsklassen eingetreten sind. Sie löften das antisemitische Comité sowie die „Vereinigung der antisemitischen Jugend" wegen der von diesen veranlaßten Gewaltthaten auf. Die Festigkeit, mit der namentlich der neueste Generalgouverneur Revoil den Antisemiten in jeder Weise entgegentritt, hat endlich auf die Stimmung der Bevölkerung eine vorzügliche Wirkung geübt. Die freiheitlich gesinnten Elemente unter den französischen Kolonisten und die Israeliten selber haben den Muth gefunden, den brutalen Schändlichkeiten der Antisemiten gleichfalls die Gewalt entgegen zu setzen. Es kam zu förmlichen Straßenkämpfen, bei denen der berüchtigte Führer der Antisemiten, Max Régis, durch Pistolenschüsse verwundet wurde. Dieser ehrgeizige Intrigant fiel bei der Abgeordnetenwahl durch und hat darauf seine Entlassung als Bürgermeister der Stadt Algier gegeben. Auch bei den Generalrathswahlen (Wahlen zum Departementsrathe) erlitten die Antisemiten schmerzliche Niederlagen. So bahnt sich in Algerien ein Umschwung an, der hoffentlich das Gesindel, das unter antisemitischer Flagge Plünderung und Mord betrieb, bald in die eisernen Bande der Ordnung und Gesetzlichkeit zwingen und unseren armen Glaubensgenossen in diesem Lande Sicherheit des Lebens und des Eigenthums sowie die Stellung gleichberechtigter Staatsbürger zurückgeben wird.

Die zeitweiligen Erfolge der Antisemiten in Frankreich haben längst die Klerikalen und einen Theil der Radikalen in Belgien zur Nachahmung angereizt. In diesem Lande, das früher ein Hort der Religionsfreiheit war, ist unter der Leitung jener beiden Elemente eine starke antisemitische

Strömung hervorgetreten. Sie ist so gefährlich geworden, daß das Bedürfniß kräftiger Gegenwirkung sich geltend gemacht hat. Zuerst unter den gebildeten und wohlgesinnten Katholiken: es bildete sich ein Comité, um durch eine Bittschrift den Papst um Verurtheilung des Antisemitismus anzugehen. Gutgemeint, aber aussichtslos — denn der greise Papst, der sicher ein guter und gerechter Mann ist, steht ganz unter dem Einflusse seiner durchaus streitbar klerikalen Umgebung. Dann, am 13. Dezember 1900, fand in Brüssel eine von wirklich freiheitlichen Radikalen und von Sozialisten einberufene große Volksversammlung statt, die gegen den Antisemitismus Protest einlegte, zu Gunsten des jüdischen Proletariats, das unter den schmachvollen Bestrebungen der Antisemiten am meisten leide. Endlich hat sich jetzt ein umfassender, lediglich aus Christen bestehender Abwehrverein gebildet, der seine Thätigkeit mit massenhafter Verbeitung von Flugschriften begann. Hoffen wir, daß er größere und dauerndere Erfolge erzielen wird, als seine Vorgänger in Deutschland und Oesterreich!

Die den Juden günstigere Richtung, die in den höheren Schichten des gewaltigen Reiches Rußland die Oberhand zu gewinnen schien, hat leider einer entgegengesetzten Strömung Platz gemacht. Wer will sagen, welche Momente hierbei wirksam gewesen sind? Vielleicht die Wahrnehmung, daß bei den Unruhen, die während der letzten Monate in weit größerer Ausdehnung und Stärke, als wir draußen es erfahren haben, das Reich erschütterten, Juden eine hervorragende Rolle spielten oder doch gespielt haben sollen. Und wenn dies thatsächlich der Fall wäre, wem käme daran die Schuld zu? Lediglich einer Politik, die fünf Millionen Menschen in Elend und Unwissenheit zusammenpferdht, ihnen Luft und Licht, Freiheit der Bewegung und Entfaltung raubt, gerade den energischsten und begabtesten Elementen die Möglichkeit der Bethätigung ihrer Fähigkeiten innerhalb der gesetzlichen Bahnen einfach nimmt. Da werden solche Elemente geradezu gezwungen, sich gegen die bestehende Staatsordnung aufzulehnen, zu radikaler Opposition, zu Verschwörung und Aufstand zu greifen. Die Juden sind von Grund aus eine konservative und gesetzestreue Rasse; das zeigt ihre vieltausendjährige Ge-

schichte. Nur der Druck, die Ausschließung, die verächtliche Behandlung, das Aushungern machen aus ihnen nothgedrungen Radikale und Umstürzler. Das gilt nicht allein für Rußland, sondern auch anderswo. Und trotzdem kennt die patentirte Regierungsweisheit ihnen gegenüber kein anderes Verfahren als stärkern Druck und härtere Ausschließung. Das ist das geeignetste Mittel, Hunderttausende friedlicher Menschen zu Gesetzeshassern, ja zu Aufrührern umzuwandeln. In Rußland wurde die Anstellung von Juden im Staatsdienste abermals beschränkt. General Dragomirow in Kiew, einer der fanatischsten russischen Nationalisten, beschuldigte die Juden, mit „zügelloser Frechheit" gegen das russische Heer vorzugehen — und das zu einer Zeit, wo in eben diesem Heere die Juden sich bei Gelegenheit des Feldzuges in der Mandschurei Ruhm und Anerkennung durch Muth und Hingebung erworben haben. Ein anderer rückschrittlicher General, der zum Kultusminister ernannte Wannowski, beschränkte die Zahl der jüdischen Gymnasiasten und Studenten der Technik auf zwei, die der Universitätsstudenten auf drei Prozent der entsprechenden Schüler und Hörer. Es ist eine geistige Aushungerung der Juden, die hier ins Werk gesetzt wird. Einzelne höhere Schulen, die bisher vorzugsweise von Juden besucht wurden, stehen nunmehr fast leer. Zahllose bildungsdurstige jüdische Jünglinge werden in das Ausland getrieben, wo sie gleichfalls nur zögernd Aufnahme oder gar Abweisung finden. Geistige Noth neben furchtbar wachsendem materiellen Elend in dem verhältnißmäßig engen Wohnrayon — das ist das Ergebniß der Judenpolitik der russischen Regierung. Und dann ist sie entrüstet darüber, daß aus den Reihen der Juden Revolutionäre hervorgehen!

Unter den Juden Südrußlands herrscht, in Folge von Mißernten und geschäftlichem Rückgang, schon im zweiten Jahre förmliche Hungersnoth mit Begleitung des daraus entstehenden Hungertyphus. Entsetzliche Bilder werden hiervon seitens der nüchternsten Beobachter entrollt.

Die feindselige Gesinnung der russischen Regierenden sprach sich auch während des Frühjahrs 1901 in dem Verbote aus, den Verkehr deutscher und österreichischer Juden in den russischen Grenzlanden auf Grund der von den aus-

wärtigen Behörden gewährten sogenannten Halbpässe zu gestatten. Damit wäre den jüdischen Kaufleuten und Händlern in den Grenzdistrikten die Möglichkeit des Handels genommen worden. Es ist glücklicherweise den Bemühungen der deutschen Reichsregierung gelungen, dieses den geltenden Verträgen geradewegs zuwiderlaufende Verbot rückgängig zu machen. Aber man sieht doch die Liebe!

Die einzige Zuflucht für die russischen Juden ist noch der Senat — der Staatsrath und höchste Staatsgerichtshof — in dem die humanen Anschauungen überwiegen. Er hat die Versuche, die Ansiedelungsfähigkeit der „Hebräer" noch mehr einzuengen, durch liberale Auslegung der betreffenden Gesetze vereitelt. Er hat den Kindern jüdischer Soldaten die Niederlassung in ganz Rußland zugestanden. Er hat Sibirien den jüdischen Großkaufleuten, Angestellten und Handwerkern geöffnet. Aber er ist gegen den Einfluß eines Pobedenoszew und Wannowski ohnmächtig. Vergessen wir doch nicht, daß diese Judenfeinde das gesammte Beamtenthum hinter sich haben, das, von den Generalgouverneuren bis hinab zu den Polizeidienern, bei seiner überaus geringfügigen Besoldung, buchstäblich zumeist von den Bestechungen lebt, die ihm die Juden zur Umgehung der unerträglichen Ausschließungsgesetze zukommen lassen müssen. Das ganze Beamtenthum Rußlands hat also ein dringendes Interesse daran, daß diese Ausschließungsgesetze bestehen bleiben und womöglich noch weiter verstärkt werden. Desto mehr müssen ihm die Juden bezahlen.

Von Rußland zu Rumänien ist, wie geographisch so sachlich, der Uebergang leicht. Das Schicksal der dortigen Israeliten hat sich während des Berichtjahres nur insofern verbessert, als die Anzahl der unglücklichen Opfer des rumänischen Geschäftsantisemitismus durch den unaufhörlichen Strom der Auswanderung immer mehr abnimmt. Der Ministerpräsident Carp hegte die wohlwollende Absicht, die Juden zwar nicht zu emanzipiren — dazu fehlte diesem wackeren Staatsmann die Macht — aber doch administrativ und finanziell besser zu stellen, indem er ihnen ein geordnetes Gemeindeleben schaffe. Allein schon im März 1901 fiel das Ministerium Carp, um so genannten „Liberalen", die in

Rumänien die schlimmsten Judenfeinde sind, Platz zu machen. Das neue Ministerium ist aus erprobten Veteranen des ruhmvollen Krieges gegen die wehrlose jüdische Minderheit zusammengesetzt. Schon beginnen an vielen Orten wieder die von den Lokalbehörden angestifteten Judenhetzen, denen gegenüber die neue Regierung nach alter Sitte „wohlwollende Neutralität“ bewahrt. Und Europa schaut den braven Rumänen lächelnd und ermuthigend zu.

Kein Wunder, daß der Antisemitismus auch in dem benachbarten Bulgarien kühn das Haupt erhebt. Das verruchte Blutmärchen rief dort um Ostern 1901 in der Stadt Küstendil ernsthafte Unruhen gegen die Juden hervor. Der im Orte residirende Unterpräfekt versagte sein behördliches Einschreiten, wenn die Juden ihm nicht 300 Franken „leihen“ wollten. Man sieht, der Herr bietet seine Pflichterfüllung wenigstens für billigen Preis feil. Die Regierung indes weicht, nach berühmten Mustern, langsam aber sicher vor dem Andrang der Antisemiten zurück, duldet die ärgsten Frechheiten der antisemitischen Presse und die schlimmsten Aufreizungen der antisemitischen Vereine und schließt „auf dem Verwaltungswege“ die Juden von der ihnen verfassungsmäßig zustehenden Gleichberechtigung aus. Ganz wie in einigen der zivilisirtesten Staaten! Die Träger des Antisemitismus in Bulgarien sind die Griechen und die Armenier, die den jüdischen Mitbewerb im Geschäftsleben zu vernichten bestrebt sind — gerade wie z. B. die konservativen und nationalliberalen Fabrikanten und Ladenbesitzer im gesegneten Königreiche Sachsen.

In erfreulichem Gegensatze zu diesen Staaten, die das Gebot der christlichen Liebe in so eigenthümlicher Weise auslegen, steht die mohammedanische Türkei. Sultan Abdul Hamid setzt volles Vertrauen in seine loyalen und ehrenhaften jüdischen Unterthanen. Er hat sich von deren Ungefährlichkeit für die Integrität seines Reiches auch in Betreff Palästinas überzeugt und deshalb nicht nur die Führer des europäischen Zionismus freundlich aufgenommen und mit Auszeichnungen bedacht, sondern auch das Verbot jüdischer Einwanderung in das heilige Land wesentlich abgeschwächt.

Eine Anzahl Juden nehmen im türkischen Staatsdienste

hohe Stellungen ein. Dies von dem Padischah gegebene Beispiel wird auch von dem Khedive von Aegypten nachgeahmt. Ein gesetzestreuer Jude aus altportugiesischer Familie, Harary Bey, ist Direktor im Finanzministerium und wurde mit dem Pascha-Titel ausgezeichnet.

Die Besserung, die, Dank der Gründung zahlreicher Schulen durch die Alliance israélite sowie anderseits der aufgeklärten und gütigen Gesinnung des Schah, in der Lage der Israeliten in Persien eingetreten war, ist erfreulicher Weise auch während des jüngstvergangenen Jahres zu bemerken gewesen. Zwar hetzen fanatische Priester von Zeit zu Zeit in gewohnter Weise das Volk gegen die Juden auf — allein der Herrscher hält seine schützende Hand über die Bedrängten und bestraft die Schuldigen mit Strenge.

Dagegen ist keine wesentliche Aenderung für die Juden in Marokko eingetreten, die noch immer den Mißhandlungen der Mohammedaner ausgesetzt sind. Nur hier und da wird die Ermordung eines unglücklichen Israeliten bestraft, wenn solcher Bürger oder Schutzbefohlener eines fremden Staates war und das an ihm verübte Verbrechen die Einmischung des betreffenden Konsuls hervorruft. Marokko ist freilich der verkommenste und elendste der mohammedanischen Staaten, und seine Auftheilung zwischen Frankreich und Spanien kann nur noch eine Frage der Zeit sein.

„Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir beistehen", ist ein altes und wahres Sprüchwort. Die leidenden Glaubensgenossen im Osten Europas und Palästinas haben zunächst eine Besserung ihrer Lage nur durch eigene innere Reform sowie durch Ueberführung in andere, gerechtere und glücklichere Länder zu erhoffen. Ihnen hierin behilflich zu sein ist das unausgesetzte Bemühen der Jewish Colonization Association, des Comités, das über die von Baron Hirsch zu Gunsten jener bedrängten Bevölkerungen hinterlassenen Gelder zu bestimmen hat. Das hauptsächliche Bestreben dieses aus hervorragenden Israeliten aller westeuropäischen Länder gebildeten Comités ist zunächst auf die Erziehung jüdischer Bauern gerichtet. Die Kolonien, die es in Argentinien, Kanada, den Vereinigten Staaten, in Palästina, Kleinasien und Cypern begründet hat, sollen einstweilen diesem

Zwecke dienen; ebenso die Ackerbauschulen, die es in Rußland, Galizien, Rumänien errichtete. Erst wenn dergestalt ein Kern tüchtiger Landwirthe geschaffen ist, kann die eigentliche Ackerbau-Kolonisation im Großen, die früher schon versucht worden ist, aber im ganzen bisher wenig Erfolg hatte, mit besserer Aussicht wieder begonnen werden. Bis zu dem Augenblicke, wo die Expatriirung jüdischer Landbauer abermals in weitem Umfange unternommen werden kann, sucht die J. C. A. das Loos der armen Juden in Galizien, Rußland und Rumänien durch Einrichtung billiger Wohnungen, durch Gründung technischer Schulen sowie neuer Industriezweige zu bessern. Das ist eine segensreiche, aber allmähliche und äußerlich wenig hervortretende Thätigkeit. Großes geschieht hier im Einzelnen, ohne daß es, wie sonst üblich, durch die Glocke der Reklame weithin verkündet wird. Die Schwierigkeiten, die sich dem Wirken der J. C. A. zumal in Folge des tiefen Kulturstandes unserer östlichen Stammesbrüder entgegenstellen, sind ungeheuer. Aber der menschenfreundliche Eifer, die Einsicht und eiserne Beharrlichkeit der Männer, die an der Spitze des Comités stehen, sowie der Umfang der materiellen Mittel, über die sie glücklicher Weise verfügen, endlich nicht am mindesten die Planmäßigkeit, mit der sie vorgehen, verbürgen den endlichen Erfolg. Mit schönen Worten und plötzlichem Thatendrang kann hier, wie überall in jüdischen Dingen, nichts ausgerichtet werden. Hingebung, unermüdliche Arbeit, praktischer Sinn, Zielbewußtsein, Abstrahirung von allem persönlichen Ehrgeiz vermögen allein, Bleibendes und Segensreiches zu schaffen. Mögen solche Eigenschaften immer unserer bedrängten Gemeinschaft innewohnen, zugleich mit dem tröstenden und stolzen Bewußtsein, Trägerin einer großen menschheitlichen Aufgabe zu sein.

Litterarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

In Lawrence Sternes „Empfindsamer Reise" ist eine Stelle, der ich immer gedenken muß, so oft ich daran gehe, die litterarische Uebersicht für dieses Jahrbuch zu schreiben. Der englische Humorist sagt dort: „Ich bemitleide den Mann, der von Dan bis Beerseba reist und immer ausrufen muß: Es ist alles öde!" Im Grunde genommen befinde ich mich in derselben traurigen Lage, wenn ich auch sonst nicht gewohnt bin, wie der gelehrte Smelfungus zu reisen, den der Spleen und die Gelbsucht durch die herrlichsten Länder begleiteten. Auch empfinde ich in mir selbst nur wenig Neigung, die orphisch-mystische Arbeit der Danaiden oder gar die lächerliche des Sisyphus im „übertragenen Wirkungskreise" nachzuahmen.

Und dennoch muß ich von Jahr zu Jahr immer wieder meine Klage erheben und immer wieder darauf hinweisen, daß auch im abgelaufenen Jahre von den Hoffnungen und Wünschen, von den Aussichten und Erwartungen, die von mir im vorigen Jahre ausgesprochen, so wenig in Erfüllung gegangen sei.

Das ist keine angenehme Aufgabe — und dennoch muß sie erfüllt werden. Am Ende nützt das beständige Klagen doch etwas, und wer nicht aufhört zu schreien, der wird

schließlich doch einmal gehört. Ist ja auch in diesem Jahre wenigstens einer unserer so oft und so dringend geäußerten Wünsche, wenn auch noch nicht ganz in Erfüllung gegangen, so doch der Erfüllung nahe gebracht worden, nämlich der nach einer zusammenfassenden jüdischen Realencyklopädie. So wollen wir denn als „das Volk der Hoffnung" die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch unsere weiteren Wünsche mit der Zeit in Erfüllung gehen werden.

Als der dringendste erscheint mir in diesem Jahre und angesichts der sich immer mehr zuspitzenden Verhältnisse der nach einem Buche, welches uns das Wesen des Judentums und dessen Stellung den anderen Religionen gegenüber klar und sicher vor Augen führte. Ich habe bereits an einer anderen Stelle diesen Wunsch in die Oeffentlichkeit geschickt und kann mich daher auch auf das dort Gesagte (Allgemeine Zeitung des Judentums) berufen. Jeder Gebildete weiß, welch großes Aufsehen die Schrift von Harnack: Ueber das Wesen des Christentums erregt hat. Neben dem Werke von Haeckel über die Lösung der Welträtsel ist es das gelesenste Buch dieses Jahres geworden. In kurzer Zeit sind mehrere große Auflagen erschienen, alle Zeitungen haben ausführliche und meist anerkennende Besprechungen gebracht. Man weiß, wie Harnack über das Judentum denkt, und wir haben erst jüngst Gelegenheit gehabt, anläßlich seiner Rektoratsrede über die Aufgaben der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte, gegen ihn zu polemisieren. Es ist sehr bedauerlich, daß sich nicht sofort ein hervorragender jüdischer Theologe gefunden hat, der gegen die Anschauung und Beurteilung des Judentums in Harnacks Werken die Polemik eröffnet und daneben dem berühmten evangelischen Theologen eine Reihe großer Irrtümer nachgewiesen hat. Gerade in jüdischen Kreisen wird das Buch Harnacks viel gelesen und zwar in den Kreisen, die sich mit Vorliebe die feingebildeten nennen und dem Judentum gegenüber eine gewisse Vornehmthuerei an den Tag legen. Vielen jüdischen Studierenden ist Harnack die höchste theologische Autorität, und sie zitieren unaufhörlich seine Anschauungen über Judentum und Christentum. Denen, welche auf der Brücke des Uebergangs stehen, bietet Harnacks Ideengang nun gar

willkommene Gelegenheit, um ihren Schritt durch die bekannte Phrase von der Minderwertigkeit des Judentums und von der höheren sittlichen Entwickelung des Christentums zu motivieren.

Dem gegenüber habe ich den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, daß eine sachgemäße, aus den Quellen geschöpfte theologische Gegenschrift, oder was noch mächtiger wäre, eine positive Darstellung von dem Wesen des Judentums geschrieben werde. Wir haben bereits viele Ansätze und Vorstudien zu einem solchen Werke, aber das Buch selbst fehlt uns leider noch immer und doch ist es so wichtig, daß es geschrieben werden muß.

Wer die vielen Vorurteile kennt, die unter Nichtjuden, wie leider auch unter Juden, gegen das Judentum herrschen, wer mit dem Inhalt der meisten Schriften über Theologie und Bibelkritik von evangelischer wie von katholischer Seite näher vertraut ist, der wird uns ohne Rückhalt zustimmen. Wem von uns ist es nicht schon passiert, daß ihm von gebildeten Juden Fragen und Einwürfe entgegengestellt wurden, die die größte Unkenntnis über die Grundlehren des Judentums bewiesen? An wen ist nicht schon anderseits der Wunsch nach einem Werke herangetreten, aus dem man positive Belehrung über das Wesen und die Bedeutung des Judentums sich holen könnte? Gerade in unserer Zeit, wo die wichtigsten religiösen Fragen auf der Tagesordnung stehen, und das Judentum als solches alltäglich in Zeitungen und Zeitschriften angegriffen, geschmäht und herabgesetzt wird, ja selbst von Solchen, die als Sachkenner gelten wollen und auch gelten, falsch aufgefaßt und demgemäß dargestellt wird, gerade in dieser Zeit ist eine belehrende Darstellung über das Judentum dringend notwendig. Unsere Gebildeten schwanken zwischen Haeckel und Harnack hin und her, zwischen der alles negierenden Naturwissenschaft und der das Judentum herabsetzenden protestantischen Theologie, zwischen einer Weltanschauung, die jede Religion zersetzt, und einer anderen, die das Judentum zu einem Nationalkultus herabdrückt.

Das Judentum ist aber eine Weltanschauung, die weder die Naturwissenschaften, noch die protestantische Theologie zu fürchten hat. Die Aufgabe ist, zu zeigen, was das Wesen

unserer Religion ist, welche Stellung sie der Wissenschaft, der Kultur, der freien Forschung, der allgemeinen Ethik und allen anderen Kulturreligionen gegenüber einnimmt.

Diese Aufgabe aber muß in einem Buche über das Wesen des Judentums gelöst werden!

Es wäre in diesem Buche zu zeigen, wie innerhalb des Judentums der Gottesgedanke sich langsam, aber sicher entwickelt hat, wie der Geist des Judentums aufs Innigste mit der Kultur der Alten, dem Ursprung und der Entwickelung des Christentums und allen großen Weltanschauungen seit Jahrtausenden verknüpft ist, wie schon in der Bibel und ebenso in den Reden der Propheten die höchsten Ideale der Sittlichkeit zum Ausdruck gelangen, wie der Grundgedanke der alles überwindenden Liebe sich wie ein roter Faden durch das ganze biblische Schrifttum zieht, wie die talmudische Tradition sich als eine Kraft der Entwickelung bewährt hat, welche das treibende Element innerhalb der Weltanschauung des Judentums bildet, und wie endlich mit dem Wiedererwachen des modernen Geistes auch innerhalb des Judentums der Morgen einer neuen Zeit angebrochen, indem ein harmonischer Ausgleich zwischen dem alten Judentum und der modernen Weltanschauung angestrebt und in ausdauernder Geistesarbeit durchgeführt wurde. Es gilt zu zeigen, daß die in unserer Zeit sich überall Geltung verschaffenden Ideen der Humanität, der sozialen Gerechtigkeit, der Gleichheit und Freiheit innerhalb des Judentums leben und wirken.

Auf dieser Grundlage wäre sodann das Judentum in allen Phasen seiner Entwickelung und in seiner Weltanschauung nach den Quellen vorzuführen.

Ein solches Werk müßte natürlich fesselnd und echt modern, aber auch schlicht und einfach, ohne jede Polemik, aber auch ohne Furcht und Bedenken geschrieben sein, so daß jeder Gebildete auch ohne theologische Vorkenntnisse in der Lage wäre, sich aus diesem Werke Rat und Kunde, Trost und Belehrung zu holen. Es ist selbstverständlich, daß ein solches Buch nur von einem hervorragenden Theologen geschrieben werden kann; gleichwohl dürfte es kein theologisches sein, da es sonst seine Wirkung gänzlich verfehlen würde.

Wird nun ein solches Buch geschrieben werden? So fragte ich schon vor Wochen und Viele, die es gut meinen, stimmten meiner Frage und meinem Wunsche zu, aber eine positive Antwort habe ich bis heute nicht erhalten.

Einer unserer besten und gediegensten Forscher, von dem ich weiß, daß er vor Jahren Vorlesungen über dies Thema vor Universitätshörern gehalten, die weit über den Kreis dieser hinaus großes Aufsehen erregt, und an den ich mich deshalb direkt gewandt habe, war der Einzige, der leider eine abweichende Meinung äußerte. Ich zitiere seine Meinung wörtlich: „Es ist eine wahre Not, in der unser geistiges Leben schmachten muß. Bücher wie die, welche Sie wünschen, können aber nicht bestellt werden; sie sind immer aus dem geistigen Leben unserer Gemeinschaft spontan herausgewachsen. Jehuda Halevi, Mendelssohn, Abraham Geiger waren mit ihren Werken fertig, als die Zeit ihrer bedurfte. Das Judentum war im 12. Jahrhundert reicher als jetzt, wo es sich so vorgeschritten dünkt. Dieser Zustand hat innere Ursachen, mit denen sich die jüdische Publizistik ernstlich beschäftigen müßte.“ Ohne Zweifel hat mein gelehrter Freund in vielem recht, was er in diesem Briefe sagt, aber nicht in allem. Es ist ja auch nicht unsere Absicht, ein solches Buch zu bestellen, sondern es ist nur der dringende Wunsch ausgesprochen worden, daß es geschrieben werde. Und zwar ist dieser Wunsch rege geworden in Folge der Angriffe, die das Judentum doch täglich von allen Seiten zu erfahren hat, und in Folge der Stellung, welche die moderne, sog. freisinnige Theologie unserem Bekenntnis gegenüber einnimmt. Wer sich nicht wehrt, der wird eben bei Seite gestellt oder nicht beachtet. Man weiß, wie sich jene Herren mit der vornehmen Phrase, die jüdische Theologie denke darüber freilich anders, über alle Verlegenheiten und Widersprüche hinwegzusetzen wissen. Nur Wenige können sich zu der Ehrlichkeit eines Holzmann oder Schürer aufraffen, welch Letzterer seine Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi mit dem Satze beginnt: „Keine Thatsache der evangelischen Geschichte, kein Wort in der Verkündigung Jesu Christi wäre denkbar ohne die Voraussetzung der jüdischen Geschichte und der ganzen Vorstellungswelt des jüdischen Volkes.“ Man

vergleiche damit die Aeußerungen und Anschauungen Wellhausens, Harnacks u. a.

Hat doch gerade dieser Letztere durch seine Rektoratsrede: Die Aufgaben der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte, von Neuem gezeigt, wie geringschätzig er über das Judentum als Religion denkt, indem er die Behauptung wagte: „Das Christentum ist nicht eine, sondern **die** Religion."

Der gelehrte Kirchenhistoriker hat sich alsbald von einem politischen Blatte darüber belehren lassen müssen, daß auch der finsterste Fanatismus nicht einmal im Mittelalter verlangt habe, diesen Standpunkt einzunehmen, daß nicht einmal die glaubensreine Inquisition es bestritten habe, daß das Judentum auch eine Religion habe.

Was ist aber solchen Aeußerungen gegenüber von unserer Seite geschehen? So gut wie nichts. Ich habe dieses eine Beispiel ausgewählt, um zu zeigen, wie notwendig es ist, auf diesem Gebiete Positives zu schaffen.

Wer sich aber davon auch heute noch nicht ganz überzeugen lassen will, der lese eben jene Rektoratsrede ganz durch, denn sie enthält auch noch eine andere Behauptung, auf die die politischen Blätter, als nicht in ihre Sphäre gehörig, garnicht eingegangen sind. Harnack sagt nicht nur, daß das Christentum **die** Religion sei, sondern er begründet dies einfach dadurch, daß es die Religion sei, „deren Eigentum die Bibel ist," die die Bibel „besitzt".

Ist aber der erste Teil dieses Satzes eine geradezu unerhörte Behauptung, so ist der zweite Teil, für uns wenigstens, eine traurige Wahrheit. Die Bibel ist allerdings **unser** Eigentum, aber wir haben uns dieses Eigentum entreißen lassen und wir besitzen es nicht mehr, wenigstens nicht in dem Maße, wie wir es besitzen sollten. Die Kenntnis der Bibel — es thut weh, solches zu sagen, aber es muß doch eingestanden werden — ist in nichtjüdischen Kreisen verbreiteter als in jüdischen. Die Arbeit an der Bibel und für die Bibel ist in christlichen Gelehrtenkreisen eine ungleich bedeutendere als in den jüdischen.

Ich müßte befürchten trivial zu werden, wollte ich auch nur ein Wort zur Charakteristik dieser Verhältnisse sagen.

Aber wenn Adolf Harnack seine Studenten daran erinnert, daß die Bibel das Buch des Altertums, das Buch des Mittelalters und — wenn auch nicht auf öffentlichem Markte — das Buch der Neuzeit sei, wenn er ihnen ferner zuruft: „Was bedeutet Homer, was die Veden, was der Koran neben der Bibel!" so wird man es wohl auch einem Juden nicht verargen, wenn er an das „Volk des Buches" die Mahnung richtet, sich doch endlich den Besitz seines kostbarsten Heiligtums wieder anzueignen.

Niemals war die Gelegenheit hierzu günstiger als in unserer Zeit, in der fast alle Positionen der Bibelkritik von objektiven und mächtigen Gegnern in einer so scharfen Weise angegriffen werden, daß das scheinbar so feststehende Gebäude derselben in allen Fugen zu krachen beginnt. Auf die Assyriologen, die so viele biblische Erzählungen durch neue Funde gerechtfertigt und so viele Konjekturen der Bibelkritik entkräftet haben, folgen jetzt die Historiker. Einer der kühnsten Forscher auf diesem Gebiete, Hugo Winkler, hat erst kürzlich Klage darüber geführt, wie schwer es für den Historiker sei, orientalische Quellen zu verwenden. Er sprach dabei von der Zwickmühle: Unfähigkeit der Orientalisten zu mehr als engster Philologie und Unmöglichkeit für den Nichtorientalisten, die Quellen und den Stoff ohne Beherrschung der Sprache richtig zu beurteilen. Will man aber die Sprache wirklich vollständig beherrschen, dann muß man zu uns und unseren alten Grammatikern kommen! Am schwierigsten erscheint diesem Forscher die Darstellung alles dessen, was auf alttestamentlichen Nachrichten beruht, denn diese wichtige Quelle, die so viele Edelsteine in der Ueberlieferung birgt, ist ja doch nur mit Hilfe einer Anzahl von kritischen Hilfsmitteln zu benutzen, die ausschließlich dem Fachmanne zu Gebote stehen. Winkler schließt seine bewegliche Klage mit folgendem kostbarem Geständnis: „Unsere angeblichen Bibelübersetzungen, auch die kritischen, könne in keiner Beziehung auch nur den bescheidensten Anforderungen genügen, welche der Historiker an sie stellen müßte." Wer sich an den Streit erinnert, der vor etwa vier Jahren zwischen dem Historiker Eduard Meyer und dem Bibelkritiker Julius Wellhausen in so lebhafter Weise geführt wurde, der wird dieser Klage zustimmen, die in jedem

Fall geeignet ist, den Hochmut der Bibelkritik etwas herabzustimmen.

Hervorragende Erscheinungen auf diesem Gebiete hat das Berichtsjahr nicht aufzuweisen. Die beiden Kommentare zur Bibel, der große von Nowack und der kleine von Marti, schreiten rüstig vorwärts und werden wohl bald zum Abschluß gelangen. Von den Ausgaben des ersteren sind Exodus und Leviticus in der Bearbeitung von Baentsch, Richter und Ruth vom Herausgeber selbst, von den Bearbeitungen des Marti'schen kurzen Handkommentars sind Leviticus von Bertholet, Josua von Holzinger, der Daniel des Herausgebers, Jeremias von Duhm und die Bücher der Chronik von Benzinger zu erwähnen. Außerdem gehören hierher die Untersuchungen zum Buche Amos von M. Löhr, zu Jeremia von Cornill, der Kommentar zu Daniel von Driver, zu Sacharja von Edel, die Ausgabe von Ezechiel von Schmalzl, in der katholischen Sammlung der Leo-Gesellschaft, die Arbeit von Meusel über die Stellung der Sprüche Salomonis in der israelitischen Litteratur- und Religionsgeschichte. In der Hauptschen Regenbogenbibel haben Guthe und Batten die Bücher von Esra und Nehemia herausgegeben.

Aus dem weiten Umkreis der Studien zur Geschichte und Kritik der heiligen Schrift sind zu nennen die Arbeiten von Day über das soziale Leben der Hebräer, von Koeberle über die geistige Kultur der semitischen Völker und über Natur und Geist nach der Auffassung des alten Testaments, die Greifswalder Studien von Cremer, ein neues Heft der altorientalischen Forschungen von H. Winkler, die Aufsätze und Abhandlungen von Fritz Hommel, der erste Band eines Werkes von Schwally über die semitischen Kriegsaltertümer, zwei Arbeiten von Steuernagel über die Einwanderung der israelitischen Stämme in Kanaan und über die Entstehung des deuteronomischen Gesetzes, ein wohl mehr homiletisches Werk über König David, sein Leben und seine Psalmen, aus dem Norwegischen des Pastors Storjohan, die religionsgeschichtlichen Untersuchungen von Ed. Stucken über die Astralmythen der Hebräer, Babylonier und Aegypter, eine populäre historische Skizze von Heinrich Zimmern:

Biblische und babylonische Urgeschichte in den Darstellungen „Der alte Orient", die die Vorderasiatische Gesellschaft herausgiebt, eine recht mäßige Untersuchung von W. Erbt über „die Purimsage in der Bibel", eine andere von J. Scheftelowitz: Arisches im Alten Testament, eine recht lesenswerte von F. Praetorius über die Herkunft der biblischen Accente, endlich eine historische Darstellung: Israels Geschichte von Alexander d. Gr. bis auf Hadrian von dem auf positiven Standpunkte stehenden A. Schlatter; eine durch ihren Radikalismus charakteristische Arbeit von Zapletal über den Henotismus und die Religion Israels, ferner die sprachlich wichtigen Studien von E. König: Hebräisch und Semitisch, eine, wenn ich nicht irre, schon früher erschienene, sehr interessante Arbeit von Diepolder über den Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit, die Studien zur Entstehungsgeschichte der jüdischen Gemeinde nach dem babylonischen Exil von Sellin, die Faksimiles von biblischen Handschriften im Britischen Museum, die Kenyon als einen wertvollen Beitrag zur biblischen Paläographie herausgiebt, das Werk von Clermont-Ganneau über semitische Epigraphik, die Arbeit von Falk über Bibelstudien, Bibelhandschriften und Bibelkunde in Mainz im 8. Jahrhundert bis zur Gegenwart, der zweite Band des Buches von Cooke über die Geographie und Geschichte Palästinas, der Bibel-Atlas von Wilson, die Fortsetzungen der englischen Ausgabe des hebräischen Wörterbuches von Gesenius von Brown, der biblischen Encyklopädie von Cheyne und Black, sowie des biblischen Wörterbuches von Hastings und der populären deutschen Konkordanz von Büchner. Die Litteratur der Apokryphen haben Flemming und Rademacher durch die Ausgabe des griechischen Textes der Apokalypse des Henoch, J. Halevy durch eine interessante Studie über Tobias, A. Schweitzer durch seine Untersuchung über die Reste eines hebräischen Textes vom 1. Makkabäer-Buch wesentlich gefördert. Die Einleitung in die griechische Uebersetzung des alten Testaments von Swet, die wohl auch bald in deutscher Uebertragung erscheinen wird, ist eine sehr wichtige Arbeit. Die Funde aus der alten Genizah zu Kairo mehren sich und Vieles wurde auch in diesem Jahre

zu Tage gefördert. Die Fragmente des Sirach sind in ausgezeichneten Faksimiles in der Universitätspresse zu Oxford und Cambridge neu erschienen, und Taylor hat außerdem aus seiner und Schechters Kollektion verschiedene Fragmente ebenfalls mit Faksimiles ediert. Ein unermüdlicher Arbeiter auf diesem Gebiete P. Wendland hat den für die Geschichte der Septuaguinta so wichtigen Aristeas-Brief mit gewohnter kritischer Genauigkeit neu bearbeitet; die Bibelstudien von Deißmann, die wohl schon früher deutsch erschienen sind, haben bereits ihre gerechte Würdigung erfahren. Es sind noch zu erwähnen die Beiträge zur nordsemitischen Onomatologie von Chajes, der zweite Teil des Buches über die alexandrinische Hagada von Weinstein, der Vortrag von Baldensperger über das spätere Judenthum als Vorstufe des Christentums. Die deutsche Uebersetzung des Josephus von Clemenz ist mit dem 4. Bande zum Abschluß gediehen. Außerdem ist eine französiische Uebersetzung der Antiquitäten von J. Weill erschienen. Das Verhältniß des Josephus zur Halacha erörtert in Hinblick auf die jüdischen Strafgesetze Heinrich Weyl. Dieselbe Geschichtsperiode behandelt auch zum Teil eine neue Arbeit des auf diesem Gebiete seit Jahren thätigen M. Friedländer, nämlich den Antichrist in den vorchristlichen jüdischen Quellen. Der Verfasser hat durch seine Schriften über die Entstehungsgeschichte des Christenthums und die Stellung des Judenthums in der christlich-jüdischen Welt und über den vorchristlichen jüdischen Gnosticismus bewiesen, daß er seine eigenen Wege wandelt. Seine These, daß schon vor Entstehung des Christentums geschlossene gnostische jüdische Sekten existirt hätten und daß die sog. Minäer eine solche gewesen seien, sucht er in diesem Buche durch eine Fülle von Detailausführungen zu beweisen. Der Urtypus des Antichrist ist ihm der biblische Belial. Er ist der dämonische Verführer, der später im Bilde des Drachens oder der großen Schlange, die durch den Messias überwunden werden soll, dargestellt wird. Friedländer geht gegen die offiziellen Vertreter der jüdischen Wissenschaft in seinem Buche sehr scharf vor. Er meint, daß die jüdische Forschung hier wie so oft des rechten Weges verfehlt, deutlich markirte Spuren verwischt und große Verwirrung angerichtet habe. Nach

seiner Ueberzeugung hat der jüdische Hellenismus mindestens eben solche Geistesthaten hervorgebracht, wie das pharisäische Judenthum, und diesem Hellenismus will er zur Anerkennung und zu seinem Recht verhelfen.

Von den Werken des Origenes ist jetzt der dritte Band in der Ausgabe von Erich Klostermann erschienen, der die Bibelkommentare dieses Kirchenvaters enthält. Von der Biographie des Hieronymus hat Georg Grützmacher die erste Hälfte erscheinen lassen, die bis zum Jahre 385 geht. Die wertvollste Gabe auf diesem Gebiete ist die Arbeit von Johannes Geffken über das 12. Buch der Sibyllinen-Orakel. Bei der Beschaffenheit, in welcher die sibyllinischen Orakel auf uns gekommen sind, ist es schwer möglich, jüdisches von christlichem überall mit Sicherheit zu scheiden. Bisher hat man eigentlich nur das dritte Buch als sicher jüdischen Ursprungs aufweisen können. Das 12. Buch hielt die Mehrzahl der Forscher bisher für christlich. Nun kommt Geffken mit dem überraschenden Nachweis, daß dieses Buch eine ziemlich vollständige römische Kaisergeschichte von Augustus bis auf Alexander Severus enthält, und daß der Verfasser desselben ein hellenistischer Jude aus der Zeit des Severus war, ein Mann des Volkes, der ohne große Bildung Menschen und Dinge mit anschaulicher Deutlichkeit schildert, insbesondere je näher die Erzählung seiner eigenen Zeit rückt. Dadurch wird dieses bisher vernachlässigte 12. Buch der Sibyllinenorakel ein wichtiges und interessantes Dokument, das man als eine Art von Volksbuch über die Persönlichkeiten und das Wirken der römischen Imperatoren ansehen kann. Es ist auch nicht ein ungeordneter Haufen von Nachrichten, sondern ganz einheitlich geordnet; allerdings wird Wahres mit Falschem vermischt, aber gerade deswegen spiegelt die Geschichte wohl das wieder, was man in der Provinz von den Kaisern durch Hörensagen wußte und welches Bild ihres Lebens sich den Ueberlebenden eingeprägt hatte. Natürlich sieht da manches ganz anders aus, als die höfische Geschichtsschreibung oder die Ueberlieferung der Senatorenkreise es darstellte. Der neu entdeckte jüdische Geschichtsschreiber beginnt die Reihe der Kaiser mit Augustus. Die Erinnerung an diesen sowie an seine ersten Nachfolger ist allerdings nicht sehr stark. Plastisch wird erst das Bild

Neros, wobei es bemerkenswert erscheint, daß sich der Verfasser von den christlichen sowohl wie von den jüdischen Fabeln über jene Kaiser fern hält; von besonderem Interesse ist die unbefangene Schilderung des Verhältnisses von Vespasian, Titus und Domitian zu den Juden; von Marc Aurel ist der Autor ganz begeistert. Wie aus dem Gedicht auch hervorgeht, ist der äußere Gegensatz zwischen Orient und Occident im Römerreiche, der ungefähr unter der Regierung des Kaisers Septimius Severus einsetzt, auch innerlich vom ganzen Volk empfunden worden. Es ist bekannt, daß wir derartige Volksbücher wie dieses aus dem Altertum nur verschwindend wenige besitzen. Darum ist diese neue Untersuchung von solchem Werte; das Gedicht selbst wächst aber noch in seiner Eigenart an Interesse, da es zu dem Schlusse berechtigt, daß so wie sein Verfasser die ganze Mittelmeerwelt damals gedacht hat.

Gegenüber dieser reichen Arbeit von nichtjüdischer Seite auf den verschiedenen Gebieten der Alterthumswissenschaft nimmt sich das, was unsere Glaubensgenossen in diesem Jahre geschaffen haben, wiederum recht dürftig aus, und doch sagt ein sehr gewichtiger Zeuge, nämlich Eduard König in seiner Einleitung in das alte Testament ausdrücklich: „Die jüdische Exegese in der Neuzeit zeigt viel Streben nach richtiger sprachlich-geschichtlicher Auffassung des alten Testaments.“ Dieses Wort der Anerkennung sollte doch unsern Forschern ein Sporn zu weiterem Schaffen sein, zugleich aber auch ein Fingerzeig, nach welcher Richtung hin sie ihre Arbeit an der Bibel ausdehnen sollten. Leider geschieht meist gerade das Gegentheil. Wagt sich einmal einer unserer jungen Forscher auf diese gefährlichere Bahn, so geht er meistens in den Wegen der radikalen Bibelkritik. Ich wünschte wohl, daß die Worte, die ein greiser und berühmter Forscher, Joseph Halevy, bei einem ähnlichen Anlasse ausgesprochen, in unseren Kreisen mehr beherzigt werden mögen. Er sagte da u. A.: „Die moderne Bibelkritik ist größtentheils in den Händen einer Schule, deren Programm eingestandenermaßen, wenn wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, darin besteht, den Nachweis zu führen, daß das neue Testament das alte überrage. Es wäre von einem nichtjüdischen Autor zu viel verlangt, wenn

er in seiner Schilderung Gefühle zum Ausdruck bringen wollte, die er selbst nicht besitzt. Diese Gefühle aber sind es gerade, die die Leser kennen lernen wollen, um sich ein Bild von dem religiösen Leben des zeitgenössischen Judenthums zu machen. Die jüdische Exegese darf daher nicht einer bekehrungssüchtigen oder systematisch zerstörenden Kritik als Schleppenträger dienen. Vielleicht werden dann auch die jüdischen Autoren nicht so vernachlässigt werden, wie das gegenwärtig der Fall ist. Vor allem aber sollen sich die jüdischen Forscher auf diesem Gebiete ja in Acht nehmen, denen zu folgen, die das alte Testament als ein Werk betrachten, das fast in jeder Zeile des tradirten Textes von frommen Betrügern gefälscht sei. Dieses ist ja wohl der springende Punkt in der schrankenlosen, alles auflösenden Kritik der Graf-Wellhausen'schen Schule."

Diese Bemerkungen Halevy's haben freilich keinen Bezug auf die wenigen Arbeiten jüdischer Gelehrten, die in diesem Jahr zu erwähnen sind. Eine neue deutsche Bibelübersetzung von S. Bernfeld verdient aufmerksame und volle Würdigung. Der 3. Band des hebräischen Bibelkommentars von A. E. Ehrlich, der die Propheten enthält, wird wiederum ebenso viel Anerkennung wie Widerspruch hervorrufen. Eine neue Ausgabe der Mikraot Gedolot kann nur die Sehnsucht nach einer wirklich wissenschaftlichen Ausgabe verstärken. Die Synonyma des Pentateuchs haben M. D. Asner und J. Grünbaum behandelt; ältere rabbinische Pentateuchkommentare haben Eppenstein von Salomon ben Astruc aus Barcelona und Buber von Menachem ben Salomo herausgegeben. Beide sind interessante Beiträge zur Geschichte der Bibelexegese in Spanien vom 12. bis 14. Jahrhundert. Die interessanten Ansichten eines späteren Forschers, Baruch ibn Baruch, über Kohelet hat David Leimdörfer behandelt. Vorzügliche Uebersetzungen des Hohenliedes und der Klagelieder sind von M. A. Klausner erschienen, der gegenwärtig auch die Psalmen metrisch übersetzt. Von dem holländischen Bibelkommentar J. Vredenburgs ist der zweite Theil erschienen. Als ein Curiosum mag auch noch eine neue persische Bibelübersetzung, die für den Ritus der Juden in Buchara bestimmt ist, erwähnt werden. Es ist interessant, daß wir dank dem Sammelfleiße Elkan Adlers

und dem Forscherfleiße Wilhelm Bachers die Litteratur der Juden in Persien und in Buchara immer mehr kennen lernen. Wenn auch diese Litteratur keine großen Schätze aufzuweisen hat, so ist sie doch für die allgemeine wie für die Religionsgeschichte von nicht geringem Interesse.

* * *

Unvermerkt sind wir an der Hand so sicherer und treuer Führer wie Bacher und Buber in das Revier der jüdischen Litteratur gelangt. Da müssen wir denn zunächst als das Hauptwerk des Jahres den ersten Theil der jüdischen Encyklopädie, die unter dem Titel: The Jewish Encyclopedia in New York erschien, mit gebührender Anerkennung hervorheben. Schon in den vierziger Jahren wurde die Idee einer solchen jüdischen Realencyklopädie von Moritz Steinschneider und David Cassel angeregt. Es erschien auch ein kleines Spezimen, ohne daß die Sache weiteren Erfolg gehabt hätte; in den siebziger Jahren trat Ludwig Philippson, der unermüdliche, mit dem gleichen Plan vor die Oeffentlichkeit, 1887 erneuerte H. Graetz die Idee, und einige Jahre später kam der Mann, dem die amerikanische Encyklopädie vor Allem ihr Entstehen verdankt, Herr Isidor Singer, nach Berlin mit der festen Absicht, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Es wurde ein Komitee gebildet, die Vorarbeiten wurden in Angriff genommen — aber zur Ausführung kam der Plan nicht, Herr Singer ging nach Paris, aber auch dort gelang es ihm nicht, seine Ideen zur Ausführung zu bringen. Dann kehrte er der alten Welt den Rücken und nun ist es ihm in Amerika doch gelungen, seinen Plan zu verwirklichen. Er hat mit einer Zähigkeit und Kraft ohne Gleichen dafür gearbeitet und verdient darum allein schon die wärmste Anerkennung. Er hat sich aber auch mit einem großen Stabe gelehrter Mitarbeiter umgeben, er hat kühne und opfermuthige Verleger gefunden, und so darf man wohl hoffen, daß diesmal das Werk wirklich vollendet werden wird.

Der erste Band, der bisher erschienen, giebt eine ziemlich sichere Gewähr für die Ausführung der Idee. Die meisten Mitarbeiter sind natürlich Deutsche. Die Redaktion liegt in den Händen tüchtiger amerikanischer Gelehrter wie Cyrus Adler, Gotthold Deutsch, Louis Ginzberg,

Richard Gottheil, Markus und Morris Jastrow, K. Kohler u. a. Der erste Band geht bis zur apokalyptischen Litteratur. Es ist ja natürlich, daß ein solches Werk noch Mängel verschiedener Art aufzuweisen hat, aber es wäre mehr als thöricht, sich bei diesen Mängeln aufzuhalten und deshalb dem Unternehmen die Anerkennung zu versagen, die ihm von Gottes- und Rechtswegen gebührt. Wir würden manches anders gewünscht haben; so ist namentlich die Reklame, mit der das Werk eingeführt wurde, bedenklich, (ein Beurtheiler hat es sogar einen modernen Talmud genannt) nichtsdestoweniger wird man in der Jewish Encyklopedia ein Werk von bleibendem Werthe sehen dürfen. Der erste Band umfaßt 685 Seiten. Außer etwa 1000 Artikeln, die meist von berufenen Fachmännern geschrieben sind, enthält er 150 sorgsam ausgeführte Illustrationen: Reproduktionen biblischer Gegenstände wie Landschaften, Thiere, häusliche und industrielle Verrichtungen, Reproduktionen alter Manuskripte, Portraits hervorragender Persönlichkeiten, Proben alter Drucke, Bilder moderner Bauten, kurz eine Reihe der belehrendsten Bilder des Lebens und Schaffens unserer Gemeinschaft, die den Text wirklich illustriren. Wir lernen an zweihundert Abrahams kennen, von Abraham, dem Stammvater, bis zu Bernhard Abraham, dem französischen General, wir werden über Amulette bei den Juden, über Alchimie und Askese, über Musik und über das Gegentheil von Musik, nämlich über — den Antisemitismus belehrt; mit einem Wort, das Werk wird seiner Aufgabe gerecht, alles Wissenswerthe über das Judentum in alphabetischer Ordnung dem Leser vorzuführen. Außer den vierhundert Mitarbeitern und dem großen Redaktionsstabe sind von den hervorragendsten europäischen Gelehrten der jüdischen und christlichen Theologenwelt 29 als berathende Mitglieder herangezogen worden, deren Rath in jeder Angelegenheit von Bedeutung angehört wird. Es ist also das Menschenmögliche geschehen, um das Werk vollständig und korrekt zu machen. Man darf dem Unternehmen ein herzliches Glückauf zurufen. Das alte Wort: „lo meeber lejam hu“ kann man längst nicht mehr spöttisch auf das Geistesleben der Juden in Amerika und England anwenden. Im Gegentheil! Es herrscht dort gegenwärtig eine größere Regsamkeit

als bei uns, und das wichtigste Zeugnis für diese Regsamkeit ist eben die Jewish Encyklopedia.

Wirft man dann einen Blick auf das, was für die einzelnen Gebiete unseres Schriftthums im abgelaufenen Jahre geschehen ist, so haben wir uns zunächst mit den Forschungen über die Litteratur des Talmud und der Midraschim zu beschäftigen. Leider ist die Ausbeute diesmal keine ergiebige. Der fleißige Grünhut hat wieder einen Theil seiner Sammlung älterer Midraschim herausgegeben, ebenso hat A. Schwarz seine Ausgabe der Tossefta mit Kommentar durch einen neuen Band, den Traktat Chulin enthaltend, vermehrt. Parallel mit dieser geht die Tossefta-Ausgabe von Mordechai Friedmann, von der der dritte Theil (Seder Moëd) erschienen ist. Auch von der deutschen Mischna-Uebersetzung Baneths sind einige neue Hefte herausgekommen, ebenso von der italienischen Mischnah-Uebersetzung, die J. Ch. Castiglioni herausgiebt, und von der Talmud-Uebersetzung Lazarus Goldschmidts ist der Traktat Joma als 5. Lieferung des zweiten Bandes erschienen. Die Berichte über den Fortgang einer russischen Talmudübersetzung, die der bekannte Orientalist N. Pereferkowitsch in Petersburg herausgiebt, lauten für das Unternehmen günstig. Ich kann darüber leider nicht aus Autopsie urtheilen. Das Werk soll sechs Bände umfassen. Der erste Band und drei Hefte des zweiten sind bereits erschienen und wurden alsbald vergriffen, sodaß eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte. Die Uebersetzung soll nach dem Urtheil von Fachmännern vorzüglich gelungen und die Ausstattung des Werkes eine sehr gefällige sein. Ein großes aramäisch-neuhebräisches Wörterbuch zu Talmud, Targum und Midrasch, das den gesammten Wortschatz in übersichtlicher Weise nach den neusten Forschungen ordnet, hat Gustav Dalman herausgegeben. Das Werk enthält auch einige sehr werthvolle Beigaben, nämlich ein Lexikon der Abbreviaturen von Händler und den Wortschatz des Onkelos-Targum von Schärf. Von dem englischen Wörterbuche Jastrows, das ja bekanntlich den gleichen Zweck verfolgt, ist die 13. Lieferung erschienen. Das Werk wird nun bald zum Abschluß gelangen. Erwähne ich noch eine sehr werthvolle Studie Maybaums über die ältesten Phasen in der

Entwickelung der jüdischen Predigt, nämlich die Einleitungen zu den Midrasch-Perikopen, und den zweiten Theil der eindringenden Studien von M. W. Rapoport über den Talmud und sein Recht vom Standpunkt der vergleichenden Rechtsgeschichte, sowie die gelehrte Arbeit von M. Bloch über das mosaisch-talmudische Strafgerichtsverfahren, so ist wohl das ganze Gebiet damit erschöpft.

* * *

Mehr haben wir diesmal von der Thätigkeit auf geschichtlichem Gebiete zu berichten. Zwar sind nicht so viele, dafür aber einzelne sehr werthvolle Arbeiten erschienen. Als das Hauptwerk des Jahres gilt der erste Theil des in diesem Jahresberichte schon oft nach Verdienst gewürdigten Buches von Emil Schürer: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. Der erste Band war lange vergriffen und die dritte eben erschienene Auflage wurde von Freunden und Verehrern des Buches sehnlichst erwartet. Der Text hat zwar keine durchgreifende Aenderung erfahren, aber die Ergänzungen, welche in der Zwischenzeit nothwendig wurden, sind doch so zahlreich, daß der Umfang um mehr als hundert Seiten gestiegen ist. Besonders hervorzuheben ist der Zuwachs an Material, welcher durch neue Funde von Inschriften und Papyrustexten zur alexandrinischen Judenverfolgung und der amtlichen Steuerliste in Aegypten geboten wurde. Ein bereits angekündigtes Register zu allen drei Bänden soll nun das große Werk vervollständigen.

Von Gesammtdarstellungen ist die Geschichte der Juden von S. M. Dubnow in erster Reihe zu nennen, von der bisher allerdings nur ein Band, und zwar in russischer Sprache, erschienen ist. Der Verfasser hat durch seine Skizze über die Psychologie der jüdischen Geschichte, die etwa vor drei Jahren erschienen ist, sowie durch verschiedene andere Beiträge seine Competenz für eine solche Arbeit längst erwiesen. Das Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen der erste den Zeitraum von den Anfängen der israelitischen Volksgeschichte bis zum babylonischen Exil umfaßt.

Eine nicht minder wichtige Arbeit ist der zweite Theil des Buches von J. Halevy: Dorot harischonim, der die Periode von der Beendigung der Mischna bis zum Abschluß

des Talmud behandelt. Das Werk erscheint, wie die Geschichte von Graetz, von rückwärts, denn schon im Jahre 1897 ist der dritte Theil dieser Arbeit erschienen, die, wie bekannt, von manchen Seiten mit Jubelfänfaren und Reclametrompeten eingeführt wurde, ohne daß es deren bedurft hätte, um alle Einsichtigen und Sachverständigen davon zu überzeugen, daß man es hier in der That mit einer ebenso originellen wie gelehrten Arbeit zu thun habe. Schade, daß Halevy durch seine allzu scharfe Polemik gegen die Meister der jüdischen Geschichtswissenschaft selbst den Weg gebahnt, auf dem eine Reihe schreibfertiger Schüler nunmehr behaglich einherschreiten kann. Auch haben Gelehrte wie Epstein u. a. Halevy bereits wiederholt nachgewiesen, daß auch seine Resultate nicht auf durchaus festen Füßen stehen. Nichts destoweniger wollen wir das, was Halevy an positiven Forschungen bietet, mit herzlicher Freude begrüßen. Er geht überall zu den ersten Quellen hinauf und zeigt uns, wie die talmudischen Berichte für die Geschichte nutzbringend zu verwerthen sind. Das ist ein wichtiges Ergebniß seiner Arbeit, die auch im Einzelnen viel Neues bringt. Nach Halevy hört die Periode der Tanaiten nicht mit dem Tode Rabbi Jehuda's auf, sondern zwischen diesen und die ersten Amoräer setzt er noch eine ganze Generation von Tanaiten, deren Aufgabe es gewesen sein soll, die Erklärung der Mischnah-Worte zu überliefern. Der Zeitraum soll nach seinen Forschungen etwa 30 Jahre umfaßt haben. Besonders interessant ist das, was Halevy über die Boraithas, die die Mischna erklären, zusammenbringt. Aber hier hat er doch viel Widerspruch erfahren. Die Wirksamkeit der babylonischen Amoräer ist besonders lichtvoll behandelt, der Abschluß des babylonischen Talmud erscheint auch Halevy zugleich als der allgemeine Abschluß beider Talmude. Was er über die Differenzen zwischen diesen beiden Talmuden sagt, wird wohl kaum allgemeine Zustimmung finden. In jedem Fall aber wird das Werk noch zu weiteren Forschungen und Auseinandersetzungen Veranlassung bieten.

Eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte des Judenthums in französischer Sprache ist in der zweiten Auflage von Théodore Reinach erschienen. Die erste erschien 1884 und hat großes Interesse erregt, in der zweiten Auflage

sind namentlich die Kapitel über die Geschichte des Judenthums in Frankreich erweitert. Hoffenlich wird das Buch an seinem Theile dazu beitragen, viele Vorurtheile zu überwinden und böswillige Angriffe zurückzuweisen. Die Essays des Pariser Advokaten Ferdinand Dreyfus können hier gleich angeschlossen werden, da sie wichtige Beiträge zur neueren Geschichte der Juden in Frankreich geben. Von der nach den Quellen selbständig bearbeiteten jüdischen Geschichte von H. W. Jawitz ist der 4. Band erschienen, der die Zeitperiode vom Anfang der macedonischen Herrschaft bis zum Verfall des hasmonäischen Königthums behandelt. Eine polnische Uebersetzung der großen Geschichte von Graetz ist ebenfalls in Angriff genommen. Bisher ist nur ein Band erschienen. Eine Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart hat P. Wiernik in englischer Sprache geschrieben.

Von Einzeldarstellungen sind besonders zu erwähnen die auf gründlichen Quellenstudien fußende geschichtliche Untersuchung von Immanuel Deutsch über die Regierungszeit der jüdischen Königin Salome Alexandra und die Wirksamkeit des Rabbi Simon ben Schetach, sowie die treffliche Widerlegung, die Leo Bäck vom geschichtlichen Standpunkt aus der Schrift Harnacks über das Wesen des Christenthums zu Theil werden ließ. Eigentlich gehört auch hierher das originelle Buch von Josef Krauskopf: A Rabbis Impressions of the Oberammergau Passion Play. Anknüpfend an einen Besuch der Oberammergauer Passionsspiele, den der geistvolle amerikanische Prediger im vorigen Jahre machte, schildert er zunächst das Spiel selbst und die Rolle, welche den Juden daselbst zuertheilt wird. Die Hauptsache aber ist der zweite Theil, der sich mit der wichtigen Frage beschäftigt, ob im alten Testament Prophezeiungen auf Christus vorkommen, der sodann talmudische Parallelen zu den Sentenzen des neuen Testaments anführt und schließlich über Paulus als den Begründer und Verbreiter des Christenthums handelt. Das ganze Buch ist mit gründlicher Beherrschung des einschlägigen Quellenmaterials frisch und geistvoll geschrieben. Es ist gut, daß man auf jüdischer Seite zu den einschlägigen Fragen Stellung nimmt, was man bisher aus Opportunitätsrücksichten

nicht gethan hat. Der Hauptreiz des köstlichen Buches liegt in der fesselnden Darstellung. In Amerika fängt auch schon die Theologie an unterhaltend zu werden; bei uns ist sie noch lange nicht so weit. Das Buch von N. M. Sinowitz: Licht und Wahrheit über Jesus Christus, das sich bescheiden als „eine Offenbarung" ausgiebt, ist der beste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung.

Die Geschichte einzelner Städte und Gemeinden hat auch in diesem Jahre eine ansehnliche Bereicherung erfahren. Hierzu rechne ich allerdings nicht die Arbeit von Besemer, dem bekannten Historiker der Antisemiten, dessen Beiträge zu einer Geschichte der Juden in Spanien und Portugal ausschließlich im Interesse der Richtung geschrieben sind, der er sich nun einmal angeschlossen, auch nicht die Geschichte der Juden in Köln von dem auf gleichem Boden stehenden Th. Franzen, eher schon die Untersuchungen von F. Wiegand über Agobard von Lyon und die Juden. Außerdem gehören wohl hierher das Buch von M. Gaster: Die Geschichte der Sephardim-Gemeinde in London, die sehr wichtige und gründliche Arbeit über die Inschriften des alten jüdischen Friedhofs in Frankfurt a. M. von M. Horovitz, ferner die eindringenden Untersuchungen von J. E. Scherer über die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutsch-österreichischen Ländern, die den ersten Band einer Geschichte des Judenrechts im Mittelalter bilden, und eine sehr werthvolle Einleitung über die Prinzipien der Judengesetzgebung in Amerika während des Mittelalters enthalten; sodann die Studie von Lucien Wolf über Manasse ben Israels Mission an Oliver Cromwell, endlich die verschiedenen Untersuchungen von M. J. Kohler über die Geschichte der Juden in Amerika. Die rechtlichen und sozialen Verhältnisse der altberühmten jüdischen Gemeinden Speyer, Worms und Mainz in der ersten Hälfte des Mittelalters hat Ephraim Carlebach gründlich untersucht. Die Judenverfolgungen im zweiten schwedisch-polnischen Kriege hat Louis Lewin auf Grund archivalischer Studien besprochen. Seine auf den Grund der Sache gehenden und mit alten Sagen streng aufräumende Arbeit an der Geschichte der Juden in Worms hat A. Epstein auch in diesem Jahre fortgesetzt. Demselben scharfsinnigen Gelehrten verdanken wir eine

Geschichte der alten Familie Lurja von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart. Ein Vortrag von Oberkantor E. Birnbaum behandelt die Frage: Was hat die jüdische Gemeinde Königsbergs König Friedrich I. im Besonderen zu verdanken? Die Geschichte der Juden in Sachsen hat A. Levy geschrieben, die der jüdischen Gemeinden im Ries der Straßburger Oberbibliothekar Prof. L. Müller, die Geschichte der jüdischen Gemeinde zu Memel J. Rülf, die neuere Geschichte der russischen und polnischen Juden Leon Scheinhaus, die Geschichte der jüdischen Gemeinde Budapest Alexander Büchler; Beiträge zur Geschichte der alten Gemeinde Preßburg sammelte H. Weiß, die Geschichte der alten mährischen Gemeinde Kremsier hat A. Frankl-Grün zum Abschluß gebracht, über die rechtliche Stellung der Juden im Canton Aargau hat Ernst Haller das Material in einem großen Buche mit staunenswerthem Fleiße zusammengetragen. Dankenswerthe Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Wilna lieferte H. N. Maggid. Mit dem Schicksal der verlorengegangenen zehn Stämme beschäftigte sich M. Lewin in einer lesenswerthen Schrift.

* * *

Von der Geschichte zur Biographik übergehend haben wir manche hübsche Arbeit zu nennen. Ich stelle das Gedenkbuch für den unvergeßlichen David Kaufmann obenan, das eine ganze Heerschau des jüdischen Gelehrtenkreises unserer Zeit liefert und viel Werthvolles, allerdings auch manche Spreu bietet. Eine ausführliche Biographie des theuren Mannes hat dessen Schüler Samuel Kraus gebracht. Auch die Gedenkblätter zum hundertsten Geburtstage Zacharias Frankels, die dessen Schüler herausgegeben, verdienen hier ehrenvolle Erwähnung. Ich nenne außerdem noch eine Schrift über Leo de Modena von N. S. Libowitz und im Gegensatz hierzu eine Biographie des Rabbi Moses Isserles von E. Margaliot, sodann eine historische Untersuchung des unermüdlichen Friedberg über die Geschichte der alten Familie Schor von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, eine Biographie des gelehrten Rabbiners von Livorno Benamozegh von G. Lattes, eine Sammlung hebräischer Biographien von Rabbinern und jüdischen

Schriftstellern der Gegenwart von B. Eisenstadt und ein Buch über Salomon Munk von Moïse Schwab. Die Kunst der Biographik ist leider bei uns noch nicht stark entwickelt. Auch die Memoiren-Literatur ist nur sehr schwach vertreten und doch wäre es zu wünschen, daß wir mehr biographische und zeitgeschichtliche Darstellungen erhielten, die der Literatur immer den Impuls geben, die Zeitgeschichte nicht als das von dem persönlichen Lebensinhalt Fremde und diese von jenem verschieden zu gestalten, sondern beide selbst aufs Innigste zu verbinden. Wir haben eine ganze Reihe hervorragender Charaktere im Leben wie in der Wissenschaft, die, wo sie mit Feinheit und Treue geschildert werden, unserer Jugend ein schönes Beispiel von Charakterstärke, Glaubenstreue und geistiger Bedeutung geben würden. Die neueren hebräischen Schriftsteller verstehen das merkwürdigerweise viel besser; sie haben sich an den feinsten englischen, französischen und deutschen Mustern gebildet. Mit Klugheit, Umsicht und Liebe schildern sie ihre Charaktere oft bis in die geheimsten Geisteslinien und Herzensfalten. Ihre Auffassung ist meist eine weltbürgerliche und große, von Humanität erfüllt und aus warmer Begeisterung für den Helden hervorgegangen. Die Lebenserinnerungen, die der berühmte Botaniker Ferdinand Cohn aufzuschreiben leider nur angefangen hat, geben ein sehr hübsches und anschauliches Bild von dem jüdischen Leben in Schlesien in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Nicht weniger interessant sind die Reminiscenzen von Isaak M. Wise, dem verdienstvollen Reorganisator des religiösen Lebens der Juden in Amerika, die derselbe zuerst in deutscher Sprache für seine Deborah geschrieben und die jetzt David Philipson ins Englische übertragen hat.

* * *

Zu den verschiedenen Disciplinen übergehend, die ich in diesen Berichten gemeinhin unter der Rubrik „Literaturgeschichte“ zu bergen suche, muß ich diesmal vorweg den Begriff selbst richtigstellen. Literaturgeschichte heißt in diesem Zusammenhange etwa so viel wie Geschichte der einzelnen Wissenschaften. Man mag darüber streiten, ob dies angeht, aber man wird bei richtiger Erwägung doch wohl zu der

Ueberzeugung kommen, daß hier kein crimen laesae majestatis vorliegt. Am Meisten und am Liebsten wird von unseren jüngeren Gelehrten das Gebiet der mittelalterlichen Religionsphilosophie, und was damit zusammenhängt, angebaut. Das ist auch gut so, denn von dort können wir uns immer noch die besten Hilfsmittel für die reine Erkenntniß des jüdischen Gedankens holen. Namentlich von Meimuni und dessen Nachfolgern. Dies zeigt uns auch eine tüchtige Arbeit von J. Holzer, der unter dem Titel: Zur Geschichte der Dogmenlehre in der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters zunächst die Einleitung zum Perek Chelek mit dem ganzen kritischen Apparat giebt. In dieser Einleitung hat der große Denker aber schon die Grundgedanken seines späteren Hauptwerkes mit seltener Kühnheit und Klarheit ausgesprochen. Das Verhältniß des frommen Scholastikers Thomas von Aquino zu Salomo Gabirol (Aveneebrol) behandelt M. H. Wittmann in den dankenswerthen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, die Clemens Bäumcker seit einigen Jahren herausgiebt. Zu den Quellen der mittelalterlichen Religionsphilosophie des Judenthums, die jedoch ohne Zweifel in der talmudischen Literatur aufzusuchen sind, führt uns A. Schwarz in seiner grundlegenden Studie über den hermeneutischen Syllogismus in der talmudischen Literatur, also über Kal we-chomer, die in der That als ein wichtiger „Beitrag zur Geschichte der Logik im Morgenlande" erscheint.

Von der vortrefflichen englischen Uebersetzung, die die Ethik von M. Lazarus durch Henriette Szold in Baltimore erfahren, ist die zweite Hälfte erschienen, die ebenso wie die erste in Amerika verdiente Anerkennung gefunden hat. An Lazarus knüpft auch eine inhaltsreiche Schrift von M. Spanier über die jüdische Ethik und die fünf ethischen Ideen Herbarts passend an.

In das Reich der wissenschaftlichen Litteraturgeschichte gehören einige Dissertationen, in denen ältere Quellenwerke herausgegeben werden. Schade, daß mit solchen Editionen sehr oft nur der Anfang gemacht wird und daß die Fortsetzung wie der Schluß ebenso oft garnicht nachkommen. Man kann wohl mit Sicherheit behaupten, daß von hundert

Dissertationen, die mit der Einleitung oder dem ersten Kapitel einer alten Edition verheißungsvoll begonnen, neunzig nie einen Abschluß erfahren haben. Der einzige Trost bei der Sache ist, daß es um dieser Art von Arbeiten in anderen Fächern der Wissenschaft auch nicht besser bestellt ist.

Dieser Tadel gilt übrigens den Arbeiten nicht, die ich heute anzuzeigen habe, weder der Ausgabe des Mischna-Commentars von Maimuni zum Tractat Megillah, die wir B. Behrens verdanken, noch den Untersuchungen von J. Galliner über den Hiob-Commentar Abraham Ibn Esras, von D. Hartmann über das Buch Ruth in der Midrasch-Literatur, oder von Wessel über das Targum zum Buche Ruth. Auch die Responsen der Gaonim sind in diesem Jahre wieder einmal und zwar von S. Wertheimer nach verschiedenen Handschriften herausgegeben worden. Von den Werken, die die hebräische Litteraturgesellschaft der Mekize Nirdamim erscheinen läßt, gehört hierher die 5. Lieferung des von H. Brody edirten Diwan Jehuda ha-Levis; und da wir gerade bei diesem Dichter sind, fügen wir auch am Passendsten hier das Werk des Mannes an, der den neuhebräischen Dichterfürsten wie kein zweiter verstanden und übertragen hat, nämlich die neue Ausgabe des klassischen Werkes von Michael Sachs: Die religiöse Poesie der Juden in Spanien, die S. Bernfeld besorgt hat. Man darf dem Herausgeber wie dem Verleger für diese Gabe besonders dankbar sein. Bekanntlich ist Heine durch das Buch von Sachs zu seinen Hebräischen Melodien angeregt worden. Wie hoch Alexander v. Humboldt und Varnhagen über das Werk gedacht haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es ist lebhaft zu wünschen, daß es in der nun vorliegenden stattlichen Ausgabe auch endlich einmal von denen gelesen werde, für die es eigentlich geschrieben wurde — von den deutschen Juden!

Einen Nachzügler der großen spanischen Poetenschule, Saadja Ibn Danan, behandelt N. Blumgrund in einer leider ungarisch geschriebenen Biographie, die aber von Sachkennern als eine „Dissertation von wissenschaftlichem Werthe“ anerkannt wird. In das Gebiet der vergleichenden Sagenforschung gehören hauptsächlich die gesammelten Aufsätze zur

Sprach- und Sagenkunde, die Felix Perles aus dem Nachlasse M. Grünbaums herausgegeben hat, der ja auf diesem Gebiete bekanntlich zu Hause war. In das leider noch immer große Reich des modernen Aberglaubens führt uns Franco ein mit seiner Schrift: Les sciences mystiques chez les juifs d'Orient. Man wird, wenn man beide Bücher liest, in dem ersteren Manches erklärt finden, was in dem letzteren unser Staunen hervorruft. Daß in dieser Region die Symbolik der Thiere eine gewichtige Rolle spielt, bedarf wohl nicht erst der Erörterung. Der fleißige Rubin hat dieser Symbolik eine besondere Schrift gewidmet. Er hat auch die Welträthsel von Ernst Haeckel in sein geliebtes Hebräisch übertragen.

In bunter Reihe, weil unter keine bestimmte Rubrik zu bringen, führe ich nun die folgenden Arbeiten an. Zunächst hat über die Samaritaner und deren Liturgie S. Rappapoot in einer interessanten Arbeit gehandelt. Ein Lehrbuch der samaritanischen Sprache und Literatur verdanken wir dem unermüdlichen J. Rosenberg; dasselbe trägt den charakteristischen Titel: Har Gerizim. Das alte und neue Testament, die Kirchenväter und der Talmud befassen sich oft und eingehend mit den Samaritanern; den Pentateuch besitzen die Samaritaner sogar in einer älteren Recension als unser massorethischer Kanon, in der samaritanischen Litteratur hat sich die hebräische und aramäische Sprache unabhängig und abweichend vom massorethischen Hebräisch entwickelt, Grund genug, um die Theologen und Orientalisten für diese merkwürdige Sprache und Litteratur zu interessiren. Und dennoch ist die Zahl derer, die sich mit diesem Litteraturzweig befassen, verhältnißmäßig gering, wohl nur deshalb, weil das Material, in seltenen und kostspieligen Werken und Zeitschriften zerstreut, schwer zugänglich ist. In dem Buche Rosenbergs ist nun für den Anfänger alles Nöthige übersichtlich und leichtfaßlich dargestellt, und eine ziemlich ausführliche Bibliographie wird den Lernenden in den Stand setzen, seine Kenntnisse nach dieser Richtung hin zu erweitern. Die rabbinische Spruchkunde wird in zwei Sammelwerken von A. S. Blumenthal und von K. W. Perle vorgeführt. Das letztere Werk enthält über 7000 rabbinische Sentenzen und

Sprüchwörter. Vielleicht darf auch hier der in seiner Art wahrhaft einzige Sprüchwörter-Catalog von Ignatz Bernstein angefügt werden, in dem die jüdische Litteratur über Sprüchwörter nahezu vollständig aufgenommen ist. Der verdienstvolle Index zur haggadischen Litteratur, den Gabriel Müller herausgiebt, ist bis zum vierten Bande gediehen, die Real-Encyklopädie von J. Hamburger dagegen ist mit dem 6. Supplement-Heft zum erfreulichen Abschluß gelangt. Ein großangelegtes Wörterbuch des Neuhebräischen hat E. Ben-Jehuda in Jerusalem in Angriff genommen. Das Werk soll einem Zeitbedürfniß entgegenkommen und zuvörderst den die hebräische Sprache Sprechenden und Schreibenden die Möglichkeit geben, moderne Begriffe, in ein hebräisches Gewand gekleidet, zum Ausdruck bringen zu können. Die bisher erschienenen 2 Lieferungen zeigen uns, daß Ben-Jehuda dieser schwierigen Aufgabe nach jeder Richtung hin gewachsen ist. Auch das Jüdisch-Deutsche, der sog. Jargon, hat jetzt sein Wörterbuch. Erich Bischoff hat sich der Mühe unterzogen, nach einer älteren Vorlage einen solchen „jüdisch-deutschen Dolmetscher“ zusammenzustellen. Ein Dictionary of the Yiddisch Language hat gleichzeitig Alex. Harkavy in Newyork herausgegeben. Die Jargonlitteratur ist auch in diesem Jahre fleißig bearbeitet worden, ohne daß etwas Hervorragendes anzuführen wäre.

Einzelne Partien des rabbinischen Schriftthums behandeln die in zweiter Ausgabe vorliegende Schrift des gelehrten M. Mielziner über das jüdische Gesetz der Ehe und Ehescheidung und die Arbeit von A. Wolff über das jüdische Erbrecht. Ferner die Studie von A. Klotz über Krankenbesuch und Trauergebräuche in Bibel und Talmud, und von M. H. Friedländer, der auch eine geschichtliche Skizze über die letzten großen Vertreter des Talmudstudiums zu Anfang des vorigen Jahrhunderts geliefert hat, über den synagogalen Gottesdienst nach Bibel, Talmud und späteren Gesetzeslehrern.

In die Geschichte der Medizin gehören die Schriften von K. Lippe über die Embryologie der Rabbinen und von Max Salomon über den bekannten marranischen Arzt Amatus Lusitanus, der durch seine Forschungen und Entdeckungen für die Historiker der Heilkunde ein ganz besonderes Interesse darbietet.

Von zusammenfassenden Arbeiten ist auf dem Gebiete der jüdischen Litteraturgeschichte in diesem Jahre nichts erschienen, aber ich muß doch zum Schlusse wenigstens von den Uebersetzungen sprechen, die meiner Geschichte der jüdischen Litteratur in ebenso ehrenvoller, wie zum Theil unberechtigter Weise gewidmet worden sind. Von einer polnischen Uebersetzung meines Buches habe ich nicht einmal ein Exemplar erhalten; eine vorherige Anfrage wegen der Erlaubniß zur Uebersetzung ist selbstverständlich nicht erfolgt. Ich habe nur durch einen Zufall von der Existenz dieser Uebersetzung erfahren, und zwar als ich vor einigen Wochen in Warschau das Schaufenster einer sehr bekannten Buchhandlung aufmerksam musterte, um die Novitäten der polnischen Litteratur auf diesem allerdings etwas schwierigen Wege wenigstens äußerlich kennen zu lernen. Ich war natürlich nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich unter all den polnischen Autoren meinen Namen entdeckte. Die Uebersetzung ist, wie mir von Sachkennern versichert wird, recht schlecht, dafür sollen aber die nächsten Lieferungen desto besser übersetzt werden. Ich denke dabei an den Witz von Zunz beim Erscheinen der ersten Bände der Geschichte der Israeliten von J. M. Jost. Da sagte er zu Heine: „Er enthalte sich alles Urtheils darüber, weil es doch möglich sei, daß die ersten Bände vorsätzlich so schlecht geschrieben worden seien, damit die späteren Bände desto glänzender ausfallen." Im Uebrigen kann ich aber nur sagen: Derartige Ungezogenheiten kommen nicht blos in Israel vor. Meine Allgemeine Geschichte der Litteratur wird gegenwärtig ins Russische übersetzt, ohne daß Verleger oder Autor dieserhalb auch nur mit einer Zeile bei mir angefragt oder gar ein Exemplar der Uebersetzung mir zugeschickt hätten. Auch in Amerika, Dänemark, Holland u. s. w. erlaubt man sich derartige kleine Scherze.

Mit größerer Anerkennung darf ich von der französischen Uebersetzung meines Buches sprechen, die die Großrabbiner von Nancy und Bayonne, Isaac Bloch und Emile Lévy, angefertigt haben und die, soweit ich es beurtheilen kann, eine vorzügliche ist. Natürlich ist die Autorisation für diese Uebersetzung eingeholt worden, wie dies bei gesitteten Völkern üblich ist. Hoffentlich gehen die Wünsche in Erfüllung, die

der verehrte Grand Rabbin de France diesem Buche in einem geistvollen Vorwort mit auf den Weg gegeben hat. Ich erwähne noch, daß der fleißige Moïse Schwab den zweiten Theil seines leider nur autographirten Repertoriums aller auf Juden und Judenthum sich beziehenden Artikel jüdischer Zeitschriften, nach den Materien geordnet, herausgegeben hat.

* *
*

Wenn man den Kreis der Litteraturgeschichte etwas weiter zieht als dies sonst üblich ist — und ich sehe nicht ein, warum man dies nicht thun sollte? —, so kann man mit gutem Gewissen auch die Homiletik mit hineinziehen. Die jüdische Kanzelberedsamkeit hat in den letzten Jahren, nach dem mächtigen Aufschwung, den sie in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genommen, keine neue Phase der Entwickelung durchgemacht. Sie bewegt sich noch immer in denselben Geleisen, die die großen Redner des 19. Jahrhunderts ihr gebahnt haben. Vielleicht ist das auch gut so; nur etwas mehr Berücksichtigung der Zeitgeschichte möchte ich unseren Predigern doch rathen. Ich glaube, daß sie dadurch bei ihren Zuhörern größeren Eindruck hervorrufen werden. Die bedeutendste Gabe des Jahres ist der Nachlaß von Benjamin Rippner, den B. Jacob herausgegeben hat. Rippner war einer der geistreichsten und gediegensten Redner der Breslauer Schule. Seine Predigten sind nicht monoton, nicht abstrakt und nicht trivial, sie gehen nicht rührselig in Empfindung und tönende Phrase auf, sondern sie unterrichten und belehren in einer fesselnden Weise. Philosophisch durchgebildet, mit einem scharfen psychologischen Blick für die Erscheinungen der Zeit, freisinnig und freimüthig, immer selbständig denkend und seine eigenen Wege gehend; so verstand es Rippner, seinem Thema, auch wenn es noch so schwer war, neue, originelle Seiten abzugewinnen und dieses so interessant wie möglich zu gestalten. Seine Predigten, Betrachtungen und ausgewählten Gebete bedeuten einen dauernden Gewinn für unsere homiletische Litteratur. Ein guter Prediger der Wiener Schule ist David Leimdörfer,

dessen Predigten namentlich die Auslegung der heiligen Schrift in sehr geschickter und anziehender Weise zu Grunde liegt. Von den Jüngeren sind Ludwig Rosenthal und David Feuchtwang zu erwähnen, die beide Sammlungen von Predigten herausgegeben haben. Ein origineller Redner ist L. Schlessinger, der dem Ziel, das ich eben unseren Rednern gewünscht, nämlich die Zeitgeschichte vor allem in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, am nächsten kommt. Die Kinderpredigten von S. Hochfeld haben warmen Anklang gefunden. Es bleiben noch die Reden und Betrachtungen von J. Kohn, M. Ellguther, L. Weiler und S. Meyer zu nennen. Viele Einzelpredigten, die im Laufe des Jahres erschienen sind, lassen sich natürlich nicht besonders aufzählen, obwohl gerade unter diesen manche vortreffliche Leistung zu rühmen wäre. In diese Rubrik gehören wohl auch noch die ansprechenden und volksthümlichen Aufsätze über Israels Weltanschauung, die Max Beermann unter dem Titel: Die Stimme Jakobs herausgegeben.

Sehr traurig steht es diesmal um die pädagogische Litteratur. Nachdem die letzten Jahre eine ganze Reihe von Lehrbüchern der jüdischen Geschichte und Litteratur gebracht haben, ist diesmal so gut wie garnichts hervorzuheben. Nur ein kräftiges Mahnwort, welches M. Steinhardt an die jüdischen Eltern in Betreff der konfessionellen Schule richtet, will ich hier ausnehmen; sonst ist nur noch der zweite Theil des hannöverschen Lesebuches von den Lehrern Levy und Reuß, die deutsche Uebersetzung zum hebräischen Gebetbuche für den Schulgebrauch von Heinrich Einstädter, die biblische Geschichte und Religionslehre von J. Mauthner und S. Kohn und ein Lehrbuch der hebräischen Sprache, das diese als eine lebende Sprache behandelt, in zwei Bänden von P. L. Fischmann und L. Liebermann zu erwähnen.

* *
*

Auch die Erzählungslitteratur hat im verflossenen Jahre nicht viel Rühmenswerthes hervorgebracht. Eigentlich sind es nur noch die Engländer und Amerikaner oder die Russen und Polen, die auf diesem Felde etwas Selbständiges schaffen. Man sagt, daß die Litteratur eines Volkes nur so

lange lebendig und in Fortbildung begriffen sei, als die Sprache produktiv ist. Nun haben aber die meisten Forscher bereits zugestanden, daß dies ein Irrthum sei; die Sprache eines Volkes sei nichts als die äußere Erscheinung seines Geistes. Gerade die Juden haben im abgelaufenen Jahrhundert bewiesen, daß mit dem Stillstand der hebräischen Sprachentwicklung nicht auch der Geist selbst mit seiner ganzen Gestalt, mit allen seinen Herzschlägen eingesargt und begraben sei. Noch liegt ein reiches Gebiet vor uns, das nur wenig angebaut worden ist; es fehlt nur der Springquell des Genius, der seine Strahlen und Fluthen über dieses Gebiet ergösse. Bei diesem Zustand der Dinge müssen wir froh sein, wenn wir von neuen Auflagen älterer und guter Arbeiten zu berichten haben.

Es gewährt mir ein besonderes Vergnügen, mittheilen zu können, daß die Schriften von Karl Emil Franzos, dem Entdecker von Halbasien, in neuer Auflage erschienen sind, sowohl die Kulturbilder, die er unter diesem Titel im Sommer 1876 zuerst veröffentlichte, als auch sein Meisterwerk: Die Juden von Barnow, wenn es auch traurig ist, daß die Zustände in jenen Ländern sich nicht geändert haben. Die sog. Kultur in Halbasien hat vielmehr traurige Früchte gezeitigt und der Glaubenshaß sich sogar noch vermehrt. Unter diesen Umständen gewinnen die Bilder, die Franzos aus jenen Ländern entwirft, heute noch mehr an Aktualität.

Der köstliche Humor, die aufrichtige Wahrheitsliebe, die große Darstellungskunst dieses Autors nehmen uns wieder gefangen, und der Eindruck ist ebenso frisch wie der, da wir diese Bücher zum ersten Mal mit athemloser Spannung förmlich verschlungen haben. Daß die Verhältnisse in Galizien sich nach keiner Richtung hin verbessert, sondern im Gegentheil erheblich verschlechtert haben, lehrt uns übrigens auch eine neue Erzählung von Rosa Pomeranz. Auch die zweite Auflage einer Volkserzählung von A. Treu: Selke gewinnt durch die Zeitereignisse neues Leben. Einige Romane, deren Tendenz allerdings eine christologische ist, beschäftigen sich mit der Zeit der Entstehung des Christenthums, die heute mehr als je das Interesse in Anspruch

nimmt. Außer einem Roman von Anton de Waal: Judas wäre hier eine Erzählung von Josef Spillmann: Lucius Flavus und eine Geschichte: Aus den letzten Tagen Jerusalems namhaft zu machen. Dieselbe Zeit schildert auch mit feiner Darstellungskunst Carola Buchheim in ihrer Erzählung: Aus bangen Tagen; in biblische Zeiten versetzt uns eine Novelle von Lilly H. Montagu: Naomis exodus.

In die Sphäre der komischen Darstellungen kleiner Verhältnisse führen uns H. Löwinger mit seinen Preßburger Ghettobildern, ferner ein Roman: Die Killeberger, nach der Natur aufgenommen von Onkel Siegfried, und die humoristischen Vorträge von Eskari: Sabbathfreude ein. Das ist alles!

Mehr und Erfreulicheres haben wir auf poetischem Gebiete zu melden. Ein Dichter und ein Künstler von durchaus modernem Geiste und beide von nicht geringer Begabung haben sich zu einem großen Kunstwerke vereinigt, Juda, das in diesem Jahre berechtigtes Aufsehen erregt hat. Es sind Gesänge eines deutschen Dichters, Börries Freiherrn von Münchhausen, geschmückt durch Zeichnungen eines jüdischen Künstlers, E. M. Lilien. Beide, der Dichter wie der Künstler, haben ihr Bestes gegeben, und so ist ein Werk von harmonischer Verschmelzung deutschen Geistes mit jüdischem hervorgegangen, das nicht genug gerühmt werden kann. Niemand wird die Dichtungen Münchhausens ohne tiefe Ergriffenheit lesen; nur wenige neuere Poeten haben sich so in das Seelenleben des jüdischen Volkes zu seiner Blüthezeit und in den Geist der heiligen Schrift hinein zu versenken vermocht wie Münchhausen, und es ist erfreulich, daß er einen congenialen Künstler gefunden, dessen Ausstattung des Buches von einer gründlichen Vertiefung in den Geist des alten Judenthums und seiner Kunstauffassung zeugt. Es ist nicht nur die naturalistische Kraft, die aus seinen Ornamenten, Vignetten, Miniaturen, Illustrationen, Ranken und Arabesken zu uns spricht, auch nicht einmal die Meisterschaft in der Zeichnung, die wir immer und immer wieder bewundern müssen, es ist vielmehr die schöpferische Stärke einer Künstlerkraft, deren charakteristisches Vermögen uns den Beweis liefert, daß die bildende Kunst von

den Söhnen unseres Stammes, dem dieser Künstler angehört, noch manches zu erwarten hat.

Aus der Leidenszeit der Juden im Mittelalter hat ein moderner Dichter, Josef Lauff, den Stoff zu seinem Epos: Die Geislerin entnommen. Adel der Gesinnung und Schönheit der Form zeichnen die Dichtung aus; eine reiche Fülle charakteristischer Gestalten umrankt die Erzählung. Der Dichter kennt keine Voreingenommenheit, er schildert die Vorgänge treu und wahr. In der kleinen Dichtung decken sich der tiefe Gehalt und die schöne Form fast völlig. Recht aus „jüdischer Seele“ hervorgegangen sind die Gedichte von J. Loewenberg. Am meisten fesseln uns darin die Lieder eines Semiten; in ihnen giebt der zart empfindende Dichter in vollendeter und zu Herzen sprechender Weise die Gefühle wieder, die die judenfeindliche Bewegung in seinem deutschen Geiste erweckte. Die zweite Gruppe behandelt Stoffe und Gestalten aus dem Gebiete der jüdischen Geschichte und Litteratur mit seltener Innigkeit und Gemüthstiefe. Seit langer Zeit haben wir keine lyrische Gabe erhalten, die uns so angesprochen hat, wie diese Gedichte. Ein Epos in 8 Gesängen von Max Jungmann: Irrfahrten, schildert in humoristischer Weise, Heines Manier nachahmend, den Konflikt zwischen nationaldeutscher und zionistischer Weltanschauung und stellt sich mit Entschiedenheit auf die Seite der letzteren.

In demselben Lager kämpft auch N. H. Imber, dessen nationale Gedichte den heißen Odem patriotischer Begeisterung ausströmen; und auch die Amerikanerin Nina Davis steht mit ihren Songs of Exil, ausgezeichneten metrischen Uebersetzungen mittelalterlicher hebräischer Poeten, dieser Weltanschauung nicht fern. Wenn man will, kann man sogar auch die Menoraklänge von L. Herschel hierher zählen.

Die Poesie der Gebete Israels hat J. Goldschmidt in formvollendeter Weise übertragen. Es ist die Frucht eines Lebens, die uns hier geboten wird. Der Dichter wollte eine Brücke schlagen zwischen unserm altehrwürdigen Gebetbuch und der modernen Zeit. Der Reichthum unserer Gebete an großen Ideen und poetischem Schwung sollte enthüllt und in der Form der Poesie unserer deutschen Muttersprache wiedergegeben werden, „damit die Ehrfurcht

vor diesem altehrwürdigen Erbe unserer Vergangenheit die alte Gluth bewahre.“ Goldschmidt hat das ganze Gebetbuch übersetzt von Ma towu bis zu Anim Semirot. Seine Bearbeitung ist eine homiletische; er hat vor allem die erbauliche und religiös-belehrende Seite im Auge. Er will so zu sagen das Impressionistische geben, den ganzen Eindruck, wie er sich in ihm in fast fünf Jahrzehnten religiösen Lebens gestaltet hat. Auch die strengste Kritik wird anerkennen müssen, daß Goldschmidt seine Aufgabe vorzüglich gelöst hat. Viele seine Uebersetzungen sind auserlesene Kabinetsstücke sprachlicher Meisterschaft, die sehr oft den Rhytmus, den Reimwechsel und die Wagnisse eines kühnen Wortbaues in einem geistreichen Spiel zu allen Regenbogenfarben der Sprache verbindet. Die Uebersetzung der häuslichen Sabbatgesänge, der Semirot, verdanken wir Leo Hirschfeld. Eine hübsche Anthologie der morgenländischen Litteratur hat Adeline Goldberg in ihrer Sammlung: Licht aus Osten für die reifere Jugend geschickt ausgewählt; die neuhebräischen Dichtungen über Wein und Liebe, soweit sie ins Deutsche übertragen sind, hat S. A. Taubeles zusammengestellt. Mit einem palästinischen Divan hat uns G. H. Dalman beschenkt. Er ist das Ergebnis seines Aufenthaltes im heiligen Lande in den Jahren 1899—1900 und bietet in der Uebersetzung und mit den Melodieen einen sehr wichtigen Beitrag zur Volkskunde Palästinas.

Den höchstinteressanten Einblick in eine fremde Welt vermittelt uns eine Anthologie des jüdisch-deutschen Volksliedes, die S. M. Ginzburg und P. S. Marek in Petersburg herausgegeben haben. Voran geht eine historische Einleitung, und eine Bibliographie dieser Volkslieder von S. Wiener schließt diese Sammlung. Die Originale sind in hebräischer und deutscher Schrift mitgetheilt. Schon die bloße Inhaltsangabe läßt errathen, was das Buch enthält. Den Reigen eröffnen religiöse, nationale und historische Lieder.

Es folgen Wiegen-, Kinder-, Schullieder, dann Liebeslieder und solche von Bräutigam und Braut, hierauf natürlich Hochzeits- und Familienlieder. Kriegs- und Soldatenlieder bilden hierzu einen seltsamen Gegensatz. Die letzte Abtheilung umfaßt verschiedene Lieder, die sich unter keine

4*

bestimmte Rubrik bringen ließen. Inniges Gottvertrauen, eine seltene Standhaftigkeit im Dulden und Tragen und ein wehmüthiger Humor sprechen aus diesen Volksliedern zu uns und geben uns ein treues Bild von dem Wesen und Leben der Juden im Osten. Die Volkspoesie war nie ein Fremdling in den Zelten Israels. Nicht nur der Bauer hinter dem Pflug, nicht bloß Mönch und Landsknecht, Handwerker und Pilger, Bursch und Mädchen offenbarten einander in Liedern von oft wunderbarer Innigkeit das Geheimnis ihrer Herzen und ihrer Leiden, sondern auch der Jude im engen Ghetto sang und singt noch immer sein Volkslied. Und wenn dieses nicht immer einen milden Klang hat, so ist dies mehr die Schuld derer, die diese Klagelaute erpreßt, als derer, die in ihnen, was sie leiden und fühlen, ausklingen lassen.

*　　*
*

Wenn wir uns darüber zu beklagen haben, daß die Poeten den großen Konflikt der Zeitereignisse so wenig behandeln, so werden wir durch eine Betrachtung der sog. politischen Litteratur reichlich entschädigt. Aus der Fülle des hier Dargebotenen können wir aber nur Einzelnes herausgreifen, das charakteristisch ist und das Jahr überdauern dürfte. Alle anderen Erscheinungen auf diesem Gebiete fallen gewöhnlich mit den Blättern im Herbste. Am meisten interessiren uns natürlich die Schriften, die sich mit der inneren Organisation des Judenthums beschäftigen. Ich zähle hierzu das treffende Mahnwort von Josef Feiner, das über den Unterricht in der Schule und über die Fortbildung im Hause wahrhaft beherzigenswerthe Anregungen giebt. Ein ganzes System der „nationalen Kultur" und des Zionismus, das aber auch für Nichtzionisten von großem Interesse ist, entwirft N. Sokolow in einer hebräischen Schrift. Nicht geringes Aufsehen hat in diesem Jahre das Werk von H. S. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts erregt. Es hat sowohl wegen seiner extrem nationalen wie wegen der leidenschaftlich antisemitischen Haltung viele Gunst aber auch heftigen Widerspruch erfahren. Unter den gegnerischen Schriften ist namentlich, eine von einem bekannten Vorkämpfer unserer Rechte anonym herausgegeben,

die dem dilettantischen Kulturhistoriker energisch zu Leibe geht und ihm eine Fülle von Unrichtigkeiten und Widersprüchen nachweist. Der Aufsatz eines Juden, der seinen Glaubensgenossen nichts Besseres anzurathen wußte, um aus dem Dilemma, in dem sie sich nun einmal befinden, herauszukommen, als die Taufe ihrer Kinder, hat zwei kräftige und geistreiche Widerlegungen von Rosalie Perles und Gustav Levinstein erfahren. Die Schrift von Ludwig Philippson: Haben die Juden wirklich Jesum gekreuzigt? die längst vergriffen war, ist in dankenswerther Weise neu aufgelegt worden und wird auch in dieser Gestalt hoffentlich dazu beitragen, Irrthümer zu berichtigen und Vorurtheile zu beseitigen.

Unter den Vorkämpfern gegen den Antisemitismus begegnet uns diesmal ein Vertreter des österreichischen Adels, Heinrich Graf Coudenhove, dessen Buch: Das Wesen des Antisemitismus sich in Inhalt und Form über den Rahmen der polemischen Litteratur dieser Frage weit erhebt. Dasselbe gilt von dem Buche D. Chwolsons: Die Blutanklage und sonstige mittelalterliche Beschuldigungen der Juden, das der Verfasser selbst nach der zweiten russischen Ausgabe von 1880 ins Deutsche übersetzt und neu bearbeitet hat. Der Schrift liegt ein Gutachten zu Grunde, das der gelehrte Autor im Jahre 1857 auf Befehl des Czaren selbst abgegeben hat und das 20 Jahre später auf Wunsch des russischen Großfürsten Michael Nikolajewitsch an die Richter von Kutais und Tiflis zur Aufklärung über das Blutmärchen vertheilt wurde. Auch die einschlägige Arbeit von Prof. Strack ist in diesem Jahre neu erschienen; ein protestantischer Pastor und ein katholischer Pfarrer haben zu verschiedenen Fragen, die der Haß aufgeworfen, mit Liebe und Verständnis Stellung genommen, nämlich der Pfarrer Dr. F. Frank mit seiner Schrift: Der Ritualmord, und der Pastor J. Jaeger, der sich mit der natürlich auch von antisemitischer Seite neuerdings aufgeworfenen Frage eingehend beschäftigt: Steht im Talmud etwas über Fleisch- und Fettbesudelung? Amüsant ist es, daß gerade von extrem antisemitischer Seite dem Zionismus ein litterarischer Helfer entstanden ist; nämlich der ehrenwerthe Prager Kanonikus Dr. August Rohling hat sich wieder einmal bemüßigt gefunden, in die Arena zu treten und mit einer

Schrift: Auf nach Zion darzuthun, daß „der Litteralsinn der heiligen Texte unabweislich fordere, daß Israel nach Palästina heimkehre und Jerusalem der Mittelpunkt des ewigen Gottesreiches auf Erden sein wird". Die Schrift ist übrigens charakteristischer Weise von allen antisemitischen Velleitäten frei; sie ist, wie Herr Rohling im Vorwort ankündigt, die Antwort auf ein französisches Werk über die Zukunft Jerusalems, das Abbé August Lemann, (der Name klingt etwas verdächtig), in Lion veröffentlicht hat und in welchem die einschlägigen Bibelstellen „übermäßig spiritualistisch" gedeutet worden seien. Größeres Aufsehen als diese hat in Frankreich ein Buch von M. Muret erregt: L'ésprit juif; essai de psychologie ethnique. Muret sucht wissenschaftlich nachzuweisen, daß die Juden eine besondere Denkweise haben, die sie von den arischen Völkern scharf unterscheidet. Diesen besonderen Geist sucht er an Spinoza, Heine, D'Israeli, Marx, Brandes und Nordau zu charakterisieren. Etwas Neues ist auch in dieser Schrift nicht geboten. Da wir gerade bei den Franzosen sind, will ich auch die deutsche Ausgabe des Buches von Josef Reinach: Geschichte der Affaire Dreyfus, auf Grund des amtlichen Aktenmaterials dargestellt, noch erwähnen.

Die Lage der Juden in Rumänien hat diesmal eine ganze Litteratur hervorgerufen. Das wichtigste Werk derselben ist das von Edmond Sincerus: Les juifs en Roumanie depuis le traité de Berlin jusqu'à ce jour. Das Buch behält dauernden Wert, da ja leider kaum vorauszusehen ist, wann die Verhältnisse in diesem unglückseligen Lande sich einmal bessern werden. Etwas derber faßt die Sache ein Anonymus, der unter dem Namen S. Jericho-Polonius schrieb, in seiner Broschüre: China auf der Balkanhalbinsel an. Den Empfindungen, welche jeder Kulturmensch angesichts der traurigen Lage unserer Glaubensbrüder in dem klassischen Lande des Judenhasses hegt, hat J. Plotke in einer kleinen, aber inhaltsreichen Schrift treffenden Ausdruck verliehen. Im gegnerischen Sinne faßt die Frage Paul Dehn auf, dessen Schrift: Diplomatie und Hochfinanz in der rumänischen Judenfrage ein merkwürdiges Zeugnis von Begriffsverwirrung und falscher Auffassung darbietet. Die polnische Judenfrage

hat Boris Tschitscherin in einer russischen Schrift behandelt; die traurige ökonomische Lage der Juden in Galizien wurde von P. Berthold erörtert und zur deutschen Judenfrage, sofern von einer solchen die Rede sein kann, hat A. Ackermann in einer lesens- und beherzigenswerten Schrift: Vogelfrei entschieden Stellung genommen.

Sehr gern würde ich nun auch etwas über Kalender und Zeitschriften sagen. Aber es fehlt mir hierfür die genaue Uebersicht. Nur das Jahrbuch der israelitisch-ungarischen Litteraturgesellschaft, das Josef Banoczi sehr geschickt redigirt, und das hebräische Jahrbuch der Gesellschaft Achiassaf in Warschau will ich hier mit rühmender Anerkennung hervorheben. Ueber die Zeitschriften wäre viel zu sagen; doch sei dies einer künftigen Jahresrevue vorbehalten. Für heute will ich nur eine keineswegs als zuverlässig sich ausgebende statistische Uebersicht folgen lassen. Es erscheinen in Deutschland 10 jüdische Wochenschriften und 5 Monatsschriften, in Oesterreich 5 Wochenschriften, eine in hebräischer Sprache, in Ungarn 4 und 1 Monatsschrift, in Rußland 2 Tagesblätter, 1 Wochen-, 1 Monatsschrift in hebräischer, 2 Wochenschriften in russischer, 1 in polnischer Sprache. In der Türkei erscheinen 2 Wochenschriften, 1 Monatsschrift in französischer Sprache, in Bulgarien und Rumänien kommen je 2 Wochenschriften heraus, in Jerusalem ebenfalls. In England erscheinen 3 Wochen-, 1 Monats-, 1 Vierteljahrsschrift, in Frankreich 2 Wochen-, 1 Vierteljahrsschrift, in Italien 2 Wochenschriften.

Am reichsten ist die Zeitschriften-Litteratur in Amerika vertreten, wo jetzt — nach dem vortrefflich redigirten Americain Jewish Year Book von Cyrus Adler — 54 Zeitschriften jüdischen Inhalts erscheinen. Davon 9 Tagesblätter, 7 Wochenschriften im jüdisch-deutschen Jargon, 34 Wochen- und 7 Monatsschriften in englischer, 2 Wochenschriften in hebräischer und 2 Monatsschriften in deutscher Sprache. Freilich wird man aus diesem Reichthum an Blättern nicht einen Rückschluß auf ein reiches geistiges Leben ziehen dürfen. Kaum fünf von den in Amerika erscheinenden Zeitschriften dienen wirklich höheren Bedürfnissen. Indeß wäre es auch ein nicht geringer Fehlschluß, das Gegentheil zu behaupten und aus der

Organisation der amerikanischen Zeitschriften den Mangel geistigen Lebens herauslesen zu wollen.

Von besonderem Interesse sind natürlich die „jiddischen" Organe, zumal die Tagesblätter, die in der That ein besonderes Studium und eine besondere Darstellung verdienen würden. Ich gebe nur die charakteristischen Titel der Tagesblätter an. In Newyork erscheinen die „Arbeiter-Zeitung", „Der jüdischer Journal", „Der Jüdischer Kol", „Jüdisches Tageblatt", „Der Morgen-Journal," „Newyorker Abend-Post," „Der Täglicher Herold", „Vorwärts", in Chicago „Der Jüdischer Courier". Ein Blick in diese Blätter belehrt uns über das Milieu, in dem unsere aus Rußland und Rumänien vertriebenen Glaubensbrüder im freien Amerika leben, besser und gründlicher als die gelehrteste kulturgeschichtliche Arbeit über dieses Thema.

Ich bin zu Ende. Der Rückblick hat sich Alles in Allem doch etwas erfreulicher gestaltet, als im Vorjahre. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, gehen wir einer Periode erhöhter Schaffensfreudigkeit auf allen Gebieten unserer Wissenschaft entgegen. In keinem Falle aber hätte ein moderner Doktor Smelfungus das Recht, zu sagen: Es ist Alles öde! Es regt sich doch an allen Ecken und Enden wieder etwas wie Enthusiasmus für unsere alte Lehre. Und dieser Enthusiasmus ist immer das wahrhaftige Großartige und Schöpferische in der Entwicklung des Judenthums gewesen. In hoc signo vinces!

Moses und Michel Angelo.

Aus dem Nachlasse

von

S. L. Steinheim.

Einleitung

von Dr. L. Lucas.

Salomon Levy Steinheim*) wurde 1789 geboren, absolvirte das Gymnasium zu Altona und promovirte summa cum laude im Jahre 1811 an der Kieler Universität mit einer Schrift „De causis morborum". In Altona sich niederlassend, wurde er ein vielgesuchter Arzt, „der an den Krankenbetten als rettender Himmelsbote erschien". 1814 fand er Gelegenheit mit den dortigen Collegen einen aufopfernden, heldenmüthigen Kampf gegen das pestartige Fieber zu kämpfen, das unter den tausenden vom französischen Marschall Davoust aus Hamburg Ausgestoßenen, in Altona gastlich Untergebrachten ausbrach. Bereits während und gegen Ablauf der furchtbaren Epidemie ließ sich Steinheim in dem damaligen Hauptorgan der Altonaer Publicistik, den Adreß-Comtoir-Nachrichten, in einer hervorragend scharfsinnigen Weise über das Wesen des typhoischen Fiebers vernehmen und von da

---

*) Eine eingehende Biographie meines Großonkels Steinheim werde ich vielfachen Aufforderungen entsprechend etwa in Jahresfrist erscheinen lassen.

ab begann er eine so bedeutsame literarische Wirksamkeit*), daß ihm der Ruhm wurde, „den feinsten und geistvollsten Beobachtern in der naturwissenschaftlichen Region beigezählt zu werden". Um weiteren Kreisen eine Probe seines beobachtenden Natursinnes zu geben, will ich ein Gedicht mittheilen, das an die Mythenpoesie der alten, jugendfrischen Völker, beziehentlich an die Sage von der Ankunft des germanischen Frühlingsgottes, des sogenannten Schimmelreiters, anklingt. Das Gedicht, welches, wie viele Arbeiten Steinheim's, anonym erschienen ist, trägt die Ueberschrift „Herold des Sommers, eine Frühlingswolkenpoesie" und lautet:

Aus des Aethers blauen Wogen,
Frühlingswarm und mild,
Kommt sacht herabgezogen
Neblichtes Gebild,
Zieht sich fort in langem Faden,
Schwimmt, in lauer Luft zu baden,
Ueber dem Gefild.

Sag, wer bist Du, und von wannen
Kommst Du Fremdling her?
Viele Tage, ach, verrannen
Arbeit-, kummerschwer.
Kommst Du von den Regionen,
Wo die sel'gen Götter wohnen,
Nieder durch das Meer?

---

*) Von den zahlreichen naturwissenschaftlichen Werken und Aufsätzen will ich die folgenden in chronologischer Ordnung aufzählen: Versuch über die ernsthafte Gattung der Schwärmerei; die Entwickelung der Frösche, ein Beitrag zur Lehre von der Epigenese; die Humoralpathologie; die Entwicklung des Froschembryos; Bau und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemien und ihrer Verbreitung; Erläuterungen zum näheren Verständnisse der Humoralpathologie; Doctrines veterum de liene, ex locis medicorum principum digesta (zu Hufeland's Doctorjubiläum); Forschungen im Gebiete der theoretischen und praktischen Arzneikunde; Philosophie und Physik; Seltene Formen des Rheumatismus; Knidische Täfelchen; Ueber Zurechnungsfähigkeit; Vom Wasser- und Sauerstoffe; Sektirer und Sekten; Theorie der chronischen Entzündungen; Quarantänen gegen Miasmen; Ueber den Instinkt der Thiere u. v. a.

Winter hat mich weggetrieben,
Als das Feld ward kahl,
Und vor seinen Geißelhieben
Floh ich aus dem Thal.
Schwebte auf zur Frühlingsaue,
Lebt' in reinem Himmelsthaue,
In dem Sternensaal.

Ich genieße keiner Speise,
Bin wie Geister leicht,
Zephyr fördert meine Reise,
Der vorüberstreicht.
Ach, nur Luft und Sonnenstrahlen,
Die den Wolkenbogen malen,
Und mein Wünschen schweigt.

Jetzo wird es warm und munter
Um das grüne Rund,
Und auch ich zieh' nun herunter,
Thu den Sommer kund.
Willst Du etwa mit mir reisen,
Eh' die Bäche sich beeisen?
Oben ist's gesund!

Neben der anstrengenden Berufsthätigkeit und der intensiven Beschäftigung mit der Naturwissenschaft fand Steinheim Muße, was es Edles und Großes gab, in sein Leben zu ziehen. Er zeichnete und malte mit Geschick, bewährte sich als hervorragender Kunstkenner, verfaßte viele belletristische Arbeiten und war namentlich ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Neben kritischen Abhandlungen schuf er ein Oratorium: Die Zerstörung Jerusalems. Die Musik stammt von Ferdinand Hiller. Berühmt waren auch die „literarischen Abende", an denen sich bedeutende Männer und Frauen im Steinheim'schen Hause zusammenfanden; genannt seien Gutzkow, Dr. Assing, Ludmilla Assing, Gabriel Rießer, Ludolf Wienbarg, der Taufpathe des jungen Deutschland; auch Thorwaldsen, der nordische Phidias, stattete Steinheim in Altona Besuche ab.

Mit großem Eifer hatte er sich frühzeitig lateinischen und griechischen Studien zugewandt, und die große Meisterschaft, mit welcher er diese Sprachen beherrschte,

ermöglichte ihm ein tiefes Eindringen in die heidnische und altchristliche Literatur. Er kam hierdurch zur Ueberzeugung, daß alle Religionen, namentlich auch die christliche, menschliche Werke seien. Nur vom Mosaismus erhoffte er die religiöse Wiedergeburt der Welt. Von diesem Gesichtspunkt, nicht vom Standpunkt des Kosmopoliten aus, wie sein Freund Gabriel Rießer, trat er in die Arena als einer der bedeutendsten Vorkämpfer für die Emancipation der Juden. „Man muß," so schrieb er hierüber an Zunz, „eine Sache aus ihrem Centrum heraus vertreten; jede seitliche oder peripherale Stellung macht einen üblen Effekt. Die Verteidigung unserer Rechte vom allgemeinen Standpunkt ist gewiß ein sehr verdienstliches Werk, aber das eines Dritten, allenfalls eines solchen, der kosmopolitisch über allen Parteien steht. Aber warum wird nicht der in seiner engeren Begrenzung stehende in die Allgemeine zu versetzen sein? Daß er in dieser stehen bleibt, macht ihn das nicht eben jener Vertheidigung in den Augen derer, die sonst dem Kosmopoliten Recht gaben, unwürdig? Wir können als Juden uns nur im und durch's Wesen des Judenthums vor der Vernunft und dem Rechte rechtfertigen."

So verfaßte er denn neben seinen Emancipationsschriften, von denen namentlich Aufsätze in den „Kieler Blättern", „Offene Sendschreiben", „Meditationen" und Controversen mit Gutzkow bedeutendes Aufsehen erregten, die tiefempfundenen Gesänge: Sinai, Gesänge von Obadiah, dem Sohne Amos (495 Seiten) und Gesänge aus der Verbannung, welche sang Obadiah ben Amos im Lande Ham (92 Seiten), nach Wienbarg „eine Versenkung in den altbiblischen Gedenkkreis,. wie sie wohl selten in der Literatur vorkommt". Seine dahin gehörenden Hauptwerke sind aber philosophischer Natur, voll Gedankentiefe und stolzer Bereitwilligkeit nur den eigenen Ideen zu folgen. Ich nenne: Aristoteles und die Sklavenfrage, Antagonismen gegen alte und neue Ausleger, Die Offenbarung nach dem Lehrbegriff der Synagoge, 4 Bde. und das dem berühmten Hendrik Wergeland, dem schwedischen Hofarchivar und Dichter gewidmete Buch: Die Politik nach dem Begriffe der Offenbarung als Theokratie mit Bezugnahme auf die Republik Platons und die Politik des Aristoteles.

Leopold Zunz nannte ihn wegen dieser Werke den „Philo des neunzehnten Jahrhunderts" und wenn auch Andere seinen Anschauungen widersprachen, so hielt ihn doch die Hingebung an dieselben schadlos und belebte noch im höchsten Alter seinen Muth zum Kampfe. „Der einsame Wanderer," so schreibt über ihn Professor Heinrici-Leipzig in seiner Lebensbeschreibung Twesten's, „mit dem weichen Herzen, von den höchsten Problemen der Religion und der Frage nach dem Loose seines Volkes unabläßig bewegt, liebevoll und rücksichtslos, rechthaberisch und hingegeben — von neuem in den Tagen des Alters öffnete er sein Zelt in der Wüste und lud zum Eintreten ein!"

Die religions-philosophischen Werke hat Steinheim zum größten Theil nicht mehr in Altona verfaßt, sondern in Rom, wohin er seit 1845 übergesiedelt war. In Rom, und damit kommen wir auf den Gegenstand der folgenden Veröffentlichung, entstand auch eine Abhandlung „Streifereien durch Rom und seine Campagna." Dieselbe blieb ungedruckt und fand sich in seinem Nachlaß vor. Sie enthält zahlreiche Abendunterhaltungen mit hervorragenden Männern und Frauen, deren wirkliche Namen nicht genannt werden, über verschiedene zum Theil das Judenthum berührende Fragen. Begonnen wurden dieselben am 10. November 1857 in der Villa Sabatier nach der Rückkehr von Florenz, fortgesetzt in der Villa Auriemma. Daß der folgenden Veröffentlichung einer dieser Abendunterhaltungen die persönliche Färbung nach mancher Beziehung nicht fehle, will ich aus Briefen Hermann Allmers', des bekannten Marschendichters, an die Wittwe im Jahre 1870 das Folgende mittheilen: „Liebe und hochverehrte Frau! Mit Ihrem lieben Bilde, das ich vor einiger Zeit durch Frl. Murtfeldt erhielt, haben Sie mir eine rechte Herzensfreude gemacht, da es wieder eine ganze Welt von schönen Erinnerungen aus einer glückerfüllten Vergangenheit vor meine Seele führte, sowie es damit zugleich ebenso lebendig mahnend die Erinnerung an eine schwerwiegende Briefschuld in meinem Gewissen wach rief. Aber nur der Nachlässigkeit im Schreiben darf man mich zeihen, nicht der des Vergessens. Nein, Sie wissen nicht, wie oft ich in Liebe und Verehrung Ihrer gedenke und jener Stunden,

vor allem jener Reise in die hesperischen Gefilde Neapels und der unvergeßlichen Abende in der Villa Auriemma, da es mir vergönnt war, in das liebe treue Mutterauge zu blicken und von den Lippen des edlen Entschlafenen so manches Wort erhabenster Weisheit und Wahrheit zu vernehmen. . . . . Immer und immer erschien mir Ihr hochverehrter Gatte wie einer der alten griechischen Weltweisen oder wie ein solcher seines Volkes des fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhunderts, von denen wir wissen, daß ihre Wissenschaft und Lebensweisheit weit und breit berühmt und gesucht war unter Juden und Christen — so edel, so tief, so ruhig schön, so mild und liebevoll war immer seine Rede und mit wahrer Erbauung und Herzerquickung hing ich an seinen Lippen. Was gäbe ich darum, fände sich ein Berufener, der uns eine warme und lebendig geschriebene Lebens- und Charakterskizze des edlen Hingeschiedenen gäbe. Wie gern thäte ich es selbst, aber mir geziemt es nicht; ich habe ihn zu flüchtig gekannt, als daß meine Feder fähig und würdig dessen wäre . . . ."*) Eine Situation, wie sie hier zum Ausdruck kommt, denke man sich als Hintergrund der folgenden Unterhaltung:

Mose und Michelangelo.

An der letzten der Säulen des Schiffes der Kirche San Pietro ad vincola findet sich ein hölzernes Reisebänkchen dem Denkmale des gewaltigen Kirchenoberhauptes, des Papstes Leo II., gegenüber, gerade breit genug für zwei Personen. Dort setzte sich das müde Geschwisterpaar dicht neben einander, das berühmte Denkmal Michel Angelo's schweigend zu beschauen. Aber mich hatte der Ostwind betäubt und ich schlummerte ein.

---

*) Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens von Ense und Freundin Alexanders von Humboldt, wollte eine Biographie Steinheims verfassen, doch Steinheim gab es nicht zu: „Ich verbiete es Dir," so schrieb er am 9. Novbr. 1857, „weil ich mit Recht besorge, es würde aus Deinem Liebesblick, mein Kind, soviel Rosenlicht auf mich strömen, daß nunmehr alle Diejenigen, die mich im Leben nicht mit solchen bestochen-bestechenden Augen angesehen, wie Du, sich veranlaßt finden, auch ihrerseits die Augen zu öffnen und breite Schlagschatten auf meine Lichtscheibe fallen lassen oder entdecken. . . . . Weil Dein Onkel fürchtet, Du möchtest ihn zu rosenfarb malen, verbittet er sich die liebste Malerin."

Erklären Sie mir doch, lieber Herr Doktor, woher es komme, daß man diesen ersten aller Propheten mit Hörnern abbildet, unterbrach Katharina den Vorleser. Es war mir stets ärgerlich, den hohen Gottgesandten, als welchen ihn doch auch Türken und Christen anerkennen, mit einem so abscheulich thierischen Kopfschmuck abgebildet zu sehen. Zwar nicht immer so gräulich, wie an der Statue des Michel Angelo, indeß doch immer mit hornähnlichen Strahlen, die an der Stelle eines Geweihes aus der Stirn hervorbrechen. Was mag die Künstler dazu veranlaßt haben? Ihr Schönheitssinn war's gewißlich nicht!

Nein, beim Himmel, rief lachend der Doktor. Ein solcher hätte sie umgekehrt von einer solchen Monstruosität abgehalten.

So war es gewiß eine Art Symbolik, wie bei den Heiden im Oriente, sprach Herr Windler. Diese haben ja viele ihrer Götter mit einem solchen Kopfschmucke verziert; z. B. die Venus von Askalon, die Astaroth mit dem Hörnerpaare, wie sie im a. T. genannt wird; die Luna, wo der Kopfputz einem gehörnten Monde gleicht; den Bachus, besonders den sogenannten Sabazius, den bärtigen Indischen, dessen Bildsäulen an gewissen festlichen Tagen dieses Hörnerpaar aufgesetzt erhielten, die man nachher wieder abnahm. Selbst die Griechen hatten noch diesen Brauch, den uns alte Schriftsteller aufbewahrt haben, z. B. der Lustspieldichter Aristophanes in den Acharnäern, wo er einen solchen Bachusumzug beschreibt, der eigentlich ein widerwärtiger Phallusdienst gewesen zu sein scheint.

Gut für die Heiden! rief mit komischem Zorne unser Blondköpfchen. — Aber wie kommt unser hoher Prophet zu solchem schnöden Kopfputze? Wie eine christliche Kirche zu einem Bildwerke, das an einen indischen Sabadios tausendmal eher, als an einen Seher Gottes erinnert? Pfui über alle Kunst, wenn sie auf solche Abwege geräth! Jetzt begreife ich erst, warum man lieber alle bildende Kunst aus dem alten Gottestempel verbannt wissen wollte. So ein Moseh mit einem Paar Bockshörnern! Und er war doch der Mann eben nicht, sich ins Bockshorn jagen zu lassen!

Alle lachten über den drolligen Zornausbruch der blonden Katharina, bei dem ihre Wangen ordentlich zu glühen anfingen. Ihr Gatte umarmte sie, drückte ihr einen Kuß auf die scheltenden Lippen und sagte: Und doch ist eben jener Moseh von M. Angelo das schönste Bildhauerwerk der modernen Kunst des Mittelalters!

Aber erst darum ärgert es mich nur um desto mehr! fuhr sie in gleichem Tone fort. O, ich könnte dem Künstler recht von Herzen böse sein.

Das dürfen Sie nicht, meine Gute, versetzte der Doktor. Denn Michel Angelo's Schuld war es nicht; es war die Schuld eines mißverstandenen hebräischen Ausdruckes, also der nicht-hebräischen Bibelerklärer.

Sie wissen, wie Vieles von einem Druckfehler schon an Lächerlichkeiten und an Unheil angerichtet worden ist! Von einem kleinen, zweifelhaften Querstriche in dem griechischen O hing es ab, daß man aus dem Menschensohne eine Gottheit machte, ob man nämlich Os oder Theos las. Im gewöhnlichen Texte heißt es: Gott erschien im Fleische; dies ist die Lesart nach einem alexandrinischen Kodex, während nach anderen Handschriften, in denen das Strichlein im O fehlt, der Satz also lautet: Welcher erschien im Fleische, im Geiste gerechtfertigt wurde 2c. Von einem daseienden oder fehlenden Oder im 159. Artikel der Karolina hängt es ab, ob ein Mensch eingekerkert wird, oder nicht. Ein gleiches merkwürdiges Beispiel hat uns der bekannte Romanschriftsteller Manzoni in seiner Geschichte der Schandsäule (Colonna infame) aufbewahrt. Dort wird ein berühmter Rechtsgelehrter, der gegen die Tortur schrieb, angeführt, Il Verri ums Jahr 1780. Ein Anderer, Claro mit Namen, behauptet das schnurgerade Gegentheil von Verri, der wahrscheinlich durch einen Druckfehler, durch die Nachlässigkeit des Setzers, in den Irrthum verfallen sei. Der Setzer setzte: Nam sufficit adesse aliqua indicia contra reum ad hoc — statt: Non sufficit, wie es in der vorangehenden Ausgabe gedruckt steht. Diese Vertauschung des Wörtchens Non mit dem Nam, nicht statt denn, brachte den Unschuldigen auf die Folter und seinen Namen an die Schandsäule. Noch in meiner Jugendzeit machte eine Vergiftung des Landgrafen X.

viel von sich reden, die durch einen Druckfehler in der Pharmakopoe veranlaßt wurde. Er starb an einer zu großen Gabe Fingerhutpulvers, da sein unwissender Arzt ohne Skrupel nach jener Pharmakopoe verschrieb, welche einen Druckfehler statt eines Grans, des 20. Theils, enthielt. Der Landgraf verlor sein Leben und der Physikus sein Amt und die Berechtigung zur Praxis. Diese Wirkungen von Druckfehlern, Pünktchen, die von Fliegen in alte Manuskripte hineingesetzt waren, lassen sich beträchtlich vermehren, diese aber, mit der Geschichte des Gehörnes auf der Stirn des Moseh, genügen, sollte ich meinen. Diesen Schnitzer, der dem Propheten den alten Götterkopfschmuck zuzog, will ich Ihnen gleich deutlich machen. Es kam Moseh das zweite Mal mit seinen zwei Tafeln den Berg herab und da strahlte sein Angesicht von göttlichem Abglanze dergestalt, daß es die Israeliten seiner Umgebung blendete und sie ihn ersuchten, mit einem Schleier sein Antlitz zu bedecken. Das Wort Strahlen, ein Zeitwort, dem der Strahl, Keren, entnommen ist (jenes aus diesem), heißt auch wegen der Analogie und weil man es auch als eine Ausstrahlung von der Stirnhaut betrachtet, ein Horn; in letzterer Bedeutung ist dies Wort in die indogermanischen Sprachen übergegangen, so in die griechische Keras, die lateinische Cornu, und in alle von diesen abstammenden Idiome, und selbst im deutschen Horn will man die althebräische Wurzel wiedererkennen. Sie sehen also leicht ein, daß Jemand, der nicht besonders im Hebräischen bewandert war, weit eher an die Hörner, als an Strahlen denken konnte, wenngleich das Wort, das an jener Stelle gebraucht ist, das Verbum ist, und deshalb durch Hornen, etwas für Horn erzeugen, übertragen werden mußte, was indeß sinnlos wäre. So ist das Hörnerpaar aus einem schlechtverstandenen hebräischen Worte entstanden, das sich bis in die heidnische Mißgestalt des größten der neueren Bildhauer geltend gemacht hat. M. Angelo hat aus seinem Moseh einen bärtigen, gehörnten indischen Bacchus, den Sabazius, oder Bassareus, den Fleischgott, wie einige dies Wort erklären, verunstaltet, einen Sardanapalus, unter welchem Namen man ihn unter Roms antiken Marmoren wiederfindet.

Wenn ich heute Papst würde, morgen flögen schon die garstigen Hörner herab! rief die junge Frau mit einer Begeisterung, die etwas Komisches barg. Morgen am Tage.

Ei, wie entschlossen! sprach der Doktor. — Auch auf die Gefahr, daß dadurch die Bildsäule ihren hohen künstlerischen Werth verlöre?

Auch auf diese Gefahr hin! antwortete sie mit festem, entschiedenen Ton. — Was gilt mir die Kunst, so hoch sie geschätzt werden muß, der einfachen Wahrheit, der Gerechtigkeit, der schlichten Religion gegenüber? Wer möchte es vertreten, daß einem hohen Menschen, daß dem Bilde eines göttlichen Mannes, wie uns Moseh dasteht, ein so häßlicher Schabernack angethan wurde, daß man ihm, wie den alten Satyrn und Faunen, ein Merkmal von Thierheit aufheftete?

Du hast recht, meine Tochter! nahm Herr Elias mit inniger Zufriedenheit das Wort. — Ich sehe Dich gerne so in Deinem Eifer. Das ist ein echter und heiliger Eifer, mehr werth, als alle Glätte und Macht einer täuschenden, verführerischen Kunst. Ich habe es so recht an einer, mir sonst sehr werthen Künstlerin meiner Bekanntschaft erfahren, die in Rom aus einer eifrigen Protestantin eine noch eifrigere Katholikin geworden war, und nunmehr alles, was sie früher weit wegwarf und verspottete, mit einer Inbrunst umfaßte, die mich oft, je fester ich von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugt war, nur um desto mehr an ihrem Geiste irre werden ließ. Mit dieser begabten, geistvollen Dame sprach ich auch einmal, da wir eine Mappe voll Lichtbilder durchblätterten, über denselben Gegenstand, den Moseh von M. Angelo. In dem Lichtbilde von dieser Statue ist, als ob das wunderbare Spiegelbild das Häßliche nur noch stärker in die Augen fallend habe machen wollen, eine unverhältnißmäßige Verlängerung jener beiden knolligen Auswüchse auf der Stirn Mosehs entstanden. Ich bemerkte dies und das Garstige des Bildwerkes überhaupt, wie wir es soeben besprochen haben: sie aber entgegnete mit einem Anflug feiner Ironie: Ich finde, daß ihm die Hörner nicht fehlen dürften; sie sind eben hier durchaus charakteristisch! — Ja, erwiderte ich mit innerlichem Zorn, weil Moseh doch immer nur ein Jude war. — Nun,

entgegnete sie, das war ja auch Christus dem Fleische nach. — Freilich, allein Moseh war's und blieb es; darum muß er auch so eine Art gelber Kokarde tragen, wie zur Zeit Ferdinand und Isabella's der Katholischen, nach der Vorschrift des frommen Vaters Ximenes und des erhabenen Torquemada. Es lag eine gewisse kleine Bosheit, eine Schadenfreude in dem Kunsturtheile jener lieben Frau, und das hatte mir sie nicht lieber gemacht. Allein wir verplaudern die schöne Zeit. Sollten wir nicht jetzt die Fortsetzung jenes Berichtes hören?

Dazu dürfte wohl heute die noch übrige Zeit zu kurz sein, entgegnete der Doktor. — Ich denke, wir sparen die Fortsetzung auf den nächsten Leseabend auf. Wir werden Sie alsdann auf Binsenhöhe besuchen. Wenigstens ginge es so in der Reihenfolge.

Woran denkst Du, lieber Mann? unterbrach ihn seine Frau. Wir sind ja eben heute bei den Freunden und so sind sie das nächste Mal unsere lieben Gäste in Langenau.

Wahrhaftig! rief der Doktor. — Wie kann man doch zerstreut sein, wenn man so tief in einen interessanten Text hineingerathen ist!

XVI.

Moses und Michelangelo. Fortsetzung.

Mit einem letzten Dämmerblicke auf die hohe*) Bildsäule M. Angelo's schlummerte ich ein .... Nicht wahr, hier blieben wir in der Erzählung stehen und hier unterbrachen Sie mich, liebe Frau Rambohr, mit der Bitte um eine Erklärung über dies Attribut der Hörner. Ja, ich wollte Ihnen denn auch eine Stelle aus dem Manuskripte nachholen, die

*) Anmerk. Ueber sie äußert sich tadelnd Milizia: Del arte di vedere. Der englische Kunstkenner sagt: of these (die fehlenden Figuren) it is perhaps lamented that the figure of Moses, the unplastic nature of whose horns and beard renered them peculiarly unfitted to be seen alone cet. . . London Rewiew, April 1858 p. A. 470.

ich das letzte Mal erst übersehen, dann aber beanstandet habe, ob ich sie hier mittheilen solle oder nicht. In Ihrer Umgebung und überhaupt in so leichten und losen Unterhaltungen, wie die unseren, sollte man mit den schweren Geschützen der Gelehrsamkeit nur selten in das Kleingewehrknattern einbummen. Das macht das Ganze wiederum entweder schwerfällig, oder theilt ihm das Ansehen eines Kindes im Harnisch seines ritterlichen Vaters mit, einen Zug von Lächerlichkeit und Prahlerei. Nur da, wo man eben eine solche Wirkung bezweckt, sollte man das gewichtige Wort der Alten in ihrer ponderosen Sprache anführen. Doch habe ich diese Stelle heute Ihnen mitzutheilen gewagt. Sie ist eine gute Stütze Ihrer voriges Mal mit einem so schönen Zürnen abgegebenen Erklärung über die Verunstaltung des hohen Propheten mit jenen hornähnlichen Tupfen, Knollen, oder wie man sie sonst bezeichnen mag. Den Thierhörnern gleichen sie auch nicht ganz, wie die der Satyrn, sondern mehr den unvollständigen Ansätzen dazu, wie man sie bei jährigen Rindern wahrnimmt. Hier ist die beregte Stelle, die ich auf einem der sogenannten erratischen Papierschnitzel mit der Pagina, auf die sie sich bezieht, gefunden habe. In der 9. Satyre des ersten Buches sucht Horaz mit einiger Bosheit sich von einem der vielen sich an ihn drängenden Poëtaster, die gern bei Mäcen Zutritt haben wollen, los zu reißen. Horaz kann sich mit allen Ausflüchten nicht von dem Schwätzer losmachen. Er ruft einen Freund an, von dem er Hilfe hofft; doch dieser, seine Noth bemerkend, ist boshaft genug, ihn seinem Quälgeiste zu überlassen. Er schützt den Sabbath vor und auf eine unanständige Frage des Horaz, in der er den Juden eins anhängt, antwortete er mit ähnlicher Frechheit und entschlüpft ihm. Zu dieser bekannten, etwas dunkelen Stelle im Horaz hat Bentley, sein berühmter Kommentator, eine etwas dumme Konjektur eines Scholiasten hinzugefügt, wegen welcher sein Nachfolger J. M. Gesnerus ihn etwas gröblich anfährt. Er ruft dabei die Manen Baxters, eines noch früheren, dem Bentley vorangegangenen Erklärers des Horaz an, und sagt: **Moschn** zu einem Kastraten, ist noch etwas ärger, als ihn zum **Hornträger** machen. — Sie sehen, Frau Rambohr, daß Sie weder die einzige noch die erste sind, die jene Dar-

stellung empört hat, und daß Ihre Entrüstung in der eines so ernsten Mannes, wie Gesner, ihre volle Rechtfertigung auch von außen her findet.

Die bedarf man kaum, wo das sittliche Gefühl nicht nur, wo auch das wahrhaft religiöse und, ich möchte auch hinzufügen, das Schönheitsgefühl so eindringlich reden! sprach Katharina mit jener frohen Siegesgewißheit eines schönen Gemüthes. Doch danke ich Ihnen für Ihre Mittheilung. Die Bestätigung aus einem so ernsten Munde drückt unserem unlogischen Gefühl ein schützendes Siegel der Wahrheit auf. Doch nun fahren Sie im Texte fort, damit wir nicht wieder Gefahr laufen, unsere heutige Streiferei nicht beendigen zu können.

Schlummerte ich ein — begann der Doktor von Neuem und fuhr dann fort: Dies Grabmonument Julius des Zweiten, verkümmert nach dem großartigen Entwurfe M. Angelo's ausgeführt, zeigt in drei Nischen drei Marmorbilder dieses Meisters. In den beiden Seitennischen die Matriarchen Rahel und Lea, wie man sagt, die thätige und die beschauliche Liebe symbolisirend, in der größeren Mittelnische der Prophet, von dem es heißt, daß sich kein Gleicher nach ihm erhoben habe, macht denn auch richtig diesen Eindruck eines Unvergleichlichen, allein auf eine Schrecken erregende Weise. Es ist der Moment gewählt, da Moseh vom Horeb herabgestiegen in einer geringen Entfernung vom israelitischen Lager auf einem Felsvorsprung ausruht und den wilden Lärm unter ihm hört. Er wendet das Haupt horchend zur Seite mit weit geöffneten mächtigen Augen, als ob er nun auch aus der Ferne jene tobenden Gruppen und den Anlaß ihres wilden Treibens erspähen wollte. Im Bibeltexte drückt sich das in einem Zwiegespräche mit dem Begleiter, dem treuen tapferen Josua aus; der Künstler fühlte sich stark genug, in den Ausdruck des mächtigen, fast gigantischen Gesichts des Propheten all das zu legen, was die Bibel als zwischen Beiden verhandelt auffaßt. Er hat ein Bildwerk geschaffen, das, wie kaum ein anderes, von dem Riesengeiste des Meisters und seiner übermenschlichen Einbildungskraft Zeugniß ablegt. Allein man wird zugleich gleichwohl inne, daß er in diesem sitzenden Kolosse die Grenze des ästhetisch und ethisch Schönen

bereits überschritten hat. Es ist ein Anderes, wenn der griechische Bildhauer seinen Heldenjünglingen im Verhältniß zu gewöhnlichen Menschen und zu Thieren, selbst größerer Art, z. B. Pferden, Elephanten rc., ungeheure Dimensionen giebt, und gewissermaßen durch diese eine geistige göttliche Uebermacht ausspricht.

Denn jene Uebermacht war im Grunde doch keine andere, als eine materielle, ein Gigantenthum, eine Athletenkraft, die alle Kämpfe und Mühen siegreich überwindet und nebenher auch wohlthätig wirkt, aber stets, wo sie zur Demüthigung verlangt waren, in ihr Gegentheil umschlagen, zur Verherrlichung und Vergötterung führten. Das hatte sich nun durch die geistigere Weltanschauung, durch die Ueberwindung der Materie, mächtig verändert; ein Moseh wird mit herkulischer Körpermasse vorgeführt, aus einem göttlichen Propheten, einem vielgeplagten Dulder, einem Sieger durch die Idee, zu einer rohen Fleischmasse, die nicht mehr in den Kreis der geistig-sittlichen Weltanschauung passen will. Es mag wahr sein, daß die Kunst des Meißels auf keine andere Weise, als in der Masse und ihren großartigen Verhältnissen das Geistige auszudrücken vermag; aber was nöthigt sie denn auch, das Geistige dieser reineren Natur auszudrücken? Den Stein, den man nicht heben kann, den lasse man liegen!

Man erzählt von diesem außerordentlichen Meister, daß er zu seinen Bildwerken kein sogen. Modell vorher gemacht habe, sondern daß er, sobald seine Konzeption vollendet war, mit Meißel und Hammer ans Werk geschritten sei und den Marmorblock zu behauen angefangen habe. Dieses mag wohl fabelhaft sein, wenngleich seine unvollendeten Werke, wie man deren in Rom und Florenz sehen kann, dafür zu sprechen scheinen.

Kurz, man erzählt, er habe frischweg tapfer eingehauen, daß die Marmorstücke rechts und links davonflogen. Dann und wann setzte er ab, und beschaute aus einiger Distanz sein angefangenes Werk; fuhr indeß bald darauf wieder rüstig zu meißeln fort. Nicht lange, so schälte sich die in seiner Phantasie schwebende Riesengestalt aus dem rohen Blocke heraus und gewann äußerlich die gewaltige Form des idealen Phantasiebildes ihres Meisters.

So dämmerte ich noch ein Weilchen zwischen Schlafen und Wachen hin, als mich eine Weiberstimme munter machte.

Ein Mütterchen mit zwei Töchtern in tiefster Trauer waren herangetreten und fragten nach dem Sakristan. Ich zeigte ihnen die nahe Thüre; das Mütterchen mit ihren Töchtern trat ein und kam bald, geführt von einem Priester, wieder heraus. Der Priester nahm Platz hinter einem schwarzgemalten Tisch, holte Schreibmaterialien aus der Schieblade und schrieb. Er erhob sich, nachdem er das Papier mit Sand bestreut hatte, übergab es der Frau und schenkte den Töchtern einige buntgemalte Heiligenbilder. Als die Frauen die Kirche verließen, sagte mir der Priester: das Blatt sei eine Quittung für den richtigen Empfang des Geldes für fünf Seelenmessen für ihren jüngstverstorbenen Gatten gewesen, damit er um desto schneller aus dem Fegefeuer erlöset werde. O. S. S. murmelte ich, indem ich mich wieder bequemer auf meiner Bank zurecht setzte und sah die gewaltige Gestalt Moseh's von Neuem mit großer Spannung an.

Mir war's, als sähe ich den Meister daran arbeiten, als hörte ich das Picken des Hammers, das Fallen der Marmorfragmente. Jetzt trat das Haupt des größten aller Sterblichen hervor, trotzig-böse nach der linken Schulter gewendet. Die Nase athmet Muth; die Augen groß in tiefschattenden Höhlen. Von der Stirn droht ein tiefer Ernst herab, während vom Kinn, wie ein wallender Strom, der Bart herabfließt, in dessen Wellen die Finger der linken Hand wühlen. Dieser kolossale Arm ist frei, während sich der rechte auf die beiden Gesetzestafeln lehnt.

Jetzt fällt das faltige Gewand von den Schultern auf den Boden herab. Das linke Bein ist gebogener als das rechte und beide in der Art gewendet, als wenn der Riese eben aufzuspringen im Begriff wäre. Man sieht, ihm ahnt nichts Gutes! Von seinem Stand- oder besser Sitzpunkte aus wendet sich das Antlitz Moseh's nach der Thüre der Kirche hin.

Welche Gedanken mir dabei durch den Kopf fuhren, ich weiß es nicht, aber einer stellte sich allen voran und trat immer wieder in den Vordergrund; er packte mich und ließ nicht ab, mir immer wieder entgegen zu treten: Moseh,

Moseh, wie klein im Geiste bei aller Größe im Leibe! Mußte es Dir widerfahren, daß Du an geweiheter Stelle in Satyrgestalt aufgerichtet wurdest, gleichsam Dir zum Trotze, der Du das Gebot Deines Gottes verkündetest: Du sollst Dir kein Bildniß machen! War es ein Hohn gegen das erste Gesetz Deiner zwei Tafeln, der dem tückischen Feinde der Menschenseele dies gelingen ließ, dies Meisterstück der Lüge! Moseh, Du abgesagter Feind alles Bildwerks an heiliger Stätte, Du selbst mußt hier zu Deinem eigenen Spotte sitzen und einen Widerspruch gegen Dein hohes Gebot aussprechen!

Und als ob daran nicht genug wäre, mußte man Dir noch den Schabernack hinzufügen, Dir jenes Symbol aufzusetzen, mit dem das wüste Heidenthum die zeugende Naturkraft, ihre höchste Religionsidee, aussprach, die Widderhörner des Satyr!

Tiefer und tiefer nachtete es vor meinen Augen; der Schlaf überwältigte mich und wob mir ein Traumbild, als Nachtrag meiner träumerischen Gedanken. Die Marmorgestalt des Propheten ward mir wieder in einer Art Zwielichtes sichtbar, sie blickte noch immer wie erwartend gegen die Kirchenthüre.

Jetzt öffneten sich weit die Flügelthüren, durch welche zwei hohe, den Erdenbewohnern, wie wir es sind, kaum mehr gleichende, seltsame, fremdartige Menschengestalten hereinschritten. Die eine trat voran herein. Eine hohe Figur, im weißen, wollenen, faltigen Mantel, mit einem Purpursaum verbrämt, um das von schwarzen Locken umwallte Haupt eine weiße Binde, von welcher herab ein Schleier, der das Gesicht bedeckte, herabhing; die andere, nicht minder hohe Gestalt in einem schwarzatlassenen Koller, mit Goldtressen besetzt, auf dem Haupte ein Sammetbarett mit weißer Straußenfeder, mit der Linken die Rechte des Begleiters fassend, in der anderen Hammer und Meißel tragend. Es war M. Angelo's Gestalt.

Sie naheten neben einander mehr schwebend als gehend und blieben vor dem Grabmale des Papstes stehen. Der Künstler sprach zuerst: Tritt hierher, Moseh! Dies ist der rechte Standpunkt, aus dem mein Moseh gesehen sein will. Schau ihm gerade ins Antlitz! Nun sage mir, habe ich in

dem Geiste gemeißelt, in welchem Du Dich wohl abgebildet sehen mochtest? Aber wolltest Du nicht auch den Schleier lüften, damit ich den Ausdruck Deines wirklichen Angesichts sehen und mit meinem Phantasiebild vergleichen könne?

Moseh. Bald sollst Du es schauen! — Doch zuvor beantworte mir eine Frage über Dein Meisterwerk; denn als solches wird es ja von aller Welt anerkannt und gepriesen. Ich möchte wissen, wann Du den abscheulichen Lockenmenschen in der Villa Ludovisi (wenn ich nicht irre), den man auch für ein Capo d'opera ausgiebt, gemeißelt hast? Ob vor meinem Sitzbilde oder hinterher?

M. Angelo. Ich habe den Satyr lange zuvor gearbeitet.

M. Aber welches Werk hast Du kurz vorher unter Händen gehabt? Ich möchte das gerne wissen.

M. A. Und weshalb? — Doch ich kann mir es schon denken. Du willst gern das Ideal kennen, das dem vorangegangen war, nach welchem ich Deine Bildsäule entworfen. Je nun! das war die nachher aufgegebene Bildsäule des liegenden Herkules, der eben sich in all seiner Kraft aufzuheben bemüht ist. Das war eine gewaltige Aufgabe, ein mächtiges Muskelspiel anzubringen, eine noch ganz neue.

M. Was war denn die Ursache, daß Du diese Idee aufgabst und das Werk nicht gänzlich ausführtest, und dafür eine andere anfingst und ausführtest?

M. A. Andere Aufträge; dringendere Beschäftigungen! Der Bau der Peterskuppel besonders! Doch warum sollte ich Dir es nicht offen gestehen? Ich hatte die Lust daran verloren, da warf ich den Plunder in einen Winkel, damit er mir nur aus den Augen komme. Diesen Heros, auf seine Keule, das Werkzeug seiner Thaten und sein Symbol der Kraft, gestützt, im Stehen ruhend, wie jenes Meisterwerk, dem ich die damals fehlenden Beine so ungeschickt ergänzte, so ein Ausruhen von seinen Arbeiten laß ich mir noch gefallen.

Da steht er doch, aufrecht, mit noch schwellenden Muskeln; zwar senkt er seinen Kopf vor Müdigkeit, aber es war auch der Schluß des großen Cyklus seiner Mühseligkeiten. Er hatte eben jenem Ungeheuer in den Hesperiden=

gärten die goldenen Aepfel abgewonnen, die er in der ruhenden Rechten auf dem Rücken nachlässig hält. Das ist alles schön und wahr, ein konsequent durchgeführter Gedanke. Allein eine so totale Erschöpfung, wie sie ein Liegen, das Liegen dieses gewaltigsten der Göttersöhne ausspricht, ist ein verfehlter, falscher Gedanke, der mit der Idee in Widerspruch steht. Allenfalls sitzend, wie jener herrliche Torso. . .

M. Und wie mein herkulisches Bild dort.

M. A. Noch heute gereut mich's, die Mißgeburt meines Hirns nicht vollends zerschlagen zu haben. Allein wer einmal den Ruhm weg hat, der hat zugleich die Freiheit, ungestraft dummes Zeug zu machen. Das Volk lobt auch dies, das unverständige; und oft finden die Superklugen gerade in solchen Fehlgriffen das große Geheimniß des Genius. Wer aber das Schlechte überschätzt, ist gewiß nicht im Stande, das Gute zu würdigen!

M. Ich verstehe jetzt. Ich bin Dein gelungener Herkules! Aber warum nanntest Du ihn denn Moseh und machtest mich zum heidnischen Heros?

M. A. Großer Prophet, Du scheinst mir ungehalten über meine Schöpfung und die Idee, die ich mir von Deiner Gestalt machte, das kann ich begreifen. Allein wie sollte ich anders im Marmor jene Kraft, die in Dir wohnte, anschaulich machen?

Hab' ich doch den Weltenrichter Christus in gleicher Mächtigkeit im jüngsten Gerichte dargestellt, und alle Welt hat es nicht nur gut geheißen, sie hat es bewundert. Und dennoch ließ sich in der Malerei der Charakter des Richters tiefer auffassen und ausdrücken. In der Plastik geht es nun einmal nicht anders, wie es auch an den klassischen Werken sich ausweist.

M. Aber das Aergste vergißt oder verschweigst Du, mein Guter! Welcher schlechte Dämon oder Spaßvogel hat Dir den Einfall mit den Hörnern eingegeben? So bildet Ihr ja nur Euren Teufel ab, der Euch doch nur ein Abscheu ist.

M. A. Aber dazu gehört auch noch Schweif und Pferdefuß!

M. Gewiß! Allein Du hast meine Füße bedeckt, und so wird leicht, wer die Hörner dort auf der Stirne sieht, sich den Fuß hinzudenken und auch den Schweif, der ja ohnehin nicht sichtbar wäre. Gewiß war das noch eine Reminiszenz vom Satyrkopfe!

M. A. In der That nicht! Das ist reines Produkt der Unwissenheit, ein grammatikalischer Schnitzer! Man hat die Synonyma von Horn und Strahl leider im hebräischen Worte Keren nicht unterschieden, und die Indogermanen kennen das Wort nur in seiner Bedeutung von Horn.

M. Das läßt sich hören! Allein Dein künstlerischer Takt hätte Dich doch vor solchem widerwärtigen Mißgriffe schützen sollen. Ein Künstler Deines Kalibers und so ein aufrichtiger Katholik!

M. A. Allein man sagte mir, daß dieses Wort auch im A. T. als Symbol der Kraft gebraucht wurde.

M. Aber nicht einer Kraft solcher Art; was hättest Du sonst Deiner Christusbildsäule bei den Ketzerbratern für ein Gehörn aufsetzen müssen? Mich allein hat Deine Künstlerweisheit mit so einem zweideutigen Putze bedacht! Unsere Kraft ist weder die eines Stieres noch eines Bockes, wie des Gottes Hamun und Mendes, der Greuel Egyptens.

M. A. Ich muß Dir vollkommen beipflichten! Aber mein Geist war der meiner ganzen Zeit. Zu so sublimen Gedanken erhuben wir uns noch nicht. Wußte ich denn, was ich jetzt weiß. O, wie sehr wünschte ich Deine Stirne glatt wie meine!

M. Also gleich und rasch ans Werk! Es ist bereits halb zwölf vorbei! Sind jene Hörnerknollen herunter, so sollst Du auch mein wahres Antlitz schauen!

Der Meister streifte die Aermel auf, setzte den Meißel an und schwang den Hammer. Wie flogen rechts und links die Marmorsplitter! In wenig Momenten war alles vollbracht und er sprach: Weg sind sie! Du hast Deinen Willen!

M. Soll ich Dir dafür danken, daß Du Deinen Fehler verbessert hast? Aber doch! Ich danke Dir, daß Du Dir und den Deinen einen guten Dienst geleistet. Ich hätte mich noch immer über Dich zu beklagen. Der Ausdruck des ganzen

Werkes ist der Art, daß man jetzt die Hörner vermissen wird. Welch ein Gigantenkopf auf dem Riesenleib! Und meine Beinkleider gar! Ich sehe ja aus, wie ein gefangener Barbarenkönig am Triumphbogen!

M. A. Moseh, wie kannst Du mich so plagen! Doch sprich, was wünschest Du weg? Denn leider, zusetzen, das geht nicht.

M. Ist auch nicht nöthig! Du machst überhaupt, finde ich, viel zu viel Komplimente mit einem armen Manne aus dem Ghetto!

M. A. Du scherzest bitter, heiliger Mann Gottes! Bin ich denn gar der Sündenbock für alle, die an Euch freveln?

Michel Angelo setzte wieder den Meißel an, hub den Hammer und sah fragend zurück. Moseh aber faßte seinen rechten, aufgehobenen Arm und schaute ihn an, mit leuchtendem Blicke. Sein Schleier war verschwunden, mildes Licht umfluthete wieder das hohe Angesicht und strahlte von den Umgebungen zurück. M. Angelo that einen Schritt zurück und lag auf seinen Knieen vor der Erscheinung. Moseh aber erhub seine Stimme und sprach: Steh auf! Nur seinem Gotte soll der Mensch seine Kniee beugen; keinem vom Weibe geborenen! Du bist mir lange in jenen Regionen nachgegangen, mein Antlitz unbedeckt zu schauen; jetzt ist Dir's gewährt! Blicke mich fest an!

Indem er also redete, wuchs seine Stimme, ward stets voller, tönender, gleich dem Meeresbrausen, gleich dem Sturme um die Gipfel der Felsen, und endlich wie ein tief hallender Donner, aber in hohem Wohllaut; zugleich strahlte sein Angesicht heller und stärker, bis der Meister endlich seine Augen schloß und sich geblendet abwandte. Ein voller Sonnenglanz erfüllte die Kirche durch und durch. —

Endlich hub Moseh seinen Stab; da fingen die Säulen an zu wanken und die Gewölbe krachten. Du wußtest es, rief er, einem Engel des Weltgerichtes gleich, daß mich Gott gesandt und daß ich seinen Willen verkündete: Du sollst Dir kein Bildniß machen! und dennoch bildetest Du meine Gestalt! Eben die meinige, durch deren Mund der Heilige jenes Gebot verkünden ließ! Aus mir schufst Du Dein Bildniß! Was hast Du Dir, Du Gewaltiger, angemaßt!

Der alte Meister senkte sein Haupt auf die Brust und stöhnte tief. Aber der Seher Gottes ward zusehends immer höher und leuchtender. Jetzt fuhr ein Blitz von ihm aus; es schmetterte durch die weiten Marmorhallen und eine dicke Staubwolke wirbelte auf; das kolossale Marmorbild war umgestürzt und zertrümmert. Noch ein Blitz und Schlag — Ich war mit einem Schrei aufgewacht und sprang vom Sitze, das Herz schlug mir bis in die Kehle auf; es hatte eben Eins geschlagen. Der Kirchendiener kam, sah uns erstaunt an, denn er wußte nicht, daß er uns eingeschlossen hatte. Jetzt öffnete er wieder die Kirchenthüre und wir gingen ins Freie hinaus.

Als wir im Freien waren, sagte mir meine Schwester: Du hast im Schlafe so schwer gestöhnt; Du hast gewiß was Aengstliches geträumt. Unterwegs erzählte ich ihr meinen Traum und sie sagte: Nichts als die Fortsetzung Deiner Gedanken, 'wenn Du wachst, vom Traume etwas vergrößert und verschoben.

Ich will mir doch diesen Traum, wenn ich nach Hause komme, aufschreiben, antwortete ich.

Ueber jüdische Aerzte.

Ein Vortrag von

Maximilian Schächter.

I.

Der hochgelahrte Professor der Anatomie an der Pester Universität, Csauß, war sehr betroffen, als ihn gegen Ende der fünfziger Jahre ein alter Jude besuchte und ihn um Gnade für seinen Sohn bat, den der gestrenge Professor bei dem Examen aus der Anatomie durchfallen ließ. „Ich weiß es, daß Gott meinen Sohn mit sehr geringer Begabung ausgestattet hat," — so bat der unglückliche Vater — „was soll ich aber mit ihm anfangen?" „Haben Sie denn keinen anderen Sohn" frug etwas milder gestimmt der Professor. „Bitte unterthänigst, ich habe noch einen." „Hat Gott auch diesem so geringe Begabung verliehen?" „Bewahre" — sprach der Vater mit stolzem Selbstbewußtsein, „der ist sehr begabt, darum habe ich ihn auch für den kaufmännischen Beruf bestimmt, dieses armen Jungen Zukunft hingegen gedachte ich durch die Arzneikunst zu sichern." Es ist nicht zu verwundern, daß der alte Professor den Kopf schüttelte, konnte ja ich selbst diese ganze Geschichte, als sie mir vor nun 20 Jahren von einem meiner Lehrer mitgetheilt wurde, nur für eine fein zugespitzte, tendenziöse Anekdote halten, und auch von Ihnen dürfte sie weit eher als solche, denn als eine die jüdische Denkart charakterisirende Auffassung betrachtet werden. Es ist wahr, daß ich, seitdem ich die Geschichte zum ersten Male

hörte, mich ihrer bei Rigorosen und sonstigen Anlässen häufig erinnerte, und ich gestand es mir nicht selten in aller Stille ein, daß die gleichgesinnten Geistesverwandten meines besagten Glaubensgenossen, der den Aerztestand so gering achtete, sich sehr vermehrt haben müssen. —

Dagegen aber, als hätte diese Auffassung über die Wichtigkeit des ärztlichen Berufes dem Gedankengange des Judenthums und der in ihm lebenden Tradition entsprochen, könnte ich mich heute noch lebhafter verwahren, als ich vor 20 Jahren es gethan. Falls ich heute über diese Frage diskutiren müßte, könnte ich mich nicht nur darauf berufen, daß ein Volk, dessen größtes Gesetzgebot die Hygiene zum Bestandtheil der Religion erhoben hatte, dessen Gelehrte durch viele Jahrhunderte hervorragende Aerzte der Culturwelt gewesen sind, unmöglich der Ueberzeugung sein kann, daß für den ärztlichen Beruf nur die geringer Begabten geeignet seien. Es ist wahr, daß in neuerer Zeit gar vieles in Israel sich geändert hat, mithin es nicht ausgeschlossen erscheint, daß auch in dieser Hinsicht nicht alles zum Besseren sich wendete, aber die Ueberlieferung, welche den weisesten Fürsten der Juden, den König Salomo, für den Verfasser des ersten großen medizinischen Werkes hält und die Verfügung des Tractates Sanhedrin, daß ein anständiger Jude in einer Stadt, in der kein Arzt ist, sich nicht ansässig machen soll, beweisen doch, daß im jüdischen Volke und in seiner Religion die Wertung des ärztlichen Berufes und Wissens gleich groß war. Fast scheint es, als wäre diese Wertung mitunter eine übertriebene gewesen, denn von Esra, dem Neugründer des jüdischen Staates, berichtet die Ueberlieferung, er habe die ärztlichen Schriften Salomos aus Furcht, das Volk könnte ihnen mehr als den Gesetzen Moses trauen, vernichtet. Die Essäer hielten Frömmigkeit und Pflege der Heilkunst für ihren Beruf, und der hervorragendste Jünger dieses Ordens, Jesus, gewann zumeist durch seine Wunderkuren das Vertrauen des Volkes, wie es in dem Evangelium nach Marcus heißt: „Ein Weib aber, das 12 Jahre den Blutgang hatte und von vielen Aerzten vieles erlitten und all das ihrige aufgewendet und keine Hilfe gefunden hatte, sondern vielmehr schlimmer geworden war, kam — — — und fühlte am Körper, daß sie

geheilet sei.“ Dies Alles zeigt uns, daß Heilkunst und ärztlicher Beruf mitunter große, ja epochemachende Faktoren der jüdischen Geschichte geworden sind. Und so war es auch in der That. Durch die Lehren Jesu löste sich vom Judenthum eine Secte los, welche weit über die Grenzen der Länder und Völker hinaus eine neue Auffassung der jüdischen Religion, das Christenthum, verbreitete und als gleichzeitig mit der Verbreitung der neuen Religion der alte Tempel des jüdischen Volkes zusammenstürzte, waren es gleichfalls die jüdischen Aerzte, die mit ihrem Wissen die Geisteswelt des zerstreuten Volkes erleuchtet und mit ihrer, durch Wissen erworbenen Macht ihre bedrückten, verfolgten, verachteten, unglücklichen Brüder oft beschirmt haben.

* * *

Es wäre ein kühnes, ja unmögliches Unterfangen, wollte ich die in der Culturgeschichte der Völker zu großem Ruhme gelangten jüdischen Aerzte würdigen oder auch nur aufzählen. Ich müßte da eine Riesenlitteratur in eine Nußschale pressen, und es wäre in dieser Fassung kaum ersichtlich, daß in den nun fast zwei Jahrtausenden jüdischer Geschichte, welche auf die christliche Aera entfallen, das Leben und Wirken der jüdischen Aerzte fast der einzige Lichtpunkt gewesen ist. Auch davon, was sie zur Verbreitung und Förderung des ärztlichen Wissens beigetragen, kann ich heute und hier unmöglich sprechen. In dem nothwendigerweise engen Rahmen meiner Erörterungen kann ich nur andeuten, wie jener Faktor beschaffen war, der einerseits in der mit Elend und Entbehrungen kämpfenden Judenschaft die für die Gesundheit der Seele nöthige körperliche Gesundheit pflegte, andererseits ein mächtiges Bindeglied war zwischen den Juden und jenen Völkern, von welchen sie durch ihre religiöse Abgeschiedenheit und durch den dauernden Haß dieser Völker getrennt waren. Aus dieser Skizze ergeben sich dann die Umrisse der jüdischen Geistesaristokratie von selbst.

Dafür nun, daß ich hier den Hinweis auf die Aristokratie nicht vermieden habe, muß ich um Entschuldigung bitten. Vielleicht ist es aber nicht überflüssig — besonders in unseren Tagen nicht — wenn wir uns dessen besinnen, daß das

Judenthum, das die einfachsten weil menschlichen Rechte nur nach großen Kämpfen und nur durch Betonung der Wahrheit, daß alle Menschen gleich sind, oder wie Shylok sagt, daß auch wir Juden bluten, wenn man uns sticht, daß auch wir lachen, wenn man uns kitzelt, — erringen konnte, daß dieses Judenthum ein Verbrechen an sich selbst begeht und seine wahrsten Bestrebungen verleugnet, wenn es durch Adelsprädikate und Wappen aus der Reihe der Menschen sich erheben will. Und wenn wir im Almanach der Budapester Universität nur mehr einen Hörer der Medizin Namens Kohn finden, wenn unter uns kaum noch einer es weiß, wer sein Urahn war, und wenn er es weiß, es am liebsten vergessen möchte, wenn es heute unser sehnlichster Wunsch ist, und sei es als letzte in die Reihe der von Menschen verliehenen Aristokratie zu gelangen, dann ist es nicht überflüssig daran zu erinnern, daß die Juden schon längst die ersten waren in der von Gott verliehenen Aristokratie des Verstandes, des Geistes und des Charakters. Denn nicht nur der von uns dem bloßen Hörensagen nach gekannte Talmud meint, daß die Wissenschaft höher zu achten sei als selbst die fürstliche und hohepriesterliche Würde, nicht bloß Freind sagt es, daß die jüdischen Aerzte die Fürsten der ärztlichen Wissenschaft im Mittelalter waren, sondern auch ein ganz moderner, einer der modernsten und größten aller christlichen Aerzte und Gelehrten, Virchow, erklärte es bei dem jüngst in Rom abgehaltenen internationalen Aerztekongreß, „daß es erst jetzt ersichtlich wird, welch große Dienste die jüdischen Aerzte der Erhaltung und Pflege dieser Wissenschaft erwiesen haben, und daß die ererbte Befähigung der Juden für diesen Beruf auf diese Zeit zurückzuführen sei". Carmoly sagt, über jüdische Aerzte schreibend, daß die ärztlichen Studien bei den Juden deshalb zu einer „éducation nationale" geworden sind, weil sie nur auf diesem Wege jenes Ansehen und jene materielle Macht sich erwerben konnten, welche zum Schutze des unter vielfachem Drucke seufzenden Volkes erforderlich war. Diese alte Erfahrung der Juden, daß der ärztliche Beruf unter den ungünstigsten Verhältnissen und in der feindseligsten Umgebung die geistige Ueberlegenheit am besten sichert, wird heute auch von den zu den wilden Völkern ziehenden

christlichen Missionären angenommen und so kam es, daß der vor einigen Jahren in die Zambeni-Gegend sich begebende ungarische Jesuit P. Menhart sich zuvor an den Kliniken unserer Universität etwelche ärztliche Kenntnisse aneignete, um so dem Gottesworte mehr Anerkennung, seiner Person hingegen mehr Sicherheit verschaffen zu können.

Denn vergeblich hat das eine Concil beschlossen, jüdischen Aerzten die Behandlung christlicher Kranken zu verbieten, und die an jene sich wendenden Christen mit dem Banne zu belegen; das folgende Concil sah sich schon genöthigt, diese Strenge dahin zu mildern, daß man sich an jüdische Aerzte nicht wenden darf, es sei denn, daß keine andere Hilfe möglich wäre. Vergeblich wendeten sich die mächtigen Grafen von Burgos an den König von Castilien mit der Bitte, den Juden die Behandlung von Christen zu verbieten, die Antwort lautete dahin, man könne ihnen eine Wissenschaft, durch welche sie der Menschheit zum Nutzen gereichen, unmöglich untersagen. Vergeblich wurden die Juden mitsammt ihren Aerzten aus Frankreich vertrieben, Franz I., König von Frankreich sehnte sich in seiner Krankheit nach einem jüdischen Arzte und bat den deutschen Kaiser Karl V., ihm einen solchen zu senden. Da aber das Aeußere desselben nicht genug jüdisch war, wurde er heimgeschickt, und nun ließ sich der König von Frankreich durch seinen Gesandten in Konstantinopel einen jüdischen Arzt kommen, der dem Könige Eselsmilch zu trinken gab und ihn also aus schwerer Krankheit kurirte, woher sich auch in Frankreich und späterhin in ganz Europa der Gebrauch der Eselsmilch als eines diätetischen Heilmittels verbreitete. Vergebens zog der feurigste antisemitische Wanderapostel des Mittelalters, Bruder Bernardin, von Stadt zu Stadt, um Haß gegen die jüdischen Aerzte zu predigen; seine eigene Vaterstadt Siena wählte einen Juden zum Physikus. Und vergebens schlossen die Päpste die Juden in die verseuchten Judenviertel Roms, eine ganze Reihe von Päpsten hatte jüdische Leibärzte und Leo X., der Erbauer der Peterskirche, ernannte den Juden Zarfati zu seinem Arzte, erlaubte ihm in seinem Hause ein Bethalle zu errichten, und die Nachkommen der Familie Zarfati dienten als jüdische Aerzte noch unter den nachfolgenden Päpsten.

Welchem Umstande ist nun diese große, selbst die Bollwerke des Hasses erschütternde Macht der jüdischen Aerzte zu danken?

Vor einigen Wochen schrieb der französische Berichterstatter Carrére von dem südafrikanischen Kriegsschauplatze, daß die sympathischesten Gestalten des ganzen Krieges die Aerzte sind, die Freund und Feind mit der gleichen, aufopfernden Sorgfalt hegen und pflegen. „Denn“ — schreibt Carrére — „die Aerzte leben an der Grenzlinie der Menschheit, dort, wo Leben und Tod einander berühren und dies stimmt ihre Seele mild und theilnahmsvoll.“ Diese geistvolle Bemerkung eines zeitgenössischen Schriftstellers ist besonders zutreffend bei den jüdischen Aerzten aller Zeiten. Sie lebten als Juden und als Aerzte an der Grenzlinie der Menschheit und standen gleichsam auf stetem Vorpostendienste, und so ward ihr Herz milde, aber auch ihr Geist stark und ihr Wille entschlossen. Ja, die unverfälschte Nächstenliebe und der scharfe, gut geschulte Geist jüdischer Aerzte, hat sie groß gemacht und mächtig — in der Vergangenheit. Zwar sagt Hans Sachs: „Dünkt sich Arzt ein jeder Fexe, Jude, Laie, Mönch und Hexe —“ und stellt so den Juden an die Spitze der Kurpfuscher, trotzdem ist es aber zweifellos, daß die Juden nicht durch diese Art des Heilens zu Ruhm und Ehren gelangt sind. Nicht Kurpfuscher, sondern gebildete und auf einer hohen Stufe zeitgemäßen Wissens stehende Aerzte gab das Judenthum den mohamedanischen und christlichen Völkern, in deren Mitte es lebte. An den ärztlichen Schulen waren Juden durch ganze Jahrhunderte nicht allein Schüler, sondern auch Lehrer. Zur Zeit Harun al-Raschids lehrte der jüdische Arzt Sahl in Bagdad, und die Zahl seiner Schüler war so groß, daß er seine Vorträge auf offenem Marktplatze abhalten mußte. Sein Sohn war auch ein berühmter Arzt, trat aber zum Islam über und blieb in dieser Beziehung im Laufe der Zeiten nicht vereinzelt. Die jüdischen Aerzte wurden aber dennoch nicht weniger, denn in Keirwan, diesem Mittelpunkte der mohamedanischen Welt Afrikas, bildete sich eine jüdische medizinische Schule, welche während dreier Jahrhunderte berühmte Aerzte in die Welt geschickt hat. Und spreche ich von Ruhm, dann messe ich ihn nicht mit heutigem

Maaße, da selbst der Ruhm des bedeutendsten Arztes ihn kaum überlebt, sondern ich denke dabei an Isak el Israeli, der im zehnten Jahrhundert, also zu einer Zeit, als die Magyaren in unser Land kamen, zu Bagdad als Arzt lebte und wirkte und dessen Buch über die Diät 600 Jahre später, im Jahre 1555 aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen und zur Belehrung christlicher Aerzte in Leyden neu verlegt wurde. Kein Arzt unserer Zeit, und sollte sein Ruhm selbst die Welt füllen, darf es hoffen, daß man nach 600 Jahren seine Werke herausgeben, ja auch nur seinen Namen nennen werde. Aber der alte, hundertjährige Hagestolz Israeli hat sich dies prophezeit, indem er auf die Frage, warum er nicht heirathe, erwiderte, daß er vier Bücher verfaßt habe, welche seinen Namen länger erhalten werden als Kinder und Kindeskinder es vermöchten. Seine Hoffnung hat sich auch erfüllt. Während nämlich sein genanntes Werk 600 Jahre lebte, wurde eine halb ärztliche und halb religionsphilosophische Schrift Israelis erst im Vorjahre verlegt und überlebte so ihren Verfasser um volle 1000 Jahre.

Aller Orten war das große Wissen der jüdischen Aerzte der Schlüssel zu ihrer großen Macht, und einer der unsterblichsten unter ihnen, Mose ben Maimon, als Maimonides in allen Welttheilen bekannt, der an den Höfen der spanisch-maurischen Könige und des Kalifen von Aegypten lebte und wirkte und des großen, siegesgewaltigen Sultan Saladin Leibarzt war, dieser große jüdische Arzt, von welchem sein arabischer College schreibt, daß er der Phönix der ärztlichen Kunst sei, Maimuni lehrt, daß derjenige, „der in seiner Krankheit nicht an einen wissenschaftlich gebildeten Arzt, sondern an einen praktischen Kurpfuscher sich wendet, dem gleicht, der zur Sturmzeit mit einem lecken Fahrzeuge auf die hohe See sich wagt: mitunter erreicht er sein Ziel, gehet aber zumeist zu Grunde".

Nicht auf die Leichtgläubigkeit der Menge, sondern auf die eigenen, gewissenhaft erworbenen Kenntnisse stützten sich die jüdischen Aerzte; es ist darum nicht zu verwundern, wenn in den ärztlichen Schulen, die in Italien und Südfrankreich entstanden sind, jüdische Lehrer der Medizin ihre eigenen Glaubensgenossen und auch Christen unterrichteten. Die in

Montpellier noch heute bestehende Aerzteschule wurde im Jahre 1025 fast ausschließlich von jüdischen Aerzten gegründet. In Padua und Salerno wurden an den Universitäten medizinische Vorlesungen in hebräischer Sprache gehalten, und im Jahre 1301 ereignete sich in Montpellier etwas, was heutzutage weder in Frankreich noch sonstwo denkbar wäre, daß zum Decan der medizinischen Facultät ein jüdischer Arzt, der große Gelehrte Profatius, gewählt wurde, unter dessen Amtsführung die medizinische Schule von Montpellier ein solches Ansehen genoß, daß sie selbst die Pariser in den Hintergrund drängte. Ein solcher Fehler aber wurde dazumal rasch und gründlich gut gemacht, indem man vorerst den Juden den Zutritt zu den medizinischen Schulen untersagte und dann erklärte, daß nur absolvirte Schüler solcher Anstalten den ärztlichen Beruf ausüben dürfen, und als die Juden diese Hindernisse siegreich überwanden, da wurden sie einfach aus Frankreich vertrieben. Trotzdem blieb der jüdische Arzt wissenschaftlich nicht zurück und trug diese Wissenschaft mit sich immer weiter, und Tobia Cohen, der gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts Leibarzt des Sultans in Constantinopel war, schwenkt die Fahne der ärztlichen Wissenschaft, wenn er sagt: „Das Kuriren ist sehr leicht im Munde des Charlatans, aber sehr schwer in den Augen des wahren Arztes".

Die Wissenschaft war das Schild der jüdischen Aerzte, und wird der Umstand, daß schon die ersten Könige des Frankenreiches sich an jüdische Aerzte wendeten, von Voltaire in dessen sarkastischer Methode damit erklärt, „daß man wegen der Unwissenheit des christlichen Europa sich an jüdische Aerzte wenden mußte", so ist dies noch immer keine so aufrichtige Huldigung des malitiösen Philosophen vor den jüdischen Aerzten, als wenn es von einem derselben, seinem Zeitgenossen, dem jüdischen Arzte Jean Baptiste de Silva, sagt, daß er „ein Arzt sei, den selbst Molière, der große Gegner der Aerzte zu verspotten nicht gewagt hätte".

Oder ist es auch nur denkbar, daß in Deutschland, an diesem mitunter nur schwach glimmenden, aber nie erlöschendem Herde des Judenhasses, jüdische Aerzte selbst in den Tagen des schlimmsten Hasses eine derart angesehene Stellung ohne

großes Wissen erreicht hätten? Friedrich III. hatte einen jüdischen Arzt Loans, der dem großen Gelehrten und Humanisten Reuchlin Unterricht in der hebräischen Sprache ertheilte und der die Gunst des Kaisers in so hohem Maaße besaß, daß dieser noch auf seinem Todtenbette die Juden dem Wohlwollen seines Sohnes, des Kaisers Maximilian, empfahl. Zwar predigte man den Christen von ihren Kanzeln, daß es besser sei in Christo zu sterben, als mit Hülfe eines jüdischen Arztes eine Beute des Teufels zu werden, trotzdem sah sich der Kurfürst von Württemberg um dieselbe Zeit genöthigt, einem gewissen Hirsch, „judaeus promotus medicinae doctor“, freie Praxis zuzusichern und ihn von allen Abgaben zu befreien. Ein beredtes Zeugniß der Beliebtheit jüdischer Aerzte ist es, daß die jüdische Gemeinde zu Frankfurt a. M. unter der Bedingung Aerzte anstellte, daß es diesen ohne Wissen und Willen der Gemeinde nicht gestattet sei, die außerhalb Frankfurt wohnenden Grafen und Fürsten zu besuchen. Der hochmögende Rath von Frankfurt selbst wußte nicht, was er thun solle. Bald vertrieb er die Juden, um sie hernach wieder aufzunehmen und in Judenquartiere zu sperren, bald bedrückte er sie durch Judensteuern oder regelte durch Beschränkung der Judenehen ihre Zahl, aber in allen diesen Fällen sah er sich genöthigt, die jüdischen Aerzte zu schonen und ihnen verschiedene Begünstigungen zu gewähren. Ja noch mehr, im 15. Jahrhundert gelangte in Frankfurt eine jüdische Aerztin Zeslin als Augenärztin zu großem Ansehen, und daß sie kein Sonderling und kein Wunderthier von einem jüdischen Weibe mit kurz geschorenen Haaren war, daß vielmehr die geistig vornehmen Juden von der Pflege der ärztlichen Wissenschaft voll durchdrungen waren, beweist der Umstand, daß während des ganzen 15. Jahrhunderts jüdische Aerztinnen Schulter an Schulter mit jüdischen Aerzten wirkten, daß sogar der Erzbischof von Würzburg im Jahre 1419 der Jüdin Sarah die ärztliche Praxis und den Erwerb von Liegenschaften gestattete. Nicht zaubermächtige jüdische Kurpfuscherinnen, sondern regelrecht gebildete weibliche Aerzte waren sie, wie jene Rebekka, die eine absolvirte Schülerin der Universität Salerno war und über das Fieber und andere medizinische Fragen wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte. In diesen

alten, ruhmvollen Traditionen bewegt sich auch jene junge jüdische Aerztin, Dr. Jakobs, die sich jüngsthin als der erste weibliche Arzt in Holland niederließ und sich dort sofort an die Spitze der die Frage der Krankenwärterinnen regelnden Bewegung stellte.

Die in der Wissenschaft und im Wissen wurzelnde Macht gab den jüdischen Aerzten jenes stolze Selbstbewußtsein, durch welches sie sich aus ihrer jüdischen und nichtjüdischen Umgebung hervorthaten. Als Juden waren sie die Leibärzte der Khalifen, Sultane, Päpste, Bischöfe, Kaiser und Könige, und als Heinrich IV., König von Frankreich, der in religiösen Dingen einer derart philosophischen Ansicht huldigte, daß Paris ihm eine Messe werth war, den Juden Montalto aus Italien zu seinem Hofarzte ernannte, nahm dieser die ihm angebotene Stelle nur unter der Bedingung an, daß ihm die freie Religionsübung gestattet werde. Wo man vor kurzem die Hugenotten in blutigem Kampfe vertilgte, ließ nun der jüdische Arzt mit seinem Haushalte und seinem Tempel sich nieder, und Heinrich IV. achtete die selbstbewußte Glaubenstreue des jüdischen Arztes so sehr, daß er ihm, wenn er sich am Freitag zu seinen Kranken auf's Land begab, den eigenen Wagen entgegenschickte, damit er noch vor Einbruch des Sabbath daheim sein könne. Und als dieser jüdische Arzt unter Ludwig XIII., dessen Leibarzt er geblieben war, starb, ließ das Königliche Haus seinen Leichnam nach Holland überführen, damit er dort auf jüdischem Gottesacker ruhen könne. Der jüdische Arzt Zacharias aus Preßburg wurde von König Ladislaus nach Ofen berufen, und wie das vom Königlichen Obersthofmeister Buztai erlassene Edikt besagt, wurde dem jüdischen „medico et physico“ Zacharias, „der mit seinem vortrefflichen Wissen dem Könige und vielen Magnaten und Bürgern nützliche Dienste erwies“, das Recht verliehen, in Preßburg ohne die übliche Judentracht verkehren zu dürfen, um also seine Kranken um so unbehinderter aufsuchen zu können. Natürlich leistete die Stadt Preßburg diesem Edikte keinen Gehorsam, wodurch sie sich wiederholte Rügen zuzog. Gegen das, was sie als Menschen und Juden demüthigte, was in der Ausübung ihres edlen Berufes sie hinderte, dagegen kämpften die

jüdischen Aerzte an. In Rom setzten sie es durch, daß sie den rothen Judenmantel nicht tragen mußten, in Frankfurt, daß sie außerhalb des Ghetto wohnen durften, sie blieben aber trotzdem jüdische Aerzte, ihre Abstammung und ihren Glauben selbstbewußt bekennend.

Der geschichtlichen Treue entsprechend müssen wir aber auch über die Ausnahmen sprechen. In den Ländern des Islam und des Christenthums gab es auch solche Aerzte, die es nützlich und zweckdienlich erachteten, ihr Volk und ihren Glauben abzuschwören. Hibat-Alla, der aus einem armen Jungen sich zum angesehensten Arzte am Hofe der Khalifen von Bagdad emporschwang, war der Meinung, daß er noch immer nicht hinreichend gewürdigt sei und trat zum Islam über. Aber ohne besonderen Erfolg, denn — wie Landau sagt — „er theilte das Los aller Convertiten", er wurde darum nicht höher geachtet und starb im Elend. Auch Jakob Hekim, Leibarzt des Sultan Mehemed, des Eroberers von Konstantinopel, bekehrte sich angeblich deshalb, weil er Großvesir werden wollte, zum Islam, und der berühmte jüdische Arzt nahm nicht bloß den Turban, sondern schrieb auch ein Buch gegen die Juden, in welchem er sie beschuldigt, die Gesetze Mosis verdorben zu haben. Mitunter war der Vater ein biederer jüdischer Arzt, wie der bereits genannte Sahl, Lehrer an der Aerzteschule zu Bagdad, dessen Sohn gleichfalls Leibarzt des Khalifen wurde, der aber nicht wollte, daß seine Söhne auch einen Juden zum Vater haben. Davon, daß sich in christlichen Ländern auch jüdische Aerzte fanden, die ihren Geburtsfehler korrigiren zu müssen glaubten, braucht man kaum zu sprechen. Unter diesen that sich Josua Lorqui hervor, der als ausgezeichneter Arzt und Talmudist Leibarzt Benedicts XIII. wurde, dann als Geronimo de Santa Fé die Taufe nahm und einer der größten Judenfeinde aller Zeiten ward, der seinen Brotgeber, den Papst, dazu bewog, den Talmud zu verbieten und eine Bulle gegen jüdische Aerzte, Apotheker und Heilmittelhändler zu erlassen. Auch Victor von Carben verdient es, daß man ihn an den Schandpfahl der Geschichte stelle, weil er in seinem, im Jahre 1509 erschienenen „Judenbüchlein" die jüdischen Aerzte verleumdet. Uns mit den getauften jüdischen Aerzten der Vergangenheit

noch länger zu befassen ist umso weniger nöthig, als ja bei solchen Juden, ob sie nun Aerzte waren oder nicht, immer dieselben Beweggründe entscheidend waren. Der jüdische Arzt früherer Tage, der es mitunter durch den Beistand seiner Brüder ward, zog es manchmal vor, jene zu vergessen, denen er Dank schuldete und die zu einer verachteten Menschenklasse gehörten. Oder er glaubte es seinen Kindern schuldig zu sein, daß diese nicht mehr durch schwere, kampfesvolle Arbeit, sondern mit Hülfe eines kleinen Verraths zu einem leichten Leben gelangen. Denn zu allen Zeiten gab es Juden, die sich selbst so gering achteten, daß sie alles, auch die eigene Persönlichkeit, wie ein verschlissenes Kleid von sich warfen, gleichzeitig aber derart eingebildet waren, daß sie glaubten, ihre Nachkommen könnten, sofern sie nur keine Juden sind, allesammt Großvezire, Bischöfe, Minister und Universitätsprofessoren werden. —

Ich als Arzt verstehe diesen Abfallsprozeß. Es ist, als wenn in einem Organismus durch eine Infektion Gifte entstehen, und die Ausscheidung dieser Gifte das Leben des Organismus rettet. Und weil ich als Arzt es begreife, darum bedauere ich es als Jude nicht, daß aus der Judenheit jene Charakterschwächlinge, die an dem großen aber ruhmreichen Kampfe, der die Aufgabe des Judenthums bildet, nicht theilnehmen konnten oder mochten, zu allen Zeiten ausgeschieden und die, wären sie drin geblieben, den Organismus eher geschwächt als gestärkt hätten. Daß sie nicht immer zum Ziele gelangt sind, ist nur natürlich, denn zu allen Zeiten gab es solche, die nicht die Religion, sondern die Race verfolgten und als Hibat-Alla den Turban nahm, wurde er von einem ihm befreundeten christlichen Arzte mit den Worten offen verhöhnt, daß er wie seine Vorfahren gehandelt habe, die 40 Jahre in der Wüste umherirrten, und die, als sie sie verließen, von Neuem den Weg verfehlten. Die Wiener medizinische Fakultät verfolgte einen, unter der Patronanz des Grafen von Cilli stehenden jüdischen Kurpfuscher auch nach dessen Taufe, weil er „inimicus et blasphemator domini Jesu Christi et omnium Christianorum“ sei. Man sieht daraus, daß die Wiener Fakultät schon vor 500 Jahren der Ansicht war, zu welcher „der Herr von Wien“ sich heute

bekennt, daß der Jude, wie der Wein durch die Taufe nur schlechter wird, und Renan sagt über die apostasirten jüdischen Aerzte und Gelehrten, daß diese getauften Juden eine Geißel ihrer früheren Glaubensgenossen wurden „sans faire beaucoup d'honneur à leurs correligionairs d'adoption“. —

Im Gegensatze zu diesem Schandfleck kann die Geschichte der jüdischen Aerzte stolz auf jene hinweisen, die das Judenthum mit ihrer großen Geisteskraft und wenn nöthig, auch mit ihrem Leben vertheidigt haben, auf Bones de Lates, der als Leibarzt Leo X. das Judenthum gegen die, vom jüdischen Apostaten Pfefferkorn aufgewühlte öffentliche Meinung vertheidigte, auf David de Pomis, der gegen den die jüdischen Aerzte mit Stumpf und Stiel ausrottenden Papst Paul IV. zu Felde zog. Auf Dr. Mayer Arguadez, der Leibarzt Heinrich III. war, und den man nach dem Tode seines Beschützers wegen Hostienschändung auf's Rad flocht. Auf Don Moses, Leibarzt des Königs Joao I. von Portugal, der zu einer Zeit, als die Juden auf der pyrenäischen Halbinsel von allen Seiten bedrängt wurden, ein die Juden schützendes Edikt erwirkte. Dasselbe that der Arzt Efodi, der die Juden gegen den von Stadt zu Stadt ziehenden Mönch Fernando Martinez in Schutz nahm, und der, als er selbst, um sein Leben zu retten, sich taufen ließ, aus der Heimath entfloh, um in Jerusalem seinem Glauben frei leben zu können. Und auch solche gab es, die im Herzen treue Söhne des Volkes und des Glaubens waren, dem sie entstammten, und zu welchem ihr starker Charakter sie mächtig zurückzog. Unter ihnen ragt durch Ruhm und Wissen Zacuto Lusitano hervor, der als Sohn getaufter, aber im Herzen treuer jüdischer Eltern während 30 Jahre der erste Arzt von Lissabon war, der aber Stellung, Ruhm und Heimath verließ und nach Holland zog, daß er Glauben und Beruf frei bethätigen könne.

So anziehend wirkte die im Judenthum lebende und auch durch jüdische Aerzte glänzend bethätigte große ethische Kraft auf jene, die den Kampf nicht scheuten. Denn war auch die Stellung des jüdischen Arztes eine angesehene, bessere als die selbst seiner reichsten Glaubensgenossen, die Erhaltung dieses Ansehens war mit riesigen und ständigen Kämpfen

verbunden. Das sizilianische Parlament beschloß im Jahre 1293, daß ein Christ, der die Hülfe eines jüdischen Arztes in Anspruch nimmt, 3 Tage, der jüdische Arzt aber 12 Monate bei Wasser und Brot einzukerkern sei. Die Pariser Fakultät verbietet (1301) Juden und Jüdinnen die Ausübung der ärztlichen Praxis. Bald sagt man, daß die Juden gefährlich seien, weil sie geheime Mittel und Gifte verwenden, während der Rath von Frankfurt die Bürger ermahnt, sich von jüdischen Aerzten nicht behandeln zu lassen „weil diese nur natürliche Mittel anwenden" (1657). Und hatte man gehofft, die Reformation würde die päpstlichen Bullen und Encycliken außer Kraft setzen, und gegen die Juden milder vorgehen, so erwies sich diese Hoffnung bald als trügerisch, denn was die protestantischen Fakultäten von Wittenberg und Rostock über jüdische Aerzte sagen, das übersteigt alle Abscheulichkeiten des Mittelalters. Es wird hier auch den Protestanten die Zuhülfenahme jüdischer Aerzte verboten, weil diese 1. Esel seien, 2. magische Mittel anwenden, 3. von 10 Christen einen tödten müssen und 4. weil die Nachkommen Abrahams von Gott verflucht sind und keinen Christenmenschen, die ja Kinder Gottes sind, heilen können. —

Hier der größte Ruhm, dort der größte Haß: das war der jüdischen Aerzte Los. Doch stets standen sie an der Spitze und wirkten zum Wohle des Judenthums während zweier Jahrtausende. Und daß ihre Zahl nicht abgenommen, ihre Kraft nicht erlahmt bis in die neueste Zeit, hat seinen Grund darin, daß ein mächtiges Band den jüdischen Arzt bei seinem großen Wissen mit der Religion verknüpfte. Vom Lichte sagt man, daß es ihm eigenthümlich sei, sich selbst und die Finsterniß zu erleuchten. Ein solches Licht des Judenthums war der ärztliche Stand und in diesem Lichte entwickelte sich die fast ideale Gestalt des jüdischen Arztes.

Und sprach ich bisher nur von der äußeren Stellung des jüdischen Arztes, so will ich nunmehr die innere Charakteristik des jüdischen Arztes versuchen und vielleicht auch neben dem jüdischen Arzte früherer Tage den Spiegel des heutigen vorführen. Obgleich Landau in seinem vor

5 Jahren veröffentlichten Buche sagt, daß heute, im Zeitalter der Gleichberechtigung der „jüdische Arzt" zu sein aufgehört hat, und daß es heute nur mehr deutsche, französische, englische Aerzte jüdischer Confession gebe, so glaube ich dennoch, daß es weder der Menschheit noch dem Judenthume zum Schaden gereichte, wenn in dem jüdischen Arzte viele der Eigenschaften fortlebten, durch welche seine geistigen Vorfahren die Achtung und Bewunderung der Welt sich errangen, die den jüdischen Arzt achten mußte, obschon sie ihn haßte. Denn ich halte diesen zur Mode gewordenen Rückzug von der Race und diese allzu bedächtige Beschränkung auf die Confession auch hier als unser unwürdig und theile die Ansicht des modernsten christlichen Philosophen Nitzsche, der da sagt: „Nicht nur fortpflanzen sollst Du Dein Geschlecht, sondern höher". Dies that der jüdische Arzt früher, das wäre seine würdige Aufgabe in der Gegenwart und Zukunft.

Das Problem des menschlichen Lebens sieht der Arzt aus nächster Nähe. Selbst der realistischste Naturforscher und Arzt kann die Wahrheit des altjüdischen Dichterwortes nicht leugnen: „Das Menschenleben quillt aus dem Staube und schließt im Staube, hängt am Brode, wie ein Scherben zerbrechlich, wie Gras so dürr, wie die Blüthe welk, wie der Schatten so flüchtig, schwindend wie die Wolke, wie der wehende Wind, fliegender Staub, enteilender Traum."

Und diese große Wahrheit fühlt der jüdische Arzt nicht bloß im Herzen, als Arzt und Jude bekennt er sie auch in dem schönsten und erhabensten Gebete seines größten Festes. —

II.

Ich muß mich vor einem großen Fehler in Acht nehmen, daß ich nämlich nicht alles durch das Glas meines Lieblingsgegenstandes betrachte und Ihnen mit tendenziöser Parteilichkeit vorführe. Aber eine kleine Reminiszenz bewahrt mich vor diesem Fehler. Mein hochverehrter College, der diesen Versammlungen zu präsidiren pflegt, und ich waren vor

12 Jahren bei der Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher in Tátrafüred zugegen und lauschten dem Vortrage eines berühmten Universitätsprofessors über die Rolle der Frau in der Hygiene, den er mit folgenden Worten einleitete: „Das genialste Werk der Schöpfung ist die Frau. Was wäre das Leben in der ganzen Natur, gäbe es keine Frauen, wo nähme das Leben seine schönste Poesie, was wäre die Familie, was das Leben des Kindes und die ganze menschliche Gesellschaft ohne die Frau?" Aber die Wirkung dieser schönen Hymne wurde schmählich vernichtet durch einen alten Benedictiner, den damals fast achtzigjährigen pensionirten Universitätsprofessor Jedlik, der im Auditorium saß und seinem Nachbar so laut, daß man es im ganzen Saale hören konnte, zuflüsterte: „Dasselbe könne man auch vom Manne sagen, denn ohne ihn gebe es auch weder Familie noch Gesellschaft". Der wegen seines Alters und Wissens hochberühmte Benedictiner hat durch diesen drolligen Zwischenruf die Kritik einer jeden Uebertreibung gegeben, und dessen eingedenk, wäge und prüfe ich, ob all das, was ich zur Charakteristik der jüdischen Aerzte von einst und jetzt zu sagen im Begriffe stehe, nur von diesen, oder auch ebenso gut von allen nichtjüdischen Aerzten gesagt werden kann? Denn so verächtlich es ist, der zu allen Zeiten großen Männer und Charaktere der Juden zu vergessen, so lächerlich ist es in jedem nur halbwegs tüchtigen Menschen den Juden zu wittern.

Und prüfen wir also Menschen und Verhältnisse ohne Voreingenommenheit, dann unterliegt es keinem Zweifel, daß auch nichtjüdische Aerzte auf einer sehr hohen, ja höchsten Stufe des ärztlichen Berufes standen, sowohl in wissenschaftlicher als ethischer Beziehung, daß die größten Aerzte Hippocrates und Galenus sogar im Zeitalter des heidnischen Hellenismus lebten und daß an ihren Namen sich der größte Ruhm ärztlicher Kunst knüpft. Und selbst die jüdischen Aerzte waren lediglich aus dem Grunde die besten Aerzte der Culturwelt, weil sie die griechischen Aerzte am besten verstanden, ihre Werke ins Arabische und Hebräische übertrugen, wie sie auch späterhin die Werke der großen arabischen Aerzte ins Lateinische übersetzten. Man könnte mit etwas

Bosheit von ihnen sagen, daß sie auch auf dem Gebiete der ärztlichen Kunst dasselbe thaten, wie im Handel — daß sie auch hier die Makler waren; sie gaben und nahmen das Wissen des Ostens und des Westens, sammelten, bewahrten und überlieferten der neuen Zeit die wissenschaftlichen Schätze der älteren. Es ist daher schwer zu erklären, wie sich unter solchen Umständen ein scharf hervortretender, prägnanter Typus des jüdischen Arztes entwickeln konnte.

Und doch war dem so. Die Aerzte bildeten im Judenthum keine besondere, abgeschlossene Kaste und ragten dennoch ganz anders hervor als bei andern Völkern. Im Allgemeinen war das Ansehen des Arztes bei den Römern, die ihre Sklaven zu Aerzten ausbilden ließen, kein großes, und nicht anders hielt man es auch in den nach dem Sturze des römischen Reiches entstandenen christlichen Ländern. Sagt ja Juvenal: „Innumerabiles morbos miraris, medicos numera“, wunderst Du Dich über die Unzahl der Krankheiten, dann zähle die Aerzte. Ein Theil der Aerzte, die Chirurgen, gehörten in christlichen Ländern durch lange Zeit zu den Leuten mit unlauterem Erwerb, deren Söhne keine ehrsame Zunft als Meisterlehrlinge annahm, und in China setzt man heute noch, wie seit vielen Jahrtausenden den Namen des behandelnden Arztes auf den Grabstein des Verstorbenen, was ohne Zweifel nicht als Beweis des Wohlwollens und der Werthschätzung für den Arzt gelten kann. Ungleich günstiger hingegen war die Stellung des jüdischen Arztes in seinem Volke und bei seinen Glaubensgenossen. Der Spruch Sirachs: „Schätze den Arzt, denn du brauchst ihn, durch sein Wissen kann er sein Haupt erheben, es verschafft ihm die Gunst der Fürsten. Fühlst du dich krank, dann bete zu Gott und rufe den Arzt, denn ein weiser Mann verachtet nicht die Heilmittel der Erde“ — wird heute noch oft citirt. Und nennt Jeremia jene, die das Volk über sein Uebel irre führen, „leichtfertige Aerzte“, und Hiob seine Freunde, die ihn quälen, statt zu trösten „thörichte Aerzte“, so zeigen diese Beispiele insgesammt, wie das Ideal des Arztes in den Augen des Juden beschaffen war: Ein Gelehrter, erhobenen Hauptes, ehrwürdig, mit den Heilmitteln der Erde vertraut,

der nicht irreführt, sondern die Kranken mit zärtlichem, gutem Herzen tröstet und mit Hoffnung belebt. Also hat sich aber der Typus des jüdischen Arztes nicht dadurch entwickelt, daß er einen abgeschlossenen Stand bildete, als vielmehr dadurch, daß sich diesem Berufe zu allen Zeiten jene zugewendet haben, denen Verstand und Gemüth die Eignung verlieh.

Dem jüdischen Arzte wurde von seinen Lehrern Abba-Umna als Vorbild hingestellt, der im vierten nachchristlichen Jahrhundert lebte und der für seinen ärztlichen Beistand von Gelehrten und Armen keine Entlohnung annahm, den armen Reconvalescenten vielmehr selbst aus Eigenem gab und sprach: „Kaufet euch, meine Kinder, Fleisch und Brot, denn diese sind die Heilmittel, die euch noththun". Derselbe Arzt brachte seine Büchse außerhalb seines Zimmers an, daß selbst derjenige, der wenig an Honorar einwerfen konnte, sich nicht schäme, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Nicht als ob die nüchterne Ansicht des jüdischen Volkes das gering angeschlagen hätte, was man seinem Arzte schuldet, sagt ja schon der Talmud im Tractat Baba-Kama, daß „ein Arzt, der um ein weniges heilt, auch wenig werth ist". Und diese gesunde Ansicht bildet den Schlüssel zu jener ganz eigenartigen Richtung in der Entwickelung der jüdischen Aerzte, daß sie nämlich während vieler Jahrhunderte auch die Seelsorger des Judenthums, der jüdischen Gemeinden waren. Als Rabbiner durften sie keine Bezahlung annehmen, sie verdienten sich daher durch die ärztliche Praxis, was zu ihrem Lebensunterhalt erforderlich war.

Diese an der Spitze der jüdischen Gemeinden stehenden Rabbiner-Aerzte sind die Verkörperung der praktischen Nüchternheit und eines weisen Idealismus. Der Idealismus liegt in der Auffassung, daß man für den Dienst der Religion und das Lehren der Moral keinen anderen Lohn oder Sold annehmen dürfe, als den, der in der Erfüllung dieser hehren Pflicht liegt; der gesunde Realismus hingegen darin, daß man im Interesse der Unabhängigkeit der reinen Wissenschaft den Lebensunterhalt des Gelehrten durch anderweitige, nutzbringende Beschäftigung sichern müsse. Und hätte man je einen Beruf finden können, der den Lehren der Moral angemessener gewesen wäre als die Bethätigung wahrer

Menschenliebe in der Behandlung von Kranken und Leidenden? Die großen Lehrer des Judenthums haben zwar das Handwerk auch nicht verpönt, und schon längst bekannten und bethätigten unsere Weisen die Ansicht, welche einer der Weisesten unserer Zeit, der unlängst verstorbene John Ruskin, verkündete, daß nämlich der geistige Genuß ohne körperliche Mühe dem Menschen ebenso zum Schaden gereicht, als die körperliche Arbeit, mit welcher kein geistiger Genuß verbunden ist. Viele von den Größen des Talmud übten ein Handwerk; der war ein Gerber, jener ein Faßbinder, der seine Vorträge auf dem selbst verfertigten Fasse sitzend hielt. Die vollkommenste Harmonie der physischen und geistigen Arbeit erblickten aber die Juden in der Verbindung des rabbinischen und ärztlichen Berufes. Und staunenerregend waren die auf beiden Gebieten erreichten Erfolge des jüdischen Seelsorger-Arztes. Die Beschäftigung mit der Religion als mit einer Wissenschaft bewahrte den jüdischen Arzt davor, daß er ein edleren Ideen gleichgiltiger, mehr dem Erwerb als dem Berufe lebender Arzt-Arbeiter werde; den in der ärztlichen Wissenschaft bewanderten jüdischen Seelsorger hielt eben diese Kenntniß des realen Lebens zurück, in seiner religiösen Anschauung und Lehre einem der Kritik des Naturforschers nicht Stand haltenden Mysticismus und Aberglauben nachzugehen. Die Medizin ließ in dem jüdischen Rabbi den fanatischen Zeloten nicht aufkommen, die Theologie hingegen verhütete, daß in dem jüdischen Arzte der rohe, abstoßende Materialismus zur Geltung komme.

Und daß ich Ihnen hier nicht etwa eine willkürliche, durch meine lebhafte Phantasie geschaffene und gezeichnete Figur des jüdischen Arztes vorführe, sondern im Rahmen der Wirklichkeit mich bewege, das will ich durch den Hinweis auf den Mann erhärten, in welchem das Ideal des jüdischen Arztes und Rabbiners am ausgeprägtesten ist. R. Moses ben Maimon ist nicht nur unter den Aerzten, sondern auch unter den jüdischen Religionsgelehrten eine strahlende Lichtgestalt, von welcher ein geflügeltes Wort sagt, „daß von Moses bis Moses niemand war wie Moses“. Seine Genialität vermochte nicht bloß das System des größten Philosophen und Naturforschers des Alterthums, Aristoteles,

zu umfassen, er konnte nicht nur die Wissenschaft der größten Aerzte, Hippokrates und Galenus, in sich aufnehmen, mit kampfgemuther Kritik erhob er sich auch gegen den in seiner Zeit verbreitetsten Aberglauben, die Astrologie, eine That, deren volle Tragweite wir erst dann voll würdigen werden, wenn wir — wie Landau es hervorhebt — sehen, daß Schiller noch 600 Jahre später Wallenstein die Worte in den Mund legt „denn die Sterne lügen nicht". Und doch hat der große jüdische Arzt dies und noch vieles andere ein Blendwerk genannt, in seinen großen religionsphilosophischen Werken, von welchen das eine „Jad-Chasaka", die starke Hand, das andere „Moreh-Nebuchim", Führer der Irrenden heißt. In diesem letzteren versucht sein für Glauben und Wissen gleich mächtig flammender Geist die Versöhnung und Lösung dieses großen, vielleicht ewig unlösbaren Problems. Die offene, aufgeklärte Denkweise des Arztes und Philosophen gelangt in diesen Werken zum Ausdrucke, für welche die Fanatiker seiner Zeit Maimuni mit dem Banne belegten, welche aber trotzdem den „Rambam" nicht nur in den Augen der jüdischen Religionsphilosophen groß erscheinen lassen, sondern ihn auch zu einer, von der Säule christlicher Theologie, von dem frommen Thomas von Aquino häufig angeführten Autorität machen.

Und während in Maimunis Religionsphilosophie derart der Arzt zur Geltung kam, steht er in seinem ärztlichen Berufe als ein fast unerreichbares Vorbild eines von religiöser Moral erfüllten Mannes vor uns. Denn dieser Arzt, der am Hofe der Sultane lebend und wirkend, Tag und Nacht beschäftigt ist um, wie er es in einem an seinen Freund Samuel ibn Tibbon gerichteten Briefe sagt, jedermann, Juden und Nichtjuden, Armen und Reichen, die seiner bedürfen, zur Verfügung zu stehen, dieser Arzt öffnete seinen Mund alltäglich zu einem Gebete so schön, daß wir ein schöneres oder auch nur ähnliches in dem Gebetbuche keiner Religion der Welt finden können. Wenn nicht als religiöse, so verdient dieses Gebet als eine meisterhafte Offenbarung der ärztlichen Confession die Huldigung aller Zeiten. „Ich beginne von Neuem meine Thätigkeit" — so flehte allmorgentlich der große jüdische Arzt — „sei du Allmächtiger mir zur Hülfe

in meinem großen Unternehmen, daß es von Erfolg begleitet sei, denn ohne deinen Beistand vermag der Mensch auch nicht das Geringste. Lasse, daß meine Kunst und die Liebe zu deinen Geschöpfen mich durchdringe. Lasse nicht, daß Geldgier, Ruhmsucht und das Verlangen nach Ansehen in meine Arbeit sich mengen, denn sie sind Feinde der Gerechtigkeit und der Menschenliebe und könnten auch mich irreführen, wo es meine Pflicht ist, das Wohl deiner Geschöpfe zu fördern. Erhalte mir des Leibes und der Seele Heil, daß ich alle Zeit freudig bereit sei zu helfen und zu stützen den Reichen wie den Armen, den Guten wie den Bösen, Feind und Freund, daß ich in dem Leidenden stets nur den Menschen sehe."

Hören wir Aerzte auch heute noch so beten? Zu jener Zeit konnte man es hören, denn Maimuni, obgleich der größte unter den jüdischen Aerzten seiner Zeit, stand nicht vereinzelt. Es gab ihrer noch andere, groß und stark im Wissen und im Charakter, und der wundersam begabte Rabbi Salomo Jizchaki, den wir unter dem Namen Raschi kennen, und den seine französischen Zeitgenossen „le prince des commentateurs" nannten, liefert in seinem großen, die ganze jüdische Religionsliteratur umfassenden Werke auf Schritt und Tritt Beweise seines ärztlichen Wissens. Bei solchen Vorbildern ist es nicht zu verwundern, wenn die gründliche, religionswissenschaftliche Ausbildung jüdischer Aerzte zur Sitte, und später zur festen Tradition wurde und daß den „Morenu", den jüdischen Doktortitel, den man uns heute aus Höflichkeit ertheilt, unsere Vorfahren sich durch Jahrhunderte ehrlich verdienten. Die theologische Bildung jüdischer Aerzte war so groß, daß die Kirche es den „einfachen Menschen" verbot, mit jüdischen Aerzten über Religion zu diskutiren, weil — wie es ein Erklärer des bezüglichen Edikts sagt — „in solchem Diskurs die einfachen Menschen hinter den Juden stets zurückbleiben."

Hier muß ich auch dessen gedenken, daß bei den Dienern der christlichen Kirche die Neigung zum ärztlichen Berufe auch stets vorhanden war und noch immer ist, und Pfarrer Kneipp, der ein jedes Gebrechen mit Wasser, und ein protestantischer Pastor, der es mit Koth kuriren will, sind noch

heute Beispiele dieser Neigung. Aber die christliche Kirche hat die diesbezügliche Thätigkeit ihrer Geistlichen nie gebilligt und sie wiederholt strengstens verboten. Eine von Pius V. erlassene Bulle verfügt, daß der Arzt für das Seelenheil des Patienten derart sorge, daß er ihm die Beichte und Communion befehle und das diesbezügliche Zeugniß bei der dritten Visite fordere, ohne welches er bei Strafe und Diplomverlust den Kranken nicht mehr besuchen darf. Die Sorge für das Seelenheil des Patienten befindet sich noch immer in unserer ärztlichen Eidesformel, daß aber der Arzt gleichzeitig den Seelentrost spende, oder daß der Geistliche sich berufsmäßig der Krankenpflege widme — das hat die Kirche niemals verlangt. Die ärztliche Wissenschaft lag außerhalb der Ambition der christlichen Theologie, die der Ueberzeugung war „ubi tres medici, duo athei", daß von drei Aerzten zumindest zwei Gottesleugner sind.

Wir haben gesehen, daß das Judenthum dies nicht befürchtete, es vielmehr gerne sah, wenn es in seinen Aerzten seine Seelsorger verehren, in seinen Seelsorgern hingegen über wissenschaftlich gebildete Aerzte verfügen konnte. Selbst unser berühmte Landsmann Saphir, dieser spöttelnde Epigone des geistvollen Judenthums, sagt: „Aerzte sollen sein wie die Priester so würdig, und sollen doch nicht sein wie die Priester, sie sollen nicht für den Himmel sorgen." Ansonsten konnte man von der Mehrzahl jüdischer Aerzte sagen, was man dem im Jahre 1581 verstorbenen berühmten Frankfurter Arzte Abraham ben Samuel Levi auf dem Grabstein schrieb: „Er war des Leibes und des Geistes großer Arzt und die Kenntniß der Gotteslehre half seiner Kunst."

Doch nicht bloß die Theologie bildete die Ambition des Wissensdranges jüdischer Aerzte. Ueberall, wo es die Pflege eines Wissenszweiges galt, war der jüdische Arzt zu finden. Davon, daß sie in der ärztlichen Wissenschaft hervorragten, und daß ihnen hierin ihre große Sprachkenntniß zu Statten kam, habe ich bereits gesprochen. Der mohamedanische Arzt verstand zumeist bloß arabisch, der christliche nebst seiner Muttersprache nur noch lateinisch. Der jüdische Arzt beherrschte das Hebräische, Arabische, Griechische, Lateinische, Spanische und Französische und trug die Wissensschätze dieser Sprachen wie

die Biene zusammen. Und auch anderweitige Bildung besaß er. Er trieb Astronomie und Mathematik. Der jüdische Arzt Profatius, Decan der medizinischen Schule von Montpellier, schrieb ein astronomisches Werk, in welchem er die größte Declination der Sonne vom Aequator berechnet, ein Werk, das selbst von Copernicus citirt wird. Der jüdische Arzt Kalonymos übersetzte für die Bibliothek des Königs von Sicilien verschiedene ärztliche, mathematische und astronomische Werke aus dem Arabischen und Hebräischeu ins Lateinische. Isaak b. Asman schrieb im J. 799 ein Werk über die Pflanzenkunde. Die Botanik bleibt auch ständig eine Lieblingsbeschäftigung jüdischer Aerzte.

Und sie brachten den Anforderungen ihrer Zeit und des Fortschrittes immer ein lebhaftes Interesse entgegen. Kaum zwanzig Jahre, nachdem das erste gedruckte Buch die Officin Guttenbergs verließ, gründete der jüdische Arzt Conath in Mantua eine jüdische Buchdruckerei, aus welcher jüdische Werke in die Welt gingen.

Sie pflegten auch die Belletristik. Ibrahim b. Sahl, der am Hofe der katholischen Fürsten Spaniens als Arzt lebte und nach dem Geschmacke seiner Zeit erotische Liebesgedichte schrieb, war bei seinen Glaubensgenossen verhaßt, um so mehr verehrten sie Juda Abarbanel, der als spanischer Flüchtling Leibarzt zweier sicilianischer Könige wurde und dessen „Dialoghi di Amore“ öfters, und auch noch 100 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen verlegt wurden. Groß war auch des Sabbatai Vital Marini Ansehen, der i. J. 1748 starb, und der als Arzt und Rabbiner von Padua Ovids „Metamorphosen“ ins Hebräische übertrug. Und auch der jüdische Arzt Immanuel, des größten italienischen Dichters, Dantes Freund, besaß eine bedeutende dichterische Begabung und schrieb ein humoristisch-satirisches Gedicht über die Hölle, in welchem er dem gewissenlosen Arzte einen Platz anweist, und selbst den berühmtesten Arzt Hippocrates dorthin versetzt, weil er einen Theil seines Wissens verheimlichte. Ein berühmter Belletrist war auch Jacob de Castro, einer der größten unter den jüdischen Aerzten Englands, der in einer im J. 1724 erschienenen Romanze die Befreiung der Juden aus der Hand Hamans besingt, während sein Zeitgenosse Israel Lyons nicht

blos Arzt, Botaniker und Mathematiker, sondern auch Mitglied der ersten englischen Nordpolexpedition im J. 1773 war.

Den Ton, der in den literarischen Werken dieser hochgelehrten jüdischen Aerzte herrschte, kennzeichnet ein Vorwort, das Renan aus dem Werke Isaak de Lattes, eines berühmten jüdischen Arztes im XIV. Jahrhundert anführt, und das als charakteristisch mitgetheilt zu werden verdient. Es lautete: „Isaak, Sohn des weisen Jakob aus der Familie Lattes, im Eden ruhe er, schreibt wie folgt: Ich sah das Elend meines Volkes, die Länge der ärztlichen Studien und die Weitschweifigkeit der sie behandelnden Bücher, die Kürze der Zeit, welche man wegen der verschiedenen Uebel und Unruhen ihnen widmen kann, und die Nothwendigkeit dessen, sie jenen begreiflich zu machen, die sich diesem Berufe widmen, und so sprach ich denn in meinem Herzen: Ich habe eine kleine Gabe in meinem Zelte, ich gebe sie nun meinen Brüdern und Freunden. Jeder, der sein Brod in Rechtschaffenheit sich erwerben, der den ärztlichen Beruf, der eine höchst unvollkommener ist, ausüben will, kann es ruhig thun, wenn er mein Buch studiert, weil er sicher sein kann, daß er weder sich noch Anderen schaden wird. Gott schütze mich vor Irrthümern. Amen!"

Der jüdische medizinische Schriftsteller des Mittelalters wendet sich mit den bescheidensten Versprechungen an seine Leser. Es mochten im XIV. Jahrhundert und von da ab wohl wenige medizinische Werke erschienen sein, die nur das zu lehren versprachen, daß wir „nicht schaden." Bedauerlicherweise findet man seit jeher auf diesem Gebiete der Literatur die geringste Bescheidenheit. Dem jüdischen Arzte war auch diese Bescheidenheit nicht fremd. Es herrschte sogar unter ihnen das, was man heute den „collegialen Geist" nennt, und den jüdische wie nichtjüdische Aerzte heutzutage zumeist nur dem Namen nach kennen. Einen classischen Beweis lieferte hiefür jener Isaak b. Amram, der Leibarzt des Zyadet Allah, Emir von Kairuwan, war. Als nämlich zu seinem kranken Herrn ein christlicher Arzt berufen wurde und dieser nach altem Aerztebrauch allem widersprach, was der jüdische Arzt verordnete, zog der letztere sich in aller Stille zurück und entschuldigte seinen Schritt vor dem kranken Fürsten damit, daß „die Uneinigkeit

zweier Aerzte gefährlicher ist als ein dreitägiges Fieber" — das war nämlich die Krankheit des Emirs. Wollte jemand entgegnen, daß diese vornehme Denkart unserer Aerzte zu alt ist, um wahr zu sein, dann kann ich mich darauf berufen, daß in Metz vor kaum viel mehr als 100 Jahren drei jüdische Aerzte lebten, die am jüdischen Krankenhaus abwechselnd wirkten, eine Collegialität, wie sie bei der heutigen Balgerei ums Dasein kaum denkbar ist.

Ich sollte die Charakteristik einstiger jüdischer Aerzte noch durch einige Züge ergänzen. Doch dürfte es schon aus dem bisher Gesagten ersichtlich sein, daß dieser Arzt in Wirklichkeit eine der interessantesten, ansprechendsten und edelsten Gestalten in der Culturgeschichte vieler Jahrhunderte war. Begabung, hingebungsvolle Liebe zum Beruf und nebst gründlichem Fachwissen hervorragende allgemeine Bildung, dann ein hohes moralisches Niveau, — dies waren nicht die Ausnahmen unter den jüdischen Aerzten, sie bildeten vielmehr die Regel, und das Gegentheil war die Ausnahme. Der Jude, der die tausend Hindernisse dieses Berufes zu überwinden vermochte, mußte aus gutem Holze geschnitzt sein, und es braucht uns daher nicht Wunder zu nehmen, daß dem Typus jüdischer Aerzte ein hoher philosophischer Geist zu eigen ist, was Hippocrates vor dritthalb Jahrtausenden derart bezeichnete: ὁ δ' ἰατνος φιλοσοφος ἰσοδεος, daß der philosophische Arzt Gott am meisten ähnlich sei.

Dies die Erklärung auch dafür, daß der jüdische Arzt die Aristokratie des Judenthums bildete, eine Geburtsaristokratie durch Begabung, eine durch Wissen und Ansehen erworbene Aristokratie, und so ist es auch begreiflich, daß man sie auch zu einer erblichen machen wollte, indem man den ärztlichen Beruf von Vater auf Sohn, auf Kindeskind und Urenkel sich forterben ließ. In der Familie Porta Leone erbte sich der ärztliche Beruf durch etwa fünf Generationen, während fast zweier Jahrhunderte fort, und der Urenkel überflügelte an Ruhm und Bedeutung den Urahn; sieben Mitglieder der Familie Wallich standen in der Reihe der berühmtesten Aerzte, sechs Sprossen aus dem Hause der Günsburg erwarben im finsteren Oesterreich und in Polen Ehre und Glanz dem Namen des jüdischen Arztes.

Mitunter ergriffen sämmtliche Söhne des jüdischen Arztes den Beruf des Vaters, die sich dann zwar in verschiedenen Städten und Ländern ansässig machten, ihre Zusammengehörigkeit aber nie vergaßen. Fast rührend ist in dieser Beziehung der Fall der beiden Brüder Luzzato, die an der Universität Padua an einem Tage zu Aerzten promovirten (1751), und von denen der eine in Italien blieb, der andere nach England zog und deren Briefwechsel durch volle 30 Jahre zu den Meisterwerken der hebräischen Epistelliteratur zählt. Der ausgewanderte Bruder wollte als Greis die Heimath und den Bruder wiedersehen, doch wurde er unterwegs vom Tode ereilt.

Und sprechen wir schon von der Familie der jüdischen Aerzte, dann müssen wir auch derer gedenken, ohne welche — wie der oben angeführte ungarische Gelehrte richtig bemerkte — es keine Familie giebt, der Frau des jüdischen Arztes. An Stelle der Erörterungen will ich mich hier auf einige Beispiele beschränken. Moses Fischel war Rabbiner und Arzt in Krakau, seine Mutter und Frau waren die geliebten Freundinnen der Königin, der aus Italien stammenden Gemahlin Sigismunds II., was dafür spricht, daß auch die jüdischen Frauen auf einer hohen Stufe der Bildung und des Seelenadels standen. Fast aus derselben Zeit ist uns freilich auch ein weniger rühmliches Beispiel erhalten. Der jüdische Arzt Lippold war nicht blos Leibarzt, sondern auch Finanzminister des Brandenburger Kurfürsten Joachim, was natürlicherweise zu nicht geringem Neid Anlaß bot, und es ist gleichfalls natürlich, daß man den jüdischen Arzt beim Ableben seines Herrn im Jahre 1571 verdächtigte, seinen Herrn vergiftet zu haben. Beweise lagen nicht vor, bis die Frau des Arztes während einer häuslichen Zwistigkeit ihrem Manne die schreckliche Anschuldigung zuschleuderte, was dazu führte, daß man Lippold der Folter unterwarf, dann viertheilte, und seine Familie mitsammt den Juden „für ewige Zeiten“ aus Berlin verwies. Daß später die Unschuld Lippolds glänzend zu Tage trat, konnte nicht gut machen, was der Lästermund seiner Frau verdarb, die derart von neuem die alte ärztliche Sentenz des Tractates Berachot bestätigt hat: „Noch so krank, wenn nur der Magen gesund; noch so schmerzhaft, wenn nur das Herz

kräftig; noch so viel Leiden, wenn nur der Kopf frei ist; noch so böses Uebel — nur eine böse Frau solls nicht sein.“ —

War aber während langer Jahrhunderte Leben, Wirken und Charakter der jüdischen Aerzte so beschaffen, daß sich stets die besten Elemente des Judenthums diesem Berufe zuwendeten, und haben sich die Tugenden der Altvordern in den hervorragendsten jüdischen Aerztefamilien durch eine gewisse natürliche Vererbung gefestigt und fortgesetzt, dann müßten wir als die natürliche Folge erwarten, daß die Gegenwart eine Fortsetzung der Vergangenheit sei. Und doch ist dem nicht so. Der große Wechsel und Unterschied ist nicht zu verkennen. Ich weiß es gut, daß es viel leichter ist, die Vergangenheit mit sogenannter historischer Gerechtigkeit zu betrachten, als die Gegenwart unbefangen zu beurtheilen. Ich will auch dies letztere nicht unternehmen. Nur einige auffällige Zeichen dieser großen Veränderung will ich anführen.

Weniger nicht, sondern sicherlich mehr sind wir jüdischen Aerzte heutzutage geworden, aber unser Gewicht, ich möchte fast sagen unser spezifisches Gewicht, hat sich verringert. Ein deutsch, daher auch antisemitisch gewordener Engländer, Chamberlain, sagt in seinem jüngst erschienenen und großes Aufsehen erregendem Werke, daß ehemals nur die hervorragenden Geister etwas produciren konnten, heute aber Jedermann mit Hilfe der Methode etwas zuwege bringen kann. Dieser Satz findet seine entschiedene Bestätigung in den Verhältnissen der Aerzte, insbesondere der jüdischen. Die regelrecht absolvirte Schule, die Rigorosen &c. bringen heutzutage auch den Juden nicht über tausend, sondern über viel weniger und geringere Hindernisse in den Besitz eines ärztlichen Diploms, und diese wenigeren und leichteren Hindernisse werden durch mehr und schwächere Menschen bewältigt. Selbst die uns unmittelbar vorangehenden Zeiten waren anders. Jene Aerzte, die heute als Greise uns verlassen oder mit grauen Haaren sich noch unter uns befinden, wurden noch anders gesiebt. Sie wurden zwar nicht Rabbiner, wie die jüdischen Aerzte früherer Zeiten, doch haben sie sich eine zeitlang für diesen Beruf vorbereitet, und darum kam in ihrer

Vorbildung ein starker jüdischer Zug zum Ausdruck, der nicht spurlos verschwand. Und begegne ich einer Stadt jenseits der Donau dem alten Doctor Pillitz, der ob seiner Gelehrsamkeit und seiner ärztlichen Tugenden von Groß und Klein der bischöflichen Residenz geliebt und verehrt wird, der im Sommer im Bakony oder in der Schweiz botanisirt und erst jüngst einen talmudischen Aufsatz in der „Magyar Zsidó Szemle“, in dem Jahrbuche unserer Gesellschaft, und auch interessante jüdische culturhistorische Beiträge veröffentlichte, dann erblicke ich in ihm ein Vorbild jüdischer Aerzte aus einer der unsrigen vorangehenden Zeit. Und es gab ihrer auch in dieser unserer Stadt mehrere, nur daß die Zahl dieser jüdischen Aerzte, die in der Wissenschaft des Judenthums bewandert waren und auch über eine staunenerregende allgemeine Bildung verfügten, allmählich geringer wird. Und wenn ich nur einen von ihnen, den alten, oder richtiger den älteren Doctor Schwimmer namentlich anführe, der zur Beruhigung der Umgebung seiner gefährlichen Patienten das „Tehillim-Sagen“ verordnete, für seine verstorbenen Clienten aber die prächtigsten hebräischen Grabschriften verfaßte, dann will ich damit andeuten, daß nicht blos die Vorbildung, sondern auch die Wirksamkeit dieser Aerzte in einer gewissen Relation zum Judenthum stand. Dies erklärt uns auch, warum der hierzulande tagende erste jüdische Congreß einen jüdischen Arzt zum Präsidenten wählte und warum derselbe Ignaz Hirschler bei der Neuconstituirung des Herrenhauses als Vertreter der Judenschaft in dasselbe berufen wurde. Und der im Vorjahre als 80 jähriger Greis verstorbene Dr. Samuel Kristeller war durch 14 Jahre Vorsitzender des Deutschen israelitischen Gemeindebundes und ein eifriger Vorkämpfer in allen Culturfragen des Judenthums.

Aber dieses Verhältniß lockert sich allmählich und wenn mein alter Professor Kovács einem jüdischen Rigorosanten, der seine Antwort mit den Worten begann: „Ich glaube“ barsch zurief: „Ich bin nicht neugierig zu hören, was Sie glauben, denn das sehe ich ja aus Ihren Zügen, ich will nur hören was Sie wissen“, dann irrte er sich, indem er aus den Zügen des Candidaten folgerte, was dieser glaube. Unlängst starb mir ein wahrer ärztlicher Freund, der in seinen Schriften sich

häufig auf die h. Schrift beruft und über die Pest schreibend uns daran erinnert, daß die Juden die Verbreitung dieser Krankheit durch die Ratten schon gekannt haben mochten, weil sie gelegentlich einer Seuche den Zorn der Gottheit durch die Widmung silberner Mäuse besänftigen wollten, aber dieser bibelfeste Arzt war ein urwüchsiger — Calvinist. Ein Zweiter, der nach Absolvirung der ärztlichen Studien sich jetzt mit orientalischen Sprachen, arabisch, hebräisch, persisch und chinesischen Sprachstudien befaßt und vor Kurzem eine sprachwissenschaftliche Arbeit veröffentlichte, in deren Schlußwort er einige Sätze aus der Genesis verwendet und preist, dieser zweite College ist — ein Katholik, ein geborener eifriger Katholik. Und ein Dritter, der mir jüngst in einem Schreiben sein Leid klagt und mit den Worten schließt: „Aber mein Vertrauen auf den Allgütigen wird mich nicht trügen, denn wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden", dieser gute College ist ein — Lutheraner, ein eingefleischter Lutheraner. Unsere jüngere jüdische Aerzte-Generation befaßt sich nicht mit derart abstracten Dingen. Hingegen theilte mir ein aus Ungarn gebürtiger, in Serbien practicirender College unlängst mit, daß von 17 in serbischen Staatsdiensten stehenden jüdischen Aerzten, zumeist der jüngeren Generation angehörig, 14 zur griechisch-orientalischen Kirche übergetreten, und auch in Rumänien stehen zumeist junge jüdische Aerzte an der Spitze der aus dem Judenthume sich Flüchtenden.

Dieser Wechsel im Verhalten der jüngeren jüdischen Generation steht mit einer anderen Erscheinung in innigem Zusammenhange. Mit jener nämlich, daß an Stelle des philosophischen Geistes, der ehemals den jüdischen Arzt auch als Menschen zu einem vornehmen machte, immer mehr ein — ich bin um das Wort in Verlegenheit, doch kann ich es anders nicht nennen — gewisser kaufmännischer Geist tritt, der mit seinen Auswüchsen, mit allen Kniffen der Concurrenz, mit der Reclame, mit dem würdelosen Selbstangebot den Boden des ärztlichen Berufes ebenso lockert, sein Ansehen ebenso untergräbt, wie es der unlautere Wettbewerb auf dem Gebiete des Handels thut. Nicht als ob wir es hier etwa mit einer Eigenthümlichkeit jüdischer Aerzte zu thun hätten. Doch während ehedem derlei Schwächen sich dem hohen, vornehmen

Geiste des jüdischen Aerztestandes nicht anheften konnten und von diesem Geiste daher jeder äußere Druck abprallen mußte, droht heutzutage auch diesem alten Stamme innere Fäulniß.

Nicht als ob es keine großen, vornehm denkenden und dem Judenthume treuen Aerzte mehr gäbe. Metschnikoff und Haffkine, die ihre grausame Heimath Rußland verließen und der in Paris, jener in London weltberühmt wurden, sind hierfür classische Beispiele; an den ärztlichen Facultäten der ganzen Culturwelt wirken hervorragende jüdische Aerzte als Lehrer und nehmen ehrlichen Antheil an den großen Aufgaben ihrer Zeit — aber der große Durchschnitt früherer jüdischer Aerzte war stärker.

Und wenn ein sarkastischer ärztlicher Schriftsteller die modernen Aerzte derart charakterisirt, daß sie „wenn sie zum Kranken kommen, ihren Rock aus und ihre gewichtige Miene anziehen", dann können auch wir jüdischen Aerzte von dieser Schilderung nicht ausgenommen werden.

Wenn wir auch wahrheitsgemäß dies bekennen müssen, dürfen wir es trotzdem nicht leugnen, daß manche Spuren der großen Tradition früherer Jahre auch an den jüdischen Aerzten unserer Zeit nicht zu verkennen sind. In dem Anhang des die fünfhundertjährige Geschichte des Wiener medizinischen Doctorencollegiums behandelnden und jüngst erschienenen Buches werden jene aufgezählt, die als Aerzte auch auf dem Gebiete der Belletristik sich Ruhm erwarben. Ueberraschend groß ist die Zahl jüdischer Aerzte, die sich besonders auf literarischem Gebiete Lorbeeren gepflückt haben. Abgesehen davon, daß 19 von den 22 Wiener medizinischen Fachblättern noch immer jüdische Redacteure haben, giebt es eine ganze Reihe jüdischer Aerzte, deren Name in der deutschen Literatur maßgebend ist.

Der vor einigen Jahren verstorbene L. A. Frankl eröffnet mit seinen Gedichten den Reigen, der in Baja gebürtige Carl Beck mit seinen, besonders das Leben der armen Leute schildernden prächtigen Gedichten, dann der gewesene Mitarbeiter der „Neue freie Presse" M. Schlesinger, ein gebürtiger Ungar, dann der aus Galizien stammende Szeps, Gründer des „Neuen Wiener Tageblatt" und des „Tagblatt" und von den allerjüngsten der aus Fünfkirchen stammende

Steinbach, der die Gedichte Petöfis und Josef Kisch ins Deutsche überträgt und auch mit seinen eigenen schönen Gedichten Erfolge erzielt, und schließlich der gleichfalls aus Ungarn stammende Arthur Schnitzler, der mit seinen Novellen und Dramen sich einen schönen Namen erworben hat. Und daß nicht alle literarisch besonders begabten jüdischen Aerzte sich in Wien ansiedelten, daß auch uns einer der besten geblieben ist, beweist der bloße Name des bedeutendsten unter ihnen, des Med. et Chir. Doctor Adolf Agai.

Und daß auch in den jüdischen Aerzten unserer Zeit jene Tradition der Vorfahren lebt, welche über die Ordination von Medicamenten hinaus die großen Probleme der Menschheit umfaßt, daß in den jüdischen Aerzten die Empfänglichkeit für die höchsten socialen und culturellen Probleme vorhanden ist, daß auch sie gesalbt sind mit jenem Tropfen socialen Oeles, das heute keinem wahren Menschen abgeht, daß sie vielleicht noch mehr als dieses Tröpfchen besitzen, beweist nicht nur der bekannte Professor an der medizinischen Facultät Breslaus Hermann Cohn, der die heute schon allenthalben sich verwirklichende Idee der Schulärzte anregte, sondern auch jener Wiener Arzt, Victor Adler, der an der Spitze der Sozialdemokratie kämpfend mit seiner kräftigen Feder das beste, gesundeste Tageblatt Wiens redigirt und mit seiner noch kräftigeren Agitation die actuellste Krankheit von Wien, seinen Bürgermeister, dieser Tage fast beseitigte.

Und um die Lösung eines großen und leider noch immer brennenden socialen Problems unserer Zeit bemüht sich auch der jüdische Arzt Max Nordau, der, ein Sohn unserer Stadt, trotzdem aber eine der hervorragendsten Gestalten der modernen deutschen Literatur und ein Führer des die ideale Zukunft des Judenthums wenn auch keineswegs verwirklichenden, so doch in edlem Traume erhaltenden Zionismus ist.

* *
*

Damit habe ich das mitgetheilt, was zu sagen mein Gefühl mich schon seit Langem drängte, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie die Freundlichkeit hatten, mich anzuhören.

Einer der größten Männer der Gegenwart, ihr größter Philosoph, der unerreichbare Interpret der ganzen Vergangenheit der menschlichen Gesellschaft und der Gründer einer neuen Wissenschaft, der Sociologie, Herbert Spencer, sagt, daß „die Aerzte die Führer der zukünftigen Menschheit sein werden". Ist diese Weissagung wahr, dann eignet den jüdischen Arzt für die großen Aufgaben der Zukunft die edle Tradition einer vieltausendjährigen Vergangenheit in besonderer Weise. Wollte ja diesen Beruf des Arztes schon vor 900 Jahren verwirklichen der Flammengeist des Verfassers des More Nebuchim, Maimons großer Sohn. Will der jüdische Arzt seinen Platz unter den Führern der Menschheit der Zukunft, dann muß in ihm erhalten werden, muß in ihm fortleben: die reine Erkenntniß und das edle Selbstbewußtsein seines Berufes, die Verehrung der Wissenschaft, die Liebe zur Menschheit, der Fleiß, die Ausdauer und der sittliche Ernst seiner Race, es muß ihm für die großen Aufgaben der Zukunft erhalten bleiben, was auch im More Nebuchin sich so mächtig offenbart: das goldreine Herz und der stahlscharfe und stahlharte Geist des wahren Juden.

Josef Süß Oppenheimer.

Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte

von

Adolph Kohut.

Das achtzehnte Jahrhundert, das vielgepriesene Zeitalter der Aufklärung, der Toleranz, der Encyklopädisten, des Freimaurertums, des patriarchalischen und gemäßigten Despotismus, war, wenigstens in seiner ersten Hälfte, für die deutschen Juden voll Bitternis und Trübsal. Von einer Emanzipation, selbst im bescheidensten Sinne, konnte noch nicht die Rede sein; im heiligen römischen Reich deutscher Nation waren sie noch immer geduldete „Kammerknechte“, der Willkür der Behörden und einer fanatischen oder fanatisierten Bevölkerung preisgegeben; und die wenigen, welche als „Hof“- und „Finanzjuden“ oder als „Hoffaktoren“ eine gesicherte und gerechtere Stellung im Staate oder in der Gesellschaft zu erreichen wußten, verdankten dies nur dem Umstand, daß sie in der glücklichen Lage waren, durch ungeheure pekuniäre Opfer einige „Privilegien“ sich zu verschaffen. Die große Masse unserer Glaubensgenossen war recht- und schutzlos.

Besonders schlimm erging es denjenigen, welche durch ihr finanzielles Genie sich aus dem Staube der Niedrigkeit zur hellen Mittags- und Gnadensonne der Hofgunst emporarbeiteten und, indem sie den gefährlichen Launen und

habgierigen Wünschen des einen oder anderen Fürsten blindlings und rücksichtslos dienten, in trügerische Sicherheit sich einlullten, vergessend, daß die Furien des Judenhasses früher oder später hervorbrechen und ihre morsche Herrlichkeit in Fetzen zerreißen könnten. Die Günstlinge der Mächtigen dieser Erde haben durch den äußeren Glanz und Schimmer ihrer Stellung der Judenheit keinen Nutzen und keinen Vorteil gebracht; sie haben vielmehr den Neid, die Mißgunst und die Verfolgungswut des Pöbels in den höheren und niederen Regionen entfacht und der Gesamtheit ihrer Glaubensgenossen noch schmerzlichere Wunden geschlagen.

Die Geschichte sollte die Lehrmeisterin der Völker und des Einzelnen sein, aber wir machen leider die Beobachtung, daß die weisen Ratschläge wenig oder gar nicht beachtet werden. Das traurige Loos, welches in früheren Jahrhunderten manchen jüdischen Finanzministern, Finanzpächtern, Münzmeistern ꝛc. beschieden war, wirkte leider nicht abschreckend. Die Streber und Emporkömmlinge hatten kein Ohr für die Mahnungen Klios, sonst wären sie nicht in den Abgrund des Verderbens gestürzt und hätten bei Zeiten die Warnung des Sirach beherzigt: Wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um.

Ein solch ehrgeiziger, leichtsinniger und waghalsiger Geselle war der Finanz- und Hofjude des Herzogs Karl Alexander von Württemberg — dieser wurde am 24. Januar 1684 in Stuttgart geboren und starb am 13. März 1737 in Ludwigsburg — Namens Josef Süß Oppenheimer, dessen Glück und Ende zwar von zahlreichen Geschichtsschreibern und Biographen mehr oder weniger eingehend behandelt wurde, ohne daß man jedoch den ernstlichen Versuch gemacht hätte, Licht und Schatten angemessen zu verteilen und diesem traurigen Opfer einer brutalen Kabinetsjustiz gegenüber Vorurteilslosigkeit und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Wie die Historiker, so verfahren auch die Novellisten, welche „Jud Süß“ zum Gegenstand ihrer dichterischen Darstellung machen. Der Schwabe Wilhelm Hauff u. A. malt ihn in seiner Novelle „Jud Süß“ Grau in Grau, stellt ihn als einen herzlosen und vollendeten Bösewicht und

Intriguanten dar, und selbst Manfred Zimmermann[1]), der ihm wohl am objektivsten gegenübersteht, wagt seine Meinung zu Gunsten des württembergischen Finanzkünstlers nur zaghaft vorzubringen.

Es sei hier deshalb der Versuch gemacht, den berühmten und berüchtigten Favoriten des Herzogs Karl Alexander von Württemberg sine ira et studio zu zeichnen, seine Schwächen, Fehler und Laster, aber auch seine Vorzüge, namentlich seine Seelengröße, Charakterstärke und Glaubenstreue in den Tagen seines Sturzes und grauenhaften Endes, zu beleuchten.

Leider war es mir nicht vergönnt, die verschiedenen im Stuttgarter Staatsarchiv bewahrten Akten, die sich nunmehr in den Händen des Herrn Kirchenrats Dr. Theodor Kroner in der Hauptstadt Schwabens befinden — er bereitet, wie er mir mittheilt, eine besondere Quellenschrift über Josef Süß Oppenheimer vor —, zu verwerthen, wohl aber habe ich die ganze einschlägige Litteratur, fast alle Schriften der Zeitgenossen, viele zerstreute Flugschriften, die sich im Besitze des Herrn Albert Wolf in Dresden befinden, die Gerichtssachen über den Prozeß und sonstiges schwer zugängliches Material nach bestem Wissen und Gewissen benutzt.

Nach schmachvoller 40jähriger Regierung war der Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, dessen Maitresse, die Gräfin Grävenitz, viel Unheil über das Land gebracht hatte, 1733 ohne direkten Thronerben gestorben. Herzoghut und Land fielen nun an seinen Vetter Karl Alexander, den ältesten Sohn des Herzogs Friedrich Karl von Württemberg-Winnethal. Dieser war schon seit 11 Jahren in Kriegsdienste getreten und wurde ein tapferer Haudegen[2]). Er kämpfte in mancher Schlacht unter dem Prinzen Eugen und Marlbourough am Rhein, in den Niederlanden, Deutschland und Italien. Des besseren Avancements wegen trat er 1712 zur katholischen Kirche über. Er stieg auch in der That von Stufe zu Stufe. Zuletzt war er kaiserlicher Feldmarschall, Oberbefehlshaber von Belgrad und dem Königreich Serbien,

[1]) Josef Süß Oppenheimer, ein Finanzmann des 18. Jahrhunderts. Stuttgart, 1874.

[2]) Geschichte des Fürstenhauses des Landes Württemberg von Dr. Karl Pfaff, Stuttgart, 1839, 3. Teil, S. 188.

Inhaber von zwei kaiserlichen Regimentern, Wirklicher Geheimrat und Ritter des goldenen Vließes. Er mußte zwar den Ständen die bündigste Reverse für völlige Religionsfreiheit des evangelischen Landes ausstellen, die überdies von den damaligen mächtigsten protestantischen Herrschern, nämlich von Preußen, Hannover, England und Dänemärk, gewährleistet wurde — aber in Stuttgart und Ludwigsburg zog doch ein katholischer Hof ein, mit einem stattlichen Gefolge von Römlingen, Pfaffen und Jesuiten.

Anfänglich jubelten die Schwaben ihrem Herzog entgegen, denn er versprach öffentlich und in vielen Dekreten seinen Unterthanen das Beste: „All' seiner Vorfahren heilsame Gesetze eifrig zu handhaben, sich durch keine Mühe und Schwierigkeit von dem, was zur wahren Aufnahme und Flor des Landes gereichen würde, abhalten zu lassen"[1]). Weil er vor allen Dingen die „liebe Gerechtigkeit" als die dauerhafteste Grundlage eines Staates und strenge Beobachtung des Rechts als das beste Mittel, den größten Teil des Unglücks auf Erden zu heben, erkannt habe, werde er allen Ernstes bemüht sein, daß unter seiner Herrschaft schädliche Mißbräuche in der Staatsverwaltung nicht geduldet, sondern „in allen Stücken ohne Schleich, Intriguen und Verwickelungen nach der altberühmten württembergischen Treu und Redlichkeit gehandelt werden möge".[2]) Auch versicherte er hoch und heilig, daß jeder Staatsdiener, der sich irgend einer Untreue, Ungerechtigkeit und Bedrückung schuldig gemacht, ohne Ansehen der Person, an Ehr und Gut, je nach den Umständen, an Leib und Seele gestraft werden solle; er befahl ferner, daß, wer durch Geld und andere Bestechungen ein Amt erlange, solches innerhalb 8 Tagen schriftlich anzeigen solle! Am 13. April 1734 verbot er das Niederknieen der Supplikanten vor ihm, weil eine solche Ehrerbietung nur Gott gebühre.

Diese guten und weisen Vorsätze hielten aber nicht lange Stich; huldigte Serenissimus auch nicht der Maitressenwirtschaft seines Vorgängers, so hatte er dafür viele andere noble und vor Allem sehr kostspielige Leidenschaften. So nahm er

[1]) A. a. O., S. 131.
[2]) A. a. O., S. 192.

z. B. mit einem starken Truppenkorps am spanischen Erbfolgekriege teil, was ungeheure Summen verschlang. Um seinen militärischen und sonstigen Passionen schrankenlos zu fröhnen, wurden alle gesetzlichen und ungesetzlichen Mittel versucht, die zum Ziele, d. h. zur Erschließung neuer und reich fließender Geldquellen, führen konnten.

Unter allen seinen Ratgebern fand er niemand, der sich durch Findigkeit, Schlauheit, Verwegenheit und Skrupellosigkeit so hervorgethan hätte, wie sein Günstling und Vertrauter Josef Süß Oppenheimer.

Wer war dieser Bevorzugte und Auserwählte, auf den sich plötzlich die Augen aller Württemberger, ja ganz Deutschlands, richteten? Welche Verstandes- und Charaktereigenschaften besaß er, daß ihm die Huld und Sympathie seines Souverains vom ersten Augenblick der Berührung zwischen Beiden bis zum Tode des Herzogs unerschütterlich treu blieb?

Am 12. Februar 1692 in Heidelberg geboren, empfing er eine gute Erziehung und verriet schon frühzeitig hervorragende finanzielle Begabung. Von seiner Mutter Michaele, einer berühmten Schönheit, erbte er seine äußeren Vorzüge[3]), als da waren: eine schöne, freie Stirne, ein kleiner Mund mit schwellenden, stolz aufgeworfenen Lippen, eine feingeschnittene, griechische Nase und große, gewölbte Augenbrauen mit dunkelbraunen, blitzenden Augen, welche, um ihre Beweglichkeit auszudrücken, von den Zeitgenossen als „fliegende Augen" bezeichnet wurden. Seine Gestalt war edel gewachsen. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Vornehmes, Außergewöhnliches.

Sein Großvater mütterlicherseits war der hochberühmte und hochgeachtete Rabbi Salmele oder auch Rabbi Salomo zu Frankfurt a. M., Chasan daselbst. Auch seine Mutter Michaele zeichnete sich durch eine herrliche Stimme aus, nicht minder besaß sein Vater, Rabbi Isachar Süßkind Oppenheimer, ein sympathisches Organ.

Die Verleumdung, welche sich des Thuns und Treibens von Süß Oppenheimer, namentlich nach seinem Sturze, bemächtigte, verschonte natürlich auch die arme Michaele nicht, die als eine ehebrecherische Frau dargestellt wurde, die sich

---

[3]) Manfred Zimmermann, S. 8 ff.

mit dem kaiserlichen Generalfeldmarschall-Lieutenant von Heydersdorff[1]) eingelassen habe. Eine Frucht dieser sündigen Verbindung sei Süß Oppenheimer gewesen. Diese Verdächtigung ist aber, obschon sie in die Anklageakte überging, durch nichts bewiesen. Nie und nimmer hätte der Vater unseres Helden, der als Ehrenmann gerühmt wird, dieses Verhältnis geduldet und nie und nimmermehr hätte er ihn mit solcher Zärtlichkeit und Sorgfalt erzogen, wie es der Fall war, wenn Josef nicht Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein gewesen wäre! In jener sittenlosen Zeit, wo in nichtjüdischen Kreisen die Heiligkeit der Ehe oft nur ein leerer Wahn war, wäre eine Jüdin, die ihrem Gatten untreu geworden, der Gegenstand allgemeiner Verachtung gewesen und ihr Ehemann hätte sich mit Abscheu von ihr gewandt; und selbst wenn er es nicht gewollt, hätte die Gemeinde im Ghetto ihn dazu gezwungen!

Der Jude, welcher nach Ansicht unserer Verfolger das „stigma exprobrationis“, d. h. das Kennzeichen der Verworfenheit und Häßlichkeit, an der Stirne tragen mußte, konnte unmöglich ein Kavalier sein und so vornehme Allüren haben wie Süß Oppenheimer! Die Schönheit der Mutter genügte nicht — flugs wurde ihm daher ein hochadeliger Vater angedichtet!

Sprachkundig und ein tüchtiger Rechenmeister, behagte Josef Süß Oppenheimer die enge Gasse nicht; er wollte Land und Leute kennen lernen und im Ausland sein Glück versuchen. Mit 18 Jahren schon ging er in die weite Welt. Er reiste nach Amsterdam und von Holland nach Prag und Wien. Sein vornehmes und elegantes Auftreten, aber auch sein Name — er war mit den hochgeachteten und einflußreichen Wiener Oppenheimers, den Armeelieferanten und Hoffaktoren des österreichischen Kaiserhauses, verwandt — erleichterte ihm den Zutritt in den ersten Häusern seiner Glaubensgenossen und wohl auch in manchem christlichen Hause. Reisen bildet; besonders sog der lebhafte und bewegliche Geist des Jünglings in Wien die neuen Errungenschaften des dortigen merkantilischen Lebens in sich ein. Es

[1]) Pfaff u. A. nennen ihn irrtümlicher Weise „Hettersdorf“.

kann wohl behauptet werden, daß er in der Hauptstadt der habsburgischen Monarchie die ersten Anregungen zu den Reformen erhalten habe, welche er später in Württemberg einführte: Tabaksmonopole, Lotterien und dergleichen mehr.

Von krankhaftem Ehrgeiz beseelt, eitel und genußsüchtig, beherrschte ihn ganz und gar der Gedanke, eine öffentliche Rolle zu spielen, namentlich aber in der Hofgunst sich zu sonnen. Der erste Hof, an dem er sein Glück versuchte, war derjenige von Thurn und Taxis in Frankfurt a. M. Das Haupt der fürstlichen Familie fand besonderen Gefallen an dem erfindungsreichen Finanzkünstler, der sich namentlich als Virtuos in der Kunst zeigte, Geld auszumünzen. Carl Alexander, der mit einer Prinzessin Marie Augusta von Thurn und Taxis vermählt war und stets großen Ueberfluß an Geldmangel hatte, nahm, als sich ihm im Sommer 1732 in Wildbad Josef Süß Oppenheimer mit einer warmen Empfehlung des Fürsten von Thurn und Taxis vorstellte, den Gold- und Geldmacher mit großer Freundlichkeit auf. Auf einen solchen Mann, einen solchen Helfer in der Not, hatte er ja schon seit Jahren gewartet!

Die Ideen und Ratschläge des pfiffigen Finanziers gefielen dem damaligen Prinzen von Württemberg so sehr, daß er ihn gleich mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte; er ernannte ihn zu seinem Kriegsfaktor und Schatullenverwalter, und die Prinzessin verlieh ihm das Patent eines Hofagenten.

„Jud Süß" war kein Mann mit zugeknöpften Taschen, denn er erteilte nicht allein gute finanzielle Ratschläge, sondern griff selbst wiederholt tief in den Beutel.

Auch sonst sagte dem Prinzen der kluge, humoristische, mit Geschick Anekdoten erzählende Hofjude, der nichts Kriecherisches und Devotes an sich hatte und stets in bester Gebelaune sich befand, außerordentlich zu; war es da nicht natürlich, daß auch der Herzog von Würtemberg, als es galt, Gelder aus dem Boden zu stampfen und durch alle Schliche, Ränke und Manipulationen die stets leeren herzoglichen Kassen zu füllen, sich dankbar seines Kriegsfaktors erinnerte?

Der Fürst hatte den richtigen Mann gefunden, für den der Wille seines Souverains das oberste Gesetz war. Carl Alexander erschien unserem Süß als die Verkörperung des

Rechts, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Moral — daß die Stimme des Gewissens und die Gebote der Bibel denn doch viel wichtigere und erhabenere Faktoren der ethischen Weltordnung seien, darüber Betrachtungen anzustellen, fiel dem „treuen Diener seines Herrn", dem so prononzierten Realpolitiker, nicht im Traume ein.

Leider fehlte dem Enkel des Rabbi Salmele die wahre Gottesfurcht. Schon in Frankfurt a. M. verachtete er die jüdischen Gebräuche, so daß er als „Apikores" (Abtrünniger) unter seinen Glaubensgenossen verschrieen und, wie die Ueberlieferung wissen will, von den Frankfurter Rabbinern sogar in den Bann gethan wurde.[1]) Und auch im Glücke, auf der Sonnenhöhe seines Erfolges, verschmähte er die religiösen und sittlichen Gesetze Israels. So wurde er ein willenloses Werkzeug in den Händen eines Duodez-despoten. Wie leicht hätte er ein Mardochai für die württembergischen Juden — sie durften das Land nur mit Geleitscheinen passieren, denn sie waren aus Schwaben verbannt — werden können, statt dessen stiftete er mehr Unheil als Haman!

Für die Großmachtspolitik, die der Herzog Karl Alexander trieb und die ungeheuren Summen, die er aufwenden mußte, waren die Landstände nicht zu haben; da warf er sich in die Arme seines getreuen Finanzvirtuosen Josef Süß Oppenheimer — offiziell führte er den Titel: „Geheimer Finanzrat", — der ihm zeigte, wie's gemacht wird. Zuerst wurden die widerspenstigen Räte von Serenissimus weggejagt und willenlose Kreaturen des Finanzmannes, unter denen der Schlimmste der Expeditionsrat Hallwachs war, traten an deren Stelle. Ihnen gelang es durch unerhörte Einschüchterungen[2]) die Landschaft zu zwingen, daß sie, solange die mißlichen Kriegszustände dauerten und das Land dazu im Stande sei, den Unterhalt eines stehenden Heeres von 12000 Mann bewilligte. Je mehr Süß nun aus der württembergischen Bevölkerung herauspreßte, um dem Staatssäckel Gelder zuzuführen, desto mehr wuchs das Vertrauen des

[1]) „Jüd. Wochenblatt", 1862, No. 6.

[2]) Geschichte Württembergs, von Eugen Schneider, Stuttgart, 1896, S. 348.

Herzogs zu ihm und dessen Haß gegen alle, die seine Pläne nicht unterstützten.

Sobald Süß das Heft in Händen hatte, verlor er jede Mäßigung, jedes diplomatische Geschick. Er wurde herrschsüchtig, übermütig, und da die meisten Beamten und sonstigen abhängigen Leute sich ohne Rückgrat zeigten, behandelte er sie mit ausgesuchter Rücksichtslosigkeit. Sie fürchteten ihn schließlich fast mehr noch als den Herzog. Bei dem Kriminalprozeß, welche der gestürzten Größe später gemacht wurde, sagte ein Zeuge u. A. aus, „wenn Süß befohlen, so seien die Räte im vollem Sprung daher gekommen, so daß, wenn Serenissimus es befohlen, sie nicht geschwinder hätten laufen können.“ Beim kleinsten Widerspruch drohte er mit Kassieren, Kreuzweis schließen, Landes verweisen, Auf die Festung sperren, Auspeitschen, Husarenexekution, Hängen, Köpfen, Unter dem Galgen begraben u. s. w. Durch Schrecken verschaffte er sich Gehorsam[1]).

Seine Verachtung der Württemberger trug er offen zur Schau. „Schwäbische Hunde“, „Saurüssel“ pflegte er sie zu titulieren und eine stehende Redensart — termini ordinarii, wie Hallwachs sagte — war bei ihm die: „Was man aus einem Schwaben mehr als einen Expeditionsrat macht, ist zu viel[2]).“

Diesen Einfluß, und zwar nicht allein auf die unteren Organe, sondern auch auf hochstehende Geistliche, Staatsmänner, Offiziere 2c. des Landes, konnte er aber nur durch seine imponierende Persönlichkeit und sein geistiges Uebergewicht erlangen. Die Kriecherei, Gewinnsucht und Charakterlosigkeit der damaligen württembergischen maßgebenden Persönlichkeiten bildeten die Folie und Grundlage seiner erstaunlichen Macht über die Herzen und Gemüter. Ein unbekannter Libellist sang nicht mit Unrecht nach Süß Tod die Worte:

Was wußt' der Jud' von unsern Sachen?
Ihr, ihr habt ihm den Pfeil geschnitzt,
Das Herz des Landes wund zu machen,
Den hat er nachmals zugespitzt.

Ihr seid es, die mit Schandprojekten,
Soviel in euren Kräften war,
Den Brand in unsre Dächer steckten,
Von Eurem Geist kommts ganz und gar.

---

1) Zimmermann, S. 60.
2) Jüdisches Wochenblatt, Jahrg. 1862, S. 22.

Seit dem Jahre 1734 hatte Josef Süß Oppenheimer die Münze gepachtet, doch war das Geld, welches der Pächter prägte, noch immer das beste unter allen Scheidemünzen der vielen deutschen Fürsten und z. B. mit den Münzen, welche später der Münzjude Veitel Ephraim in Berlin prägte, in keiner Weise zu vergleichen. Das württembergische Kleingeld war in ganz Deutschland gesucht und wurde mitunter, nach damaligen Anschauungen, zu gut ausgeprägt, so daß sich der Münzagent Leining von Frankfurt a. M. in einem Schreiben beschwerte, „die halben Guldenstücke fallen zu schwer aus, so daß fast kein Profit dabei sei."[1]) Daß Süß, wenn er auch in erster Linie die Interessen des Herzogs im Auge hatte, dabei nicht zu kurz kam, kann man sich denken, denn er huldigte stets dem Grundsatz, welchem ein anderer Finanzmann, David Hansemann, ein Jahrhundert später Ausdruck geben sollte: „In Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf."

Seine zahlreichen Finanzpläne waren für seinen Herrn immer gewinnbringend. Ueberhaupt war er durch Glück und Klugheit in seinen Operationen begünstigt; sein Genie zeigte sich zuweilen in geradezu verblüffender Weise.

Leider ließ er sich auch zu verschiedenen unlauteren und verdammenswerten Handlungen verleiten, nur um dem Lande Geld zu erpressen. So errichtete er z. B. ein sog. „Gratialamt", bei welchem die Beamten auf's Neue ihre Stellen kaufen mußten; das ihm übertragene Fiskalamt mischte sich in die Rechtspflege, die dadurch käuflich wurde. Das Vermögen der Minderjährigen und Waisen wurde einem Pupillenamt übertragen, welches Taxen auf Testamente und Inventuren legte, bei den Teilungen nach Willkür verfuhr und so unerhört hauste, daß die Landschaft sich, aber vergebens, darüber beim Herzog in bitteren Worten beklagte.

Zahlreiche Monopole und Landessteuern, wie der Handel mit inländischen Weinen und Salz, der Verkauf von Spielkarten, die Verpachtung der Kaffeehäuser und Spielbanken, die Besteuerung des Tabaks und des Vermögens u. s. w., füllten fortwährend die herzoglichen Kassen. Selbst mit dem

---

[1]) Württembergische Geschichte, von Eugen Schneider, S. 34.

Vermieten von Masken beschäftigte er sich, und damit diese jährlichen Karnevalsfeste fleißig besucht werden, erging ein Befehl des Herzogs an seine Beamten, daß sie alle ihre heiratsfähigen Töchter bei Strafe des Verlustes einer vierteljährlichen Besoldung auf dieselben schicken mußten[1]).

Sogar mit Kleinigkeiten, die Geld einbrachten, gab er sich ab; so z. B. verbot er den Lederhändlern in Reutlingen, Eßlingen und Weil den Handel mit Kalbfellen außer zu Jahr- und Wochenmärkten, patentierte den Verkauf von Juchtenleder und untersagte den Fleischern, die rohen Häute an Auswärtige zu verkaufen, um auch diesen Erwerb sich tributpflichtig zu machen.

Eine sinnliche Natur, üppig und schwelgerisch, trieb er einen fürstlichen Aufwand und huldigte in maßloser Weise Baccho und Veneri. Die pomphaften, plänzenden Feste und Aufzüge, die er veranstaltete, erregten begreiflicher Weise den Neid der ärmeren Volksklassen, und die Summen, die er für Maitressen, Sängerinnen, Opern, Komödien, Bälle 2c. verschwendete, waren kolossal.

Die Landstände erhoben zwar von Zeit zu Zeit Vorstellungen beim Herzog gegen das Gebahren seines Günstlings, aber der Herrscher wollte davon nichts wissen, denn für ihn war Süß ein unschätzbares Juwel, ein Zauberer, der alles zu Geld verwandelte. Uebrigens umbuhlten den Favoriten Karl Alexanders, solange der letztere lebte, die Reichsten, Vornehmsten und Einflußreichsten. Man umschmeichelte ihn, feierte ihn in Gedichten und erlabte sich an seiner wohlgeratenen Tafel. Als später dem Freund der Jesuiten, Baron von Remchingen, welcher im Geheimen die Verfassung umstürzen wollte, der Vorwurf gemacht wurde, daß er so viel im Hause des Süß und an dessen Tisch gesehen worden sei, erwiderte er höhnisch, man solle ihm unter den Räten und Beamten in Württemberg Einen zeigen, welcher nicht zugleich mit ihm dort getafelt habe[2]).

Der Herzog bewahrte ihm unerschütterlich sein Vertrauen, ja er trug sich sogar mit dem Gedanken, ihm als Zeichen seiner Huld in den erblichen Adelstand erheben zu lassen. In diesem Sinne schrieb er unter dem 24. Dezember 1735

[1]) Zimmermann, S. 77.
[2]) A. a. O., S. 80.

an den Geheimrat Keller in Wien, derselbe solle am kaiserlichen Hofe in Wien das Gesuch um die Erhebung des Süß in den Adelstand befürworten und allenfalls — 1000 Dukaten dafür bezahlen. Es heißt in diesem herzoglichen Schreiben u. A.: „Ich kann und mag mich nicht seiner entschlagen, indem ich fast allein mit ihm weit Mehreres als mit anderen meinen Räten und Bediensteten ausrichten kann, auch die Erfahrung gemacht habe, daß er prompt und von Exekution, auch zu ähnlichen Vorkommnissen seines Genies und seiner Geschicklichkeit halber vor Andern zu gebrauchen ist."

Zum großen Verdruß des Herzogs zeigte sich das kaiserliche Kabinet in Wien jedoch nicht willfährig, den Günstling zu nobilitieren; wahrscheinlich hatte die „Landschaft" dabei die Hand im Spiel.

Josef Süß Oppenheimer war zu klug, um schließlich nicht den Boden unter seinen Füßen wanken zu sehen. Einige Zeit vor dem Ableben des Herzogs gelang es den Feinden des Geheimen Finanzrats — Finanzminister im eigentlichen Sinne war er nie — diesen aus der Nähe seines Herrn zu verdrängen, wozu freilich Süß das Seinige dadurch beigetragen haben mag, daß er Karl Alexander einen großen Edelstein um 10000 Gulden, der aber viel weniger wert gewesen sei, verkauft haben soll. Er bat seinen Herrn um die Entlassung aus dem herzoglichen Dienstverhältnis und offerierte sogar 50000 Gulden für die Bewilligung, aus Württemberg abreisen zu dürfen. Doch konnte und wollte der Herzog Süß nicht ziehen lassen und um ihn zu beruhigen und für die Zukunft gegen alle möglichen Anfechtungen sicher zu stellen, ließ er ihm am 12. Febr. 1737 einen feierlichen Herzoglichen Ablaßbrief zustellen, der ihm als Schirm und Schild gegen seine Feinde dienen sollte. In dem sog. „Absolutorium", dessen Verfasser der Hofkanzler Scheffer war und das der Bevölkerung von allen Kanzeln verlesen wurde, hieß es u. A.:

„Zu dem Ende wollen und deklariren wir gnädigst, daß jetzo und führhin derselbe seiner uns, unserem völligsten gnädigsten Vergnügen geleisteter unterthäniger Dienste überhaupt und ohne Ausnahme zur Verantwortung nicht gezogen werden, insonderheit aber wegen derer von einem oder dem anderen zur Bezeugung seiner Dankbarkeit, je zuweilen

empfangener Doceurs und Versehungen pro praeterito und in futurum von aller Ansprache frei, mithin daß diesfalls ehedessen emanierte Generale keineswegs auf ihn verstanden und Niemand bei Vermeidung Unserer fürstlichen Ungnade und zu gewarten habender schwerer Ahndung ihm diesertwegen einen Vorwurf zu machen sich unterstehen soll, gestalten wir ihm desfalls zu seiner hinkünftigen Nachachtung und Vorhalt ein besonderes Legitimationsdekret unterm heutigen Dato in Gnaden ausfertigen und zugehn lassen."

Das Absolutorium wurde auch allen Kollegien mitgeteilt. Es war im sog. Stuttgarter Wochenzettel, alias; „Wöchentliche Anzeige von Neuigkeiten, sowohl allhier als auf dem Lande", an hervorragender Stelle zu lesen.

Ferner erhielt Süß ein Privatdekret, welches alle ihm gespendeten freiwilligen „Verehrungen" von 300 bis 400 Gulden beließ und ihm verkündete, daß die Rechnungen von Süß vom Herzog als vollkommen richtig anerkannt wurden.

Dennoch sollte sich bald das Geschick des Günstlings erfüllen. Seines Glückes Sterne waren erloschen und im Buche der Vorsehung war sein Untergang mit schwarzen Lettern verzeichnet.

Am Morgen des 12. März 1837 reiste der Herzog Karl Alexander heiter und gesund nach Ludwigsburg ab und starb daselbst noch am selben Abend am Schlagfluß im Alter von 53 Jahren, nachdem er blos 3 Jahre, 4 Monate und 13 Tage regiert hatte.

Nun erging es Süß wie es im 16. Jahrhundert dem jüdischen Münzmeister Lippold, dem Finanzminister Joachims II. von Brandenburg ergangen war — er wurde nach dem Tode seines herzoglichen Gönners sofort verhaftet und als Staatsverbrecher angeklagt. Er war noch in der Nacht, in welcher der Herzog gestorben war, nach Stuttgart gefahren, um die Herzogin von dem Trauerfall zu benachrichtigen. Der Oberstburggraf Röder aber, der ihm auf dem Fuße nachfolgte, ließ ihn festnehmen. Unter dem Volk in Schwaben hört man noch zuweilen einen Reim, der diesen merkwürdigen Moment bezeichnet:

Da sprach der Herr von Röder:
Halt oder stirb entweder!

Ich will darüber nicht rechten, ob in Hinsicht auf das Absolutorium des verstorbenen Herzogs, und da Süß nur ein vor dem Gesetz nicht verantwortlicher Handlanger seines Herrn war, die Verhaftung und spätere Justifizierung des Unglücklichen gerechtfertigt war und ob auch der Fall Süß nicht gleichfalls zu den Kabinets- und Justizmorden gehörte, an denen Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts so reich war — so viel steht geschichtlich und aktenmäßig fest, daß sich bei diesem Anlaß die ganze menschliche Bestialität des Pöbels, der Fanatismus lutherischer Priester, die Borniertheit gelehrter Richter und all' jene grauenerregenden Ausschreitungen des Judenhasses, welche Israel schon so viel Jammer und Elend zugefügt, in der entsetzlichsten Weise zeigten.

Der „Jud Süß" hat gewiß viel gesündigt, aber unwillkürlich empfindet man tiefes Mitgefühl mit ihm, wenn man sieht, wie beispiellose Bosheit, raffinierte Niederträchtigkeit und widerliche Heuchelei sich vereinten, um in dem Opfer einer korrupten Regierung zugleich auch das Judentum ins Herz zu treffen.

Vom ersten Augenblick seiner Verhaftung bis zu seinem schimpflichen Tode bot er das Bild eines mit den ausgesuchtesten und ausgeklügelten Qualen bestraften Märtyrers. Dasselbe Martyrium machte aber zugleich auch das württembergische Judentum durch, welches in seiner Gesammtheit für die Fehler und Verbrechen eines Einzelnen büßen mußte.

Das abstoßende Bild dieses Finanzkünstlers erhielt nach seinem Fall gewissermaßen eine Verklärung durch sein mannhaftes und charaktervolles Verhalten den elenden Seelenfängern und Proselytenmachern gegenüber, welche den wehrlosen, siechen Mann unter allerlei Vorspiegelungen und mit dem ganzen Aufgebot heuchlerischer Phrasen seinem Glauben abtrünnig machen und in den Schoß der christlichen Kirche locken wollten! Er gönnte diesen listigen Schleichern den Triumph nicht — und so endet denn diese Tragödie des Verfolgungswahnwitzes mit einem einigermaßen versöhnenden Abschluß.

Verfolgen wir nun die einzelnen düsteren Stadien dieses erschütternden Trauerspiels . . .

Die durch den Oberstburggrafen von Röder vorgenommene Verhaftung von Süß wurde später von dem Geheimen Rat

bestätigt. Zuerst wurde er in seinem Hause in Privathaft gehalten. Hier wurden ihm Stock und Degen abgenommen, man untersuchte ihn bis aufs Hemd und nahm ihm seine Juwelen ab.

Und nun ging mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis die Hetzjagd gegen die Juden los — arrangiert vom höheren und niederen Pöbel. Man trieb die geängstigten Juden aus ihren Häusern und durch die Gassen, man stöberte sie in ihren Verstecken auf, man schleppte sie auf die Hauptwache und hänselte sie dort, sperrte sie hinter einen heißen Ofen, mißhandelte sie, nahm ihnen ihr Geld ab, rieb ihnen die Zähne mit Speck ein, ließ sie entwischen und fing sie wieder auf, bis man sie mit Ausnahme einiger zur Kriminalhaft abgeführter Individuen in Freiheit setzte. Und diese Armen hatten mit Süß nie sympatisiert, einige von ihnen hatten im Gegenteil den Mächtigen oft und laut verwünscht![1])

Im ganzen Lande erschienen alsbald nach der Verhaftung von Süß zahlreiche Flug- und Schmähschriften, welche die öffentliche Meinung gegen ihn einzunehmen trachteten und nebenbei den Judenhaß schürten. So wurde z. B. ein Stuttgarter „Extraktschreiben" in unzähligen Exemplaren verbreitet, worin des Juden Süß Oppenheimer „böse Anschläge und dessen nach unvermutetem Todesfall des Herrn Herzogs erfolgte Gefangennehmung mit seinem Anhang" drastisch geschildert wurde[2]). Zur Charakteristik des aufreizenden und gehässigen Inhalts dieses Pasquills mag hier nur der nachstehende Passus wiedergegeben werden:

Carmen vor Schelm Resident Jud Süß.

Jud Süß, wie hat dein Nam' so plötzlich sich mutieret,
Der vorher Excellenz, nun aber Filou heißet!
Was vor Verhängnis hat, o Mauschi, dich gerühret,
Daß schon zu Grunde sinkt dein hoher Judengeist?
Wie unglückselig war vor dich doch diese Stunde,
Als ein so tapffrer Mann dich in Arrest gebracht!
Wie bald zerbrach doch Gott den vorgehabten Bunde[3]),

---

[1]) Vgl. meine „Geschichte der deutschen Juden", Berlin, S. 669, und „Jüdisches Volksblatt", 1862, S. 29.

[2]) 8 S. in Gr. 8, im Besitze des Herrn Wolf in Dresden, mir gütigst zur Verfügung gestellt.

[3]) So im Original.

Den du auf uns gericht, dir aber selbst gemacht!
Nun kannst du in der Ruh ein wenig stille sitzen
Und projektieren, was dein Urteil möge sein;
Was gilts, die G .... wird sobald dich nimmer kitzeln
Und Niemand reichet dir nunmehro Kauscher-Wein.
Doch wer, ich frage dich, versorgt deine Maitressen,
Die du gehalten hast und ließest sie im Stich? . . .
Nun aber trauern sie in ihrem Jammerstande,
Dieweil das Kapital samt allem Zinß dahin;
Hingegen freuet sich das gantze Vaterlande
Und gratulieren dir zu deinem Selbstruin.
Nun, ob du dich schon hier hast wollen tauffen,[1])
Wie ich zwar glaube vest, ein Jud bleibt doch ein Jud!
Will ich mich weiter nicht, o Schelm, an dir verlauffen,
Genug, daß all' dein Werck in Eisenbanden ruht.
Man wird die Judenschar schon dergestalten dämmen,
Daß unser Vaterland inskünftig besser steht:
Kein Jud wird uns mehr mit Unglück überschwemmen,
Dieweil ihr Glücksrad sich erstaunend umgedreht.
Nun denn, so laß ich dir das Judenliedlein pfeiffen,
Weil du gewesen bist ein böser Landesgast:
Wohlan, du sitzst nun wohl in deinem Hohen-Neuffen,[2])
Und es geschehe dir, was du verdienet hast."

In einem anderen Libell jener Tage wird eine allgemeine Judenhetze empfohlen. Hier nur ein Pröbchen daraus[3]):

Veit: Drum soll im ganzen Land man dies Geschmeiß nicht dulden,
Die Juden betrügen nur und bringen die Leut in Schulden.
Michel: Die Landschaft hat schon geklagt,
Sie werden zum Teufel gejagt.
Man packe sie in Tonnen,
Daß sie nicht sehn die Sonnen,
Man muß sich schon bequemen,
Wie Vögel sie auszunehmen.

Aber auch zahlreiche, mit Illustrationen und Kupfern „geschmückte" Schmähschriften gegen Süß erschienen später, die an Bosheit und Verleumdung das Unglaublichste leisteten. Die giftigsten waren die beiden: „Leben, Uebelthaten und gerechtes Urtheil des berichtigten Erzschelmen und Diebs-Juden Süß Oppenheimers, darinnen sein böser Lebens-Wandel, Schelmen- und Diebs-Stücke, und wie er endlich seinen

---

[1]) Natürlich eine Verleumdung; Süß hat nie auch nur den Versuch gemacht, sich taufen zu lassen.
[2]) Württembergische Festung.
[3]) Kohut, Geschichte der deutschen Juden, S. 669.

wohlverdienten Lohn durch des Henkers Hand empfangen, ausführlich erzehlet worden von einem aufrichtigen Spiels-Werck's-Mann, aus dessen Munde aber zu Papier gebracht und in eine bessere Ordnung gesetzet von einem Hoch-Teutschen. Nebst des Juden Schelmischen Bildniß und wie er in einem Käffig den Galgen zieret; in zwei Bögen Kupffer vorgestellet."[1]) Das zweite Pasquill hatte gleichfalls einen langatmigen Titel, also lautend:[2]) „Merkwürdiges Staats-Assemblée in dem Reich der Todten zwischen einem ganz besondern Kleeblat oder dreyen unartigen Staatsministern, nämlich dem Duc de Ripperda, dem Grafen von Hoymb und dem Juden Süß-Oppenheimer, davon der Erstere als ein weltberüchtigter Aventurier verwichenes Jahr in der Barbarei gestorben, der Andre sich vor zweyen Jahren auf der berühmten Bergfestung Königstein in Sachsen selbst erhenckt und der Dritte nun letzthin in Stuttgart gehangen worden; welche nicht allein ihre besonderen Fata erzehlen; desgleichen über das Steigen und Fallen bei Hofe oder dahin einschlagende Materien diskuriren, sondern auch über ein gewisses wunderliches Projekt von Staatssachen wichtige Reflexions machen. Allen curiosen Gemüthern zu beliebigem eigenen Nachdenken ins Licht gestellet."

Am 19. März 1737 wurde Süß aus seiner Wohnung gefesselt nach Hohen-Neuffen gebracht; dort übergab man ihn dem Kommandanten von Harbant. Nun ging die Komödie der Untersuchung vor sich. Am 21. März trat die Untersuchungskommission, bestehend aus den Räten Faber, Daun und Weinmann, zusammen und begann mit heißem Bemühen Material gegen den Verhafteten zu sammeln. Da wenig vorlag, wurden am 25. März die Landschaft, Kollegien und alle braven Unterthanen aufgefordert, anzugeben: „Was ihnen von des Juden und seiner Complizen vielen erzlistigen, gottlosen und landesverderblichen Frevelthaten und -Streichen bekannt sei." Daß auf solche Weise das Denunziantentum, auch das wissentlich falsche, gleichsam amtlich gezüchtet wurde, versteht sich von selbst!

Bis zum 8. April dauerten die Verhöre auf Hohen-Neuffen,

---

1) 1738, ohne Angabe des Druckorts, 60 S.

2) Tetuan bei Hunniades, 1738. 192 S. in Quart mit einem Kupferstich vor dem Titel.

dann brachte man den Inkulpaten nach dem Hohen-Asperg, der berüchtigten „Fürstengruft", die Christian Daniel Schubart so erschütternd besungen hat. Sowohl in Hohen-Neuffen als auch in Hohen-Asperg wurde er grausam behandelt, um ihn zu Geständnissen zu bewegen; er bekam nur Wasser und Brod, wurde in ein dunkles Loch gesteckt und lange Zeit kreuzweis geschlossen[1]). Besonders neugierig waren seine Richter, Näheres und Genaueres über seine — Liebesabenteuer zu erfahren! Nur wenn die gegen ihn angewandten Folterqualen unerträgliche wurden, ließ er sich zu Geständnissen herbei, widerrief dieselben aber, wenn er sich freier fühlte. Voll Ingrimm schrieb der damalige Kommandant von Hohenasperg, Major Glaser, an seinen Schwager: „Der Hebräer, die Bestie, hat wieder alles geleugnet und doch sagte er mir vorgestern, er habe vornehme und geringe (Damen) profitiert, aber reichlich belohnet."[2])

Um sich seinen unerbittlichen Peinigern zu entziehen, machte Süß wiederholt Selbstmordversuche in seinen Kerkern. Er war bemüht, sich Gift zu verschaffen, und als ihm dies nicht gelang, biß er sich die Nägel ab und verschluckte sie, weil er die Nagelabstöße für giftig hielt und sich auf diese Weise zu töten glaubte. Einmal wollte er durch Hunger sterben und weigerte sich tagelang standhaft, Nahrung zu sich zu nehmen, doch wurden ihm schließlich gewaltsam Speisen zugeführt[3]).

Fast alle die Richter, welche die Untersuchung gegen ihn führten, waren seine persönlichen Todfeinde, die nicht nach Recht und Gerechtigkeit urteilten, sondern in erster Linie ihn verderben und sich an ihm rächen wollten. Hier und da brauste der wehrlos Gequälte entrüstet auf und beschimpfte seine Peiniger; so z. B. den Untersuchungsrichter Johann Christoph Pflug, den er einen „Vampyr"[4]) nannte, der „ihm sein Blut aussaugen wolle", aber derartige Ausbrüche begreiflicher Empörung trugen nur dazu bei, seine Lage noch zu verschlimmern.

---

[1]) Zimmermann, S. 111.
[2]) A. a. O., S. 112.
[3]) „Leben, Uebelthaten und gerechtes Urteil rc.", S. 36.
[4]) Zimmermann, S. 113.

Da kein Anwalt ihn freiwillig verteidigen wollte, wurde ihm ein Offizialverteidiger in der Person des Hofgerichtsadvokaten Lizentiat Michael Andreas Mögling in Tübingen gestellt. Dieser war ein braver Mann, aber schlechter Musikant, indem er die Angelegenheit seines Klienten sehr lau betrieb; allerdings auch wurden dem Advokaten die Mittel zur Verteidigung sehr beschränkt, da er nicht einmal das Recht hatte, zu jeder Zeit ungestört und ungehindert mündlich und schriftlich mit dem Angeklagten zu verkehren. Wichtige Aktenstücke wurden ihm geradezu vorenthalten, und als er um Zustellung der Protokolle der einzelnen Verhöre für seine Verteidigungsschrift bat, verweigerte sie ihm das Untersuchungsgericht rundweg.

Man sieht: alles war nur Komödie, eitel Gaukelspiel, der Jude sollte und mußte vernichtet werden!

Vergebens beteuerte Süß seine Unschuld, indem er sich auf das „Absolutorium" des verstorbenen Herzogs berief und daß er nur ein Handlanger seines Herrn gewesen sei. „Ich habe," behauptete er wiederholt nachdrücklichst, „Alles nur gethan auf den ausdrücklichen, sowohl mündlichen als schriftlichen Befehl des Herzogs, worüber meine Papiere wie auch der herzogliche Kammerdiener Neuffer den besten Aufschluß geben können. Alles, was ich dem Herzog unterbreitet habe, ist nach Recht und Brauch durch die verfassungsmäßigen gesetzlichen Kollegien oder Deputationen gelaufen; von diesen ist es für „praktikable" befunden und hernach vom Herzog angenommen worden." Der Titel „Finanzrat", den ihm der Herzog verliehen, sei ein Titel ohne Mittel gewesen. Für ihn sei in erster Linie das Interesse des Herzogs ausschlaggebend gewesen. Er habe nicht gewußt, daß er gegen Recht und Gesetz des Landes verstoßen, da die beeidigten Räte des Fürsten — er sei nie beeidigt worden! — stets erklärt haben, dieses oder jenes stehe der Landesobservanz nicht entgegen. So wahr ihn Gott richten werde, er habe sich in seinen Handlungen sicher erachtet. Gegen die Verfassung und die Landschaft sich in etwas einzulassen, habe er stets von sich gewiesen. Im Uebrigen sei er erbötig, zu ersetzen, was durch ihn im Fiskalat und Gratialat Jemandem an Schaden zugefügt worden sei.

Die Logik von Süß war unwiderlegbar. Er war in der

That nichts als lediglich ein unverantwortlicher Ratgeber seines Herrschers, ohne offizielles Amt, der weder eine Hof- noch eine Staatsstelle bekleidete, sie auch, nach der Verfassung, nicht bekleiden konnte. Die „Kollegien, Deputatationen, Minister und Räte", welche die Vorschläge des verstorbenen Herzogs zu den ihrigen machten und ausführten, mußten, wenn sie was Unrechtes und Verbrecherisches gethan, zur Verantwortung gezogen und gerichtet werden, nicht er, die Privatperson!

Aber er hätte mit Engelszungen reden und noch so treffende und scharfsinnige logische Schlüsse ziehen können — es half ihm Alles nicht: die Richter wollten ihn verurteilen — „der Jude wird verbrannt".

Genau dreiviertel Jahr bis zur Fällung des Urteils war Süß in Untersuchungshaft — man hatte den Prozeß absichtlich so lange hinausgeschoben, um den Angeklagten pekuniär soviel wie möglich zu schädigen —, und am 13. Dez. 1737 wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt.

In den mir vorliegenden Akten der letzten Sitzung der Untersuchungskommission heißt es betreffs der Entscheidungsgründe im Curialstil jener Zeit, daß:

„Dem Angeklagten der Strang, als eine Strafe, welche gewissermaßen die Mitte halte zwischen der gegen Majestätsverbrecher üblichen Verurteilung, zwischen der gegen Falschmünzer zu verhängenden Strafe des Lebendigverbranntwerdens und zwischen der ehrenwerten Hinrichtung durch das Schwert um so eher zuerkannt werden, als ohnedies solches bei verschiedenen, dem Angeklagten zu Schulden kommenden Verbrechen die gewöhnliche ist. Dabei ist zwar Eine Stimme von den Stimmen der anderen Richter abgegangen darin, daß diese das Verbrechen des Hochverrats wohl der Sache nach, und zudem in fast allen Rubriken dieses Verbrechens, jedoch nicht der Form nach als begangen darum erachtet, weil der Inquisit weder als Ortsbürger noch als Staatsbürger in Württemberg wohnhaft gewesen sei, indem er allem Anscheine nach den Willen, dauernd im Lande zu bleiben, nicht, sondern vermutlich die Absicht gehabt, wenn er einen Reichtum gesammelt, sich hinweg zu begeben, ein verpflichteter Diener aber kein Münzverbrechen begehen könne. Die übrigen Richter dagegen haben dafür gehalten: nachdem Inquisit ein wichtiges „Offizium" nach dem anderen gesucht und angenommen, auch ein Haus allhier gekauft, und die Zeugen noch andere Ursachen anführen, aus welchen erhelle, daß ihm hinwegzugehen kein Ernst gewesen, so ergebe sich daraus die

Voraussetzung, daß auf denselben der Gesetzesartikel vom Domizil im Rechtssinn anzuwenden sei. Vornehmlich aber habe ein verpflichteter Diener sowohl als ein eingesessenes Staatsmitglied die Pflicht, die Grundlagen des Staates nicht zu labefaktiren (schwächen); überdies könne ein vorübergehend Untergeordneter auch das Verbrechen des Hochverrats begehen (vergleiche Landtagsabschied vom Jahre 1629, Unterthanen und Ausländische); und es ist nicht billig, daß ein solcher als bevorrechtigt angesehen werde vor einem Landeskind. Ueberhaupt seien darin alle einig, daß auch ein solcher Auszänder als ein Feind, gegen welchen Alles erlaubt sei, auf Schärfste zu bestrafen sei. Demgemäß sei vorausgesetzt worden, daß dieses Verbrechens sich alle Diejenigen schuldig machen, welche die Verfassungsform eines Landes nicht eben umstoßen, sondern auch nur erschüttern und schädigen, die Ruhe und Sicherheit des Staates in bedenkliche Umstände setzen, soweit sie die Majestät nicht nur in subjecto, sondern auch in objecto lädieren. Der Inquisit habe 1. gegen die Person des Fürsten sich aufs Höchlichste verschuldet, da er öffentlich gesagt: Serenissimus thue und müsse thun, was er wolle, und derselbe habe in der Münze nichts zu befehlen; er sei Herr derselben; habe sich auf das Unverschämteste gegen den Herzog aufgeführt, ihm Entschließungen wider dessen Willen und Verwarnen mittelst der leichtfertigsten Kunstgriffe abgepreßt; fürstliche Dekrete kassiert und redressiert; schriftliche und mündliche Befehle eigenmächtig ausgegeben; dabei Regalien usurpiert, Geld- und Landesverweisungsstrafen diktiert, Strafen und Arrestationen erlassen, an die Juden Freipatente ausgegeben, Konfiskationen nachgelassen und eine jüdische Garküche privilegiert, aller Klassen und Gelder sich bemeistert, damit Serenissimus ihm jederzeit in die Hände suchten; auch wegen seines gegen des Herzogs Absicht getriebenen schändlichen Wuchers mit Gerechtigkeit und Gnade sowohl, als wegen seiner Münzexzesse dem Respekt vor dem Fürsten nicht geringen Nachteil zugefügt. Das Alles qualifiziere sich zum Majestätsverbrechen.

„Sodann habe er 2. bei Serenissimus alle getreuen Minister, Räte und die ganze Nation, als ob sie lauter Passionen und Nebenabsichten gegen sein Interesse hegten, in Ungnaden und Mißtrauen gesetzt und die Art ihres Verfahrens als einen alten Schlendrian verdächtig gemacht, alle pflichtmäßigen Vorstellungen zurückgetrieben und abgestellt, den fürstlichen Geheimrat durch das von ihm angegebene Kabinet, die fürstliche Regierung durch das unabhängige Fiskalamt, die fürstliche Kammer durch sein Finanzunwesen und seine Hofkasse — fast ganz außer Wirkung gesetzt, Räte und Beamte äußerst bedroht und verachtet, Beschlüsse und Kollegien

rückgängig gemacht, Berichte erfordert und Entscheidungen darauf gegeben, Alles an sich gezogen und in der größten Konfusion traktiert, eine ganz neue Art, Erschleichungen durch Verdrehung oder Entstellung der Wahrheit zu erlangen, eingeführt; letztlich ein ihm anhangendes Ministerium formiert und seine Bedienten und Anhänger mit großen Besoldungen versehen und allein zu den wichtigsten Sachen gezogen, dabei aber ebenmäßig von denselben einen absoluten und blinden Gehorsam prätendiert, und die ganze Kanzlei in einen anderen Model zu gießen, auch alle Landeskinder zu verdrängen geachtet.

„Hauptsächlich aber hat Inquisit 3. gegen die Landschaft, und zwar um der gemachten Vorstellungen willen, überhaupt sich höchst blutdürstig und recht feindselig erklärt, er hat dieselbe bei dem Fürsten angeschwärzt, und ist mit deren Abschaffung umgegangen; er hat derselben und den Gemeinden die Freiheit des Redens und Beschließens zu nehmen gesucht durch die beabsichtigte Setzung eines Landschaftskanzlers und durch das Dekret, die Abstimmungen der Einzelnen, welche gegen die fürstlichen Vorlagen fallen, an das Kabinet einzusenden, die Grundlagen der Landesverfassung verletzt, indem er den Tübinger Vertrag für einen alten Fetzen erklärt, das mit der Landschaft ein unzertrennliches Ganzes bildende Kirchengut wider dessen auf bestätigte Verträge begründete Bestimmung äußerst mißbraucht und beraubt; die Landesordnung in Ansehung der Pupillarordnung und der Juden abändern gemacht; mittelst seiner Projekte, insonderheit der Kaminsteuer, des Umgeldes, des Stempelpapiers, der Salzverpachtung 2c. 2c. viele neue Umlagen und Beschwerden eingeführt; auch die landschaftliche Kasse durch eine erzwungene Steuer geschwächt und danach die Landschaft bei dem Herzog verleumdet.

„Wie nun die Aufrechterhaltung der Landschaft und der von kaiserlicher Majestät und allen Regenten bestätigten Grundgesetze des Landes zweifellos zur Staatsform Württembergs gehört, der Jude auch eingesteht, wohl gewußt zu haben, was eine Landschaft und solch ein Vorhaben zu bedeuten habe, also ist auch die Machination gegen dieselbe eine Uebelthat, auf welche der Tod steht. Das ergiebt sich aus dem Geist des Gesetzes und aus dem Rechte, vom Kleinen aufs Größere zu schließen und zu beweisen, und wird das Weitere noch bestärkt durch den Tübinger Vertrag von 1514 und vornehmlich durch das wegen dergleichen Uebelthaten ergangene Generalreskript vom 28. Dezember 1733, zumal auch

„Der Angeklagte 4. an den Gemeinden und Unterthanen sich gröblich vergriffen hat. Er hat an den Gemeinden sich vergriffen durch Auseinanderreißung und Zerstückelung der Aemter, durch

Beschränkung ihres Ernennungsrechtes, durch Entziehung des Salzhandels, durch Aufbürdung eines Schußgeldes von Wildpret und durch Einziehung ihrer hälftigen Rechnungsrestituende, welche er auch in seine Fiskalvergleiche einbedungen, ungeachtet sie die Kommissionskosten bezahlen müssen, durch Aufdringung der Intelligenzzettel; durch Einführung des Umgeldes, durch Einziehung der Weg- und Brückengelder, durch vorgehabte Hinwegnahme der Kapitalien und wirkliche Beraubung des Stiftungsvermögens der Gemeinden, auch durch die in Folge seiner Projekte gemachten Unkosten.

„An den Unterthanen hat er sich vergriffen durch die Erklärung, daß er alle Unterthanen zu Leibeigenen machen wolle, und daß Alles, was sie haben, des Herrn sei. Er hat sie denn auch bei seinem Frohnfuhrwesen und durch die ein Hauptrecht übersteigende Inventur- und Teilungstaxe wirklich also behandelt. Unter dem Pupillaramt, unter seiner Kreditbank, seiner Landeskasse, seinem Pfandhaus u. s. w. hat er die Absicht verborgen gehabt, das Mark des Landes in seine Hand zu bekommen, dem Herzog dagegen eine Schuld anzuschreiben, sodann die Rechnung auf den Tisch zu legen und davon zu gehen; so habe er sich vernehmen lassen.

„Ebenso habe er die Erhöhung des disproportionalen Militairfußes veranlaßt; durch seine übrigen Projekte und Monopolien — Leder, Tabak, Eisen, Salz, Stempelpapier, — auch seine im Befehlston gestellten Ersuchen den Gemeinden Zünften und Privaten aufgezwungenen Lotterien das ganze Land und durch das unter falschen Vorspiegelungen dem Herzog eingeschwätzte landesverderbliche Gratialamt alle Familien ausgesaugt, und in seiner Eigenschaft als Fiskal ein Verbrechen daraus gemacht, daß Jemand ein Vermögen hatte; indem er nicht nach Verschulden, sondern nach Vermögen strafte, hat er viele tausend Gulden von Schuldigen und Unschuldigen auf horrende Art erpreßt und noch künftig alle bemittelten Familien zu plündern vorgehabt und durch sein Münzwesen einen unsäglichen Landschaden verschuldet.

„Zumal die Partikuliers, die Besoldeten, Diener, Stadtschreiber, Wirthe, Kleemeister u. s. w. hat er noch besonders geschätzt; wodurch abermals ein Majestätsverbrechen um so mehr begangen worden, als die Umwerfung der Gemeindeverfassung der einzelnen Städte, die Vermehrung des fürstlichen Einkommens auf unehrenhaften Wegen, der Verkauf von Aemtern und Diensten und dergleichen entsetzliche Erpressungen unter die Staatsverbrechen desto billiger zu rechnen sind, je offenbarer aus dem natürlichen Staatszweck geordneter Gemeinwesen fließet, daß in jedem Staatswesen, sogar in einem absolut-monarchischen, es leichtbegreiflich ein

Grundgesetz ist, daß unangetastet bleiben muß den Unterthanen ihre Freiheit und die Verfügung über ihr Eigenthum, dem zugleich die „Deklaration des Tübinger Vertrags vom Jahre 1520" und das Generalreskript vom 28. Dezember 1733 in sehr bestimmten Ausdrücken beigetreten ist; übrigens auf dergleichen Verbrechen unstreitig die Todesstrafe gesetzt ist 2c. 2c."

Zur Ehre unabhängiger christlicher Richter jener düsteren Tage sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß es wenigstens einen Juristen gegeben hat, der gegen dieses Todesurteil kräftig seine Stimme erhob; es war der Professor der Rechte und nachmalige Universitätskanzler Harpprecht der Aeltere in Tübingen, der sein Gutachten dahin abgab, daß man „auf Grund der bestehenden Gesetze des deutschen Reichs und des Landes Württemberg den Angeklagten zum Tode nicht verurtheilen könne, allenfalls solle man ihm seinen Raub, soweit er erwiesen sei, abnehmen und ihn aus dem Herzogthum verbannen."

Verlorene Liebesmüh! Es raste der See der Partei- und Rassenleidenschaften und mußte sein Opfer haben. Es blieb beim Todesurtheil.

Dank vom Hause Württemberg! dachte gewiß auch der Unglückliche, als er sich davon überzeugte, daß nunmehr der Stab über ihn endgültig gebrochen sei. Er, der für seinen Herzog Alles gethan, mehr als Gesetz und Gewissen gestattete, wurde von dem Landesadministrator Herzog Karl Rudolf von Württemberg-Neustadt, der als Vormund des kaum 10jährigen Erbprinzen Karl Eugen die Regentschaft des Landes führte, nicht allein nicht begnadigt, sondern noch öffentlich gebrandmarkt, indem der Herzog das Todesurtheil mit folgenden Worten bestätigte:

„Gleichwie Serenissimus Sich in dem Gewissen verbunden erachten, der von Gott Ihnen anvertrauten Justiz und Macht vor den Augen der Auswärtigen, als dieses ganzen Herzogthums und Landen darzulegen, mit welchem höchst gerechten Eifer Höchstdieselbe die an Herren und Leuten verübte verdammliche Mißhandlungen an des Josef Süß Oppenheimer Person abstraffen — also ist Höchstderoselben unabänderlicher Will und Meinung, daß beklagter Inquisit Jude Josef Süß Oppenheimer ihm zu wohl verdiente Straff, jedermänniglich aber zum abscheulichen Exempel an dem obern eisernen Galgen mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden solle, sowie denn Serenissimus dem in causa (zu diesem

Prozesse) verordneten judicio criminali (Kriminalgericht) hierunter, wie auch quoad modum exigendi (über die Art der Hinrichtung) das Weitere bereits per Rescriptum — durch Reskript — intimiren (mittheilen) lassen.

Decretum Stuttgart den 25. Januar 1738

Carl Rudolf."

Neben der Grausamkeit seiner Untersuchungsrichter und Kerkermeister quälten ihn auch die Heuchelei und der Fanatismus der zu seiner Bekehrung abgesandten Geistlichen. Standhaft und beharrlich wies er aber alle diese Angriffe auf die Religion seiner Väter zurück.

Auf Hohenasperg erschienen bei ihm der Repetent Hoffmann und der Diakonus Heller, um seine Seele zu retten. Diese frommen Herren haben unmittelbar nach der Hinrichtung des Angeklagten eine Broschüre über ihre „Heldenthat" herausgegeben[1]) und derselben entnehme ich die nachstehenden, für die Proselytenmacher bezeichnenden Daten in Form eines Dialogs zwischen Süß und Hoffmann:

„Hoffmann: Nun es geht immer näher dem Ende zu, ich hoffe dennoch, Er werde eilen und seine Seele retten.

Jud: Sie stören mich in meiner Andacht, die ich in dem Tephilot habe; ich habe Sie ja gestern fußfälligst gebeten, mich in Ruh zu lassen.

Hoffmann: In der Andacht wolle ich Ihn nicht stören, sondern vielmehr mit ihm betten[2]) aus dem Psalter und denen Propheten; bemühte mich sonderlich aus der mitgenommenen ebräischen Bibel das Gebett Danielis cap. 9 Ihme zu recommandiren, in der Absicht, Ihn hernach gelegentlich auf die Weissagung von den 70 Wochen zu bringen, allein der

Jud: wollte sich absolut nicht mit mir einlassen, fiel auf die Kniee nieder und sagte: er stehe nimmer auf, bis ich gehe, wolle mich auch nicht hören."

In seinem Unglück erinnerte sich Süß endlich des Gottes Israels und suchte Trost im Gebet; keine lutherischen Geistlichen wollte er um sich haben, sondern Rabbiner, um aus ihrem Munde das Gotteswort zu vernehmen. Nach vielen Eingaben wurde

---

1) Eßlingen, 1738.
2) In der Schreibweise Hoffmanns.

ihm endlich der Besuch von zwei jüdischen Schriftgelehrten gestattet. Um jedoch die Unterhaltung mit denselben zu kontrollieren, erhielt der Professor Bernard — ein getaufter Jude — aus Tübingen den Befehl, den betreffenden Unterredungen beizuwohnen. Wie so viele Convertiten war auch Bernard ein fanatischer Judenfeind, und der gehässige Bericht, den er der Kommission abstattete, läßt erkennen, mit welcher Verachtung der zum Tode Verurteilte seine ihn so peinigenden Seelenretter behandelte, und daß keine Ueberredungskunst es vermochte, ihn zum Verräter an seinem Glauben werden zu lassen.

Bernard referierte seiner Behörde u. A. das Folgende:

„Ich habe einen schwebenden Totenkörper getroffen, mit dichtem, schwarzem Bart, die Augen wie ausgelöschte Kerzen, das Haar struppig, das scharlachrothe Ueberkleid in Fetzen. Hier unsere Unterredung:

Süß: Sie kennen mehr Hebräisch als ich; der Herr soll aber wissen, daß ich mich resolvirt habe, als ein Jude zu sterben. Geht weg, ich will keinen Galach, ich will Euch 30 Mal die Füße küssen, aber in Religionssachen gebe ich kein Gehör. (Dabei rief er immer שמע ישראל ꝛc.)

Bernard: Was schmäht er die Comission? In Eurem „Unessane tokef“ ist ja bestimmt, ob und wie Ihr sterben sollet.

Süß: Auch die Nahrung ist bestimmt, deshalb darf sich doch Niemand aus Faulheit in's Bett legen.

Bernard: Bedenkt doch, wie gefaßt Agag war!

Süß: Ja, Agag hat mit seinem Tode Alles hinter sich gehabt, ich aber bin theilhaftig des ewigen Lebens und muß mich meines Lebens wehren . . .“

In einem anderen Bericht Bernards an die Commission heißt es:

„Bernard: Ich traf ihn, wie in Jalkut Obedia von Chan steht, zwar nicht mit Talith, aber mit Tephilin, die Beichte lesend, da er gerade Fasttag und seines Vaters Gedächtniß hatte. Er schmähte und lästerte die Commission, und als ihm die Todesursache verschwiegen wurde, tobte und raste er eine Stunde lang im Zimmer umher und rief immer:

Gott strafe die Richter! Ich tröstete ihn damit, daß er ja ein „Kadosch" sei, wenn er unschuldig sterbe, aber er meinte, das sei ein schlechter Trost . . .

Süß: „Aeußerlich war ich ein Goi, aber innerlich immer ein Jude. Mein Großvater ist ja der größte Chasan in Frankfurt a. M. gewesen"[1].

Unvergeßlich bleibt das Wort, welches Süß einem anderen hochstehenden evangelischen Geistlichen auf dessen fortgesetzte Bekehrungsversuche erwiderte: „Religion ändern ist Sache eines freien Menschen und steht gar übel an — einem Gefangenen."[2])

In seinen letzten Tagen kamen auch auswärtige Glaubensgenossen zu Süß, in der Absicht, ihn mit großen Summen loszukaufen; doch erreichten sie ihren Zweck nicht, wohl aber wurde ihnen gestattet, den zum Tode Verurteilten zu sehen. Nach der Sage soll unter diesen Besuchern auch derjenige Rabbiner gewesen sein, der ihm bei der Beschneidung seine Schicksale prophezeihte — eine Prophezeiung, die sich unter Süß nachgelassenen Papieren fand. Beim Abschied legte der alte Rabbi tief erschüttert seine Hände segnend auf Süß' Haupt[3].

Noch auf dem Wege zum Schaffott verfolgte ihn die wilde Bekehrungswut fanatischer Pfaffen. Auf seinem letzten Gang sprach der Unglückliche immer hebräische Gebete und rief den Namen des Gottes Israels an; die Geistlichen wollten ihn zwingen, zu Christus zu beten, doch war seine stereotype Antwort immer: „Ich lebe als Jude und sterbe als Jude!"[4]) Trotz alledem probierten die eifrigen Proselytenmacher stets von Neuem an ihm ihre Kunst in Gegenwart einer das Hinrichtungsschauspiel sehnsüchtig erwartenden Menge von 12000 Zuschauern. Als alles nichts half, rief ein Glattgescheitelter entrüstet und betrübt: „So fahre denn hin und such den, in welchen du gestochen hast!"

Wir eilen zum Schluß, zur barbarischen Hinrichtung, deren Art und Form jener Zeit stets zur Schande gereichen wird.

---

[1]) Jüdisches Volksblatt, 1862, S. 31.
[2]) Zimmermann, S. 128.
[3]) A. a. O. S. 129.
[4]) Kohut, Gesch. deutschen Juden, S. 670.

Am 29. Januar 1738 wurde dem Delinquenten auf Hohen-Asperg eröffnet, daß er sich für den nächsten Morgen zur Reise nach Stuttgart bereit halten sollte. Er, welcher nie und nimmermehr glauben mochte, daß man ihn zum Tode verurteilen und hinrichten würde, war der festen Ansicht, der Tag seiner Befreiung sei endlich angebrochen und daß sich nun die Thore seines Kerkers öffnen. Daher war er voll Freuden und froh bewegt. Am 30. Januar schmückte er sich deshalb mit seinen prunkvollsten und reichsten Gewändern zur Rückkehr in die Residenz. Wieder erschien er als der Grandseigneur vor einem Jahre, als noch ganz Württemberg vor ihm im Staube lag. Im roten Frack mit Goldstickereien und Goldbordüren sah er noch immer sehr gut aus, wenn auch zum Skelett abgemagert und blaß wie der Tod! . . . Aber bald sollte ihm die betrübende Gewißheit werden, daß es für ihn keine Rettung mehr gebe.

Er wurde in das sog. „Herrenhaus" oder „Herrschaftshaus" gebracht, dann vor das Richterkollegium geführt; dort wurde ihm das Todesurteil bekannt gegeben, mit dem Bedeuten, daß er sich auf den vierten Tag zum letzten Gang bereit halten solle.

Der Tag des Gerichts war gekommen. Am Dienstag, den 4. Februar 1738, wurde das hochnotpeinliche Halsgericht gehegt. Etwas nach 10 Uhr Vormittags wurde er zu seinem letzten Gang die Treppe des Herrenhauses herabgeführt und auf den Schinderkarren gesetzt. Er trug ein verblaßtes, zersetztes Scharlachkleid mit Sammt besetzt, weiße Strümpfe, Perrücke und Zopf. Unter den, wie gesagt 12000 Zuschauern, die der Exekution beiwohnen wollten, befanden sich neben dem Pöbel auch Prinzen, Grafen, Freiherrn und Generale, mit denselben pöbelhaften Gesinnungen, den Beklagenswerten mit beschimpfenden Redensarten traktierend. Neben dem Gefesselten saßen rechts und links die Henker mit Weinkrügen in der Hand, denen sie tüchtig zusprachen und wobei sie höhnisch auf seine Gesundheit tranken.

Vor dem Galgen verlor Süß seine bisherige Fassung; die Kräfte versagten ihm den Dienst; aber schnell ermannte er sich und wollte angesichts des Todes vor dem stumm um ihn stehenden Volk noch reden, doch ließ der Offizier, welcher

die um das Hochgericht aufgestellten Truppen befehligte, die Trommeln rühren.

Nun bemächtigte sich seiner der Nachrichter mit seinen Henkersknechten; sie schleppten ihn, der sich verzweifelt wehrte, mit Gewalt unter den Galgen; hier machte es ihnen noch viele Mühe, bis sie ihn in den Käfig gesperrt und in demselben die Schlinge ihm um den Hals gelegt hatten. Noch unter dem Galgen rief er laut, wie auf dem Wege: „Adonai Elohenu Adonai Echad!"

Mit dem Schemagebet auf den Lippen starb das arme Opfer mittelalterlicher Staatsraison, persönlichen Hasses und schnödester Unduldsamkeit.

Das gute Herz, welches Josef Süß Oppenheimer eigen war, verleugnete er auch in seinem Testament nicht, in welchem er für jüdische Wohlthätigkeitszwecke ꝛc. namhafte Summen vermachte.

Sein grauenerregendes Ende erweckte bei seinen Glaubensgenossen Mitleid und lange noch nach seinem Tode wurde der 4. Februar in manchen Gemeinden als Buß- und Fasttag begangen. Für die Ruhe seiner Seele stifteten viele Söhne Israels das „ewige Licht" in seiner früheren Wohnung, dem späteren Katharinenstift, in Stuttgart.

Nach seinem Ableben erschien eine kleine Flugschrift über ihn in hebräischer Sprache, betitelt: „Relation wegen des seligen Josefs Süßen Abschied von der Welt", die namentlich viel in süddeutschen Gemeinden verbreitet war; dort hieß es u. A.:

„Wisse, daß ein Mann in der Stadt Stuttgart im Württemberger Land gewesen ist, welcher gar sehr nach seiner Hoheit, seinem Reichtum und seiner Klugheit zugenommen hatte. Er ist genannt worden Josef Süß. Er war beim Fürsten Karl Alexander sehr mächtig, seine Macht und Herrlichkeit hat täglich zugenommen. Diesen Tag aber, als abgemeldeter Herzog gestorben war, gleich in derselben Nacht hat man auf herrschaftlichen Befehl den Süß gefangen genommen und ihm eiserne Ketten angelegt. Er hat in der Gefangenschaft auf der großen Festung Hohenasperg unter der Wacht von Soldaten 11 Monate zugebracht. Nun ist in der ganzen Welt sein Lebenslauf vor Gott und Menschen bekannt, aber

die Zeit seines Gerichtstages und seines Ausgangs aus der Welt muß man zuerst kund machen und seinen Namen bekannt machen, daß er genannt werde unter allen jüdischen Gemeinden. Der heilige „Josef Süß, des seligen Rabbi Issachar Süßkind Oppenheim Sohn" und seine Seele ist ausgegangen auf den heiligen Namen Gottes mit dem Worte „Echad". Es soll darum seine Seele im Gan Eden mit anderen Frommen und Bußfertigen ruhen. Und wegen des guten Werks, daß er in völligem Glauben verschieden ist und eine herzliche Reue über seine begangenen Sünden gehabt hat, sollen weder wir noch andere Juden seiner, bis unser Messias kommen wird, zum Bösen gedenken.

„Am Vorabend des heiligen Sabbats, an welchem man den Abschnitt Beschalach liest, hat man ihm den Tod angekündigt und das Leben abgesagt. Gleich darauf sind die Cumarien (eigentlich Kahlköpfe) in sein Zimmer gekommen und wollten ihn von seinem Glauben abwendig machen; darauf ist der Selige vor die Cumarien getreten, mit aufgehobenen Händen zu ihren Füßen gefallen und hat mit der größten Ehrerbietung gesagt: „Ihr Herren, was Ihr Euch vielleicht einbildet, von mir zu erlangen, so bitte ich Euch, spart Eure Reden. Begebt Euch vielmehr in Eure Häuser zurück und stört mich nicht in meiner Andacht, weil ich nicht mehr viel Zeit übrig habe, mich mit meinem Gotte auszusöhnen." Das ist auch geschehen. Am Sonntag darauf hat er ein Gebetbuch und andere Bücher verlangt — Tephillah von Rabbi Michel und Tickon Chazoth Lajla —, welche man ihm auch zuschickte. Er legte die ganze Beichte ab und betete zu dem gebenedeiten Gott mit tiefer Rührung . . ."

Es war kein Meisterstück von Wilhelm Hauff, daß er, ein Schwabe des aufgeklärten 19. Jahrhunderts, in seiner Novelle: „Jud Süß" den Unglücklichen lediglich als das verkörperte böse Prinzip hinstellte, ohne dessen Lichtseiten zu berühren und den kulturhistorischen Hintergrund für die Schuld von Süß zu beachten. Mehr Gerechtigkeit, ihr Herren!

Das Wort: „Justitia fundamentum regnorum" gilt vor allem für den Geschichtsschreiber, wird aber leider von ihm nicht immer beachtet.

Alles begreifen, heißt Alles verzeihen!

Zacharias Frankel.

Gedächtnißrede
bei der vom Verein für jüdische Geschichte und Litteratur in Berlin
veranstalteten Centenar-Feier
im großen Saale der Gesellschaft der Freunde
am 1. Oktober 1901
gehalten von

Prof. Dr. Adolf Schwarz,
Rector der isr.-theol. Lehranstalt in Wien.

Hochgeehrte Festversammlung!

Auf dem malerischen Gebirge des Libanon wächst heute noch, wenn auch nur kümmerlich, ein Baum, dessen Ruhm einst die Welt erfüllte. Die Ceder mit ihren selbst zur Winterszeit grünen Nadeln, mit ihrer breiten, schirmförmigen Krone wurde im grauen Alterthum weit über die Grenzen Paläftina's hinaus der bedeutsamste und ehrwürdigste Baum der ganzen Erde genannt. Zwischen dieser Ceder, welche vor Jahrtausenden in großen Wäldern die verschiedenen Rücken des Libanon bedeckte, und dem Tempel zu Jerusalem, bei welchem sowohl das erste, als auch das zweite Mal Cedernholz zur Verwendung kam, bestand ein tiefer, geheimnißvoller Zusammenhang. Fast hat es den Anschein, als reichten die Wurzeln der Libanonceder bis zum Berg Moriah, als zögen sie aus dem Grund und Boden, auf welchem der Salomonische Tempel stand, ihre nährenden, belebenden Säfte. Ob der redegewaltige Prophet blos ein kühnes Bild gebraucht, wenn er sagt, der Libanon werde durch einen Mächtigen fallen,

oder ob er den angedeuteten Zusammenhang gekannt und in Wirklichkeit es geahnt hat, daß mit der Einäscherung des Jerusalemischen Tempels der Libanon seine Pracht verliehen werde, ist eine Frage, die wir um so leichter auf sich beruren lassen können, als es ja eine weltbekannte Thatsache ist, daß seit der Zerstörung Jerusalem's, seit der Verödung Palästina's auch die Ceder auf dem Libanon im Aussterben begriffen ist. Der sogenannte heilige Salomonshain besteht zwar noch aus nahezu 400 Stämmen, aber von den mehrere Jahrtausende alten Cedern-Riesen, deren man noch vor einem Viertel-Jahrhundert dreizehn zählte, sind heute blos sieben vorhanden, so daß man mit mathematischer Gewißheit annehmen kann, am Ende des 20. Jahrhunderts wird die Riesenceder verschwunden sein. Verschwunden, nicht von der ganzen Erde, sondern blos vom Libanon, denn schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat man Versuche gemacht, die Ceder nach Europa zu verpflanzen, Versuche die in England, in Frankreich und am Rhein auf's glänzendste gelungen sind. — Diese naturwissenschaftliche Thatsache enthält für den jüdischen Stamm einen erhebenden und beseligenden Trost, denn sie verkörpert den durch Jahrtausende von unseren Ahnen festgehaltenen Glauben, daß überall, wohin Israel auf dem Erdenrunde verpflanzt wurde, jene in den Himmel ragenden Geistes- und Charakter-Größen gedeihen können, für welche der jüdische Volksmund keine bessere und passendere Bezeichnung finden konnte als: die Cedern des Libanon. Und daß dieser Glaube unserer Ahnen, welcher am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts durch unleugbare Thatsachen eine gewaltige Erschütterung erfahren, uns nicht abhanden gekommen, daß er uns heute zu Beginn des 20. Jahrhunderts wieder von Neuem mit Muth erfüllt, ist das unsterbliche Verdienst des Mannes, dem die heutige Centenar-Feier gilt, das Verdienst Zacharias Frankels s. A., der, um es gleich herauszusagen, die jüdische Religionswissenschaft, die tiefgesunkene Thora-Forschung wieder zu Ehren gebracht hat.

Während des ganzen langen, finstern Mittelalters hatte überall, wo die Thora eine Heimstätte, auch die Ceder einen Nährboden gefunden, denn die mächtigen Fürsten der Thora,

das sind die Libanons-Cedern. Trotz der Stickluft des Ghettos konnte das jüdische Volk seinen Geist in der balsamischen Atmosphäre seiner Cedernhaine stählen und stärken; und so sonderbar es auch klingen mag, bleibt es doch buchstäblich wahr: gerade dort, wo die Verfolgung, die Bedrückung unseres Stammes die größte war, am Rhein und in Böhmen, dort gediehen die Cedernhaine am prächtigsten, dort wurzelten die Riesencedern am mächtigsten, und je größer und dichter der Hain, umso majestätischer ragten die Stämme in die blauen Lüfte empor. So hatte auch in Europa der Jude des Mittelalters sein Jerusalem und seinen Libanon; denn wo die jüdische Gelehrsamkeit ihren Hauptsitz aufgeschlagen, dort stand die heilige Lade mit den Bundestafeln, dort lag die Zionsburg mit ihrem Heiligthum, dort war die Cedernpracht des Libanon zu finden. Was nach dem zweiten Falle Jerusalem's, zur Zeit der Tannaiten, zuerst Jamnia und dann Uscha, was zur Zeit der palästinensischen Amoräer Sepphoris und Tiberias, was den Babyloniern bis zum Untergange des Gaonats zuerst Sura und dann Pumbeditha, was in der spanischen Blüthezeit Cordova und Toledo, was zur Zeit der Kreuzzüge Speier, Worms und Mainz zusammen gewesen, das ist vom 14. Jahrhundert an allmälig das sippurim-reiche, das sagenumsponnene und mythenumwobene Prag geworden. Prag war die Metropole der talmudischen Gelehrsamkeit; das Prager Oberrabbinat war die höchste Würde, welche die europäische Judenheit zu vergeben hatte. Im Jahre 1793 jedoch, nach dem Tode R. Ezechiel Landau's gewahrten die Juden Westeuropa's zu ihrem großen Schrecken, daß die Zeit eine ganz andere geworden war. Während die ersten Frühlingslüfte über die Judenheit dahinwehten, schien über das Judenthum der Winter hereingebrochen zu sein; während die Juden in den verschiedenen Culturländern eine wirkliche Heimath zu finden hofften, drohte dem alten Judenthum die Gefahr, in Westeuropa seine fast zweitausendjährige Heimath zu verlieren. Die Cedernhaine lichteten sich in erschreckend rascher Aufeinanderfolge. Die Oberrabbinate der größten Gemeinden mußten unbesetzt bleiben, die Berufungen aus Polen mußten aufhören, denn die durch Moses Mendelssohn inaugurirte deutsche Bildung hatte eine Grenzsperre gegen

den Osten errichtet. Die jüdischen Hochschulen verkümmerten zusehends und eilten dem gänzlichen Verfall entgegen, aber es bewährte sich da wieder das alte Trosteswort, daß Gott in Israel keine Sonne untergehen läßt, es sei denn, er hätte schon eine neue erschaffen; denn noch bevor die letzte Libanonceder gefallen, noch bevor Raphael Kohen, der Großvater Gabriel Rießer's, gestorben war, wurde Zacharias Frankel am 24. Tischri 5562, in der Nacht auf den 1. Oktober 1801, also gerade heute vor 100 Jahren in Prag geboren. Das alte, auch für die Juden goldene Prag, dem mit Ezechiel Landau die Krone vom Haupte gefallen war, sollte wenigstens die Genugthuung erlangen, dem 19. Jahrhundert eine Libanons-Ceder zu schenken. Und wahrlich, wenn es noch irgendwo in Westeuropa einen Boden gab, in welchem eine solche Ceder Wurzel schlagen konnte, so war es der von allen Schädlingen und allen Schierlingspflanzen einer falschen und seichten Aufklärung verschont gebliebene Boden Prag's, dessen Atmosphäre schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr die drückende der Judengasse gewesen. Die freiheitlichen Gesetze Kaiser Joseph's hatten einen Luftzug hervorgebracht, der, wie das Frühlingswehen die Pflanzen aus dem Boden, die Geister aus dem Winterschlaf wachküßte. Für Philosophie freilich konnte man sich in Prag keineswegs wie in Berlin begeistern, aber wie Berlin unter Friedrich II. seinen Dr. Marcus Herz, so hat Prag unter Joseph II. seinen Dr. Jonas Jeiteles gehabt. Anstatt Philosophie studirte man in Prag Mathematik, jene exacte Wissenschaft, mit welcher schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts der mit Kepler und Tycho de Brahe in regem Verkehr stehende David Gans, und später der unter dem Namen Tossaphoth Jomtob bekannte Oberrabbiner Prag's, Lipmann Heller, eingehend sich befaßte; und es ist für den Bildungsgrad der Prager Juden, die fast Alle talmudischer Gelehrsamkeit sich rühmen konnten, höchst bezeichnend, daß einer der beliebtesten und populärsten jüdischen Prediger, R. Mose Serach Eidlitz, schon 1775 ein algebraisch-geometrisches Handbuch in hebräischer und deutscher Sprache drucken ließ. Nun ist es noch lange nicht erwiesen, daß mathematisch geschulte Männer bedeutende Logiker sein müssen; die Behauptung, daß das Studium der Mathematik

jedwede Sophistik unmöglich macht, wäre sicherlich eine sehr gewagte, aber wer den talmudischen Geist kennt, kann und wird es nicht bestreiten, daß den Juden des 18. Jahrhunderts zur Aufnahme moderner Bildungselemente die Mathematik weit zweckdienlicher war, als die Philosophie. R. Bezalel Ranschburg, der eigentliche Lehrer Z. Frankel's, war gewiß ein Mann alten Schlages, aber aus seinen kurzen und knappen Glossen zum Talmud weht uns doch schon Etwas wie mathematische Luft entgegen. So hatte das alt-neue Prag nicht allein den rechten Humus, sondern auch eine von allen ketzerischen Ansteckungsstoffen verschont gebliebene Atmosphäre, also alle Vorbedingungen dafür, daß in ihm der Mann geboren und erzogen werden konnte, welchen die Vorsehung dazu auserkoren, nicht allein das Thorahstudium vor dem drohenden gänzlichen Verfall in Deutschland zu bewahren, sondern auch der Talmudforschung eine neue Richtung zu geben, ihr eine streng wissenschaftliche Grund- und Unterlage zu verleihen und sie so zum Erbe der kommenden Geschlechter zu machen.

Ja, Zacharias Frankel war nicht blos einer der bedeutendsten und hervorragendsten, sondern auch der gottbegnadetsten Männer, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Das klingt aus dem Munde eines ehemaligen Frankel-Jüngers, der ich zu sein die Ehre habe, wenn schon nicht hyperbolisch, so doch vielleicht sonderbar, zumal Jenen, welche keinen Augenblick es vergessen, daß das Dreigestirn Leopold Zunz, Nachman Krochmal und Salomon Juda Rapoport den jüdischen Himmel des 19. Jahrhunderts beherrscht; aber ich hätte nicht das Recht, mich dessen zu rühmen, ein treuer Schüler Frankel's zu sein, wenn ich meinen verewigten Meister über Gebühr, oder gar auf Kosten Anderer zu verherrlichen mich unterfangen wollte. Gewiß sind Jünger ebenso geneigt, die Verdienste des Lehrers zu vergrößern, wie Kinder die Tugenden ihrer Eltern zu verhimmeln, aber es ist etwas Anderes, ob das Wort aus einem von Schmerz und Trauer erfüllten Herzen sich auf die Lippen ringt, und wieder etwas Anderes, ob man mit dem Wonnegefühl freudiger Dankbarkeit von einem längst verklärten Theuren redet. Am 16. Februar werden es 27 Jahre sein, daß wir unsern theuren

Lehrer auf dem Friedhof in Breslau zur ewigen Ruhe gebettet haben; wir, seine Jünger aus jener Zeit, haben ihm ins erstarrende Antlitz geschaut, wir haben uns seine verklärten Züge tief eingeprägt, und obgleich wir heute nochmals so alt sind, als wir damals waren, obgleich unsere Phantasie die jugendliche Lebhaftigkeit von damals nicht mehr besitzt, können wir uns doch den entschlafenen Meister nicht anders, denn als einen auf der Höhe des Lebens stehenden Mann in seinen besten Jahren vor die Seele zaubern. Mir wenigstens ergeht es so. Ueber meinem Arbeitspult hängt das gelungene große Bild Frankel's aus seinem Studirzimmer, und so oft ich tagtäglich zu dem Bilde emporschaue, kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, als wäre mein verewigter Lehrer niemals ein Greis gewesen. Der entschlafene Meister hat sich eben in unserer Erinnerung verjüngt, weil erst in den Jahren nach seinem Tode die schöpferische Arbeitsleistung seines Lebens in ihrer ganzen Segensfülle hervorzutreten begonnen hat, weil erst seit seinem Hintritt erkennbar geworden ist, welch' großer Antheil an dem Verjüngungsprozeß des jüdischen Volkes ihm gehört. Ohne ihn also zu den Neubegründern der jüdischen Wissenschaft zu zählen, müssen wir unsern Meister doch in die allererste und vorderste Reihe stellen, weil es ihm vergönnt war, mit Wort und That mächtig in die Zeitverhältnisse einzugreifen, weil es ihm beschieden war, zahlreiche Schüler auszustellen, und was noch viel, viel mehr bedeutet, eine Schule zu bilden. Ich stelle die Schule Frankel's über die Schüler Frankel's, weil einerseits nicht Alle, die zu des Meisters Füßen gesessen haben, seine Schüler genannt werden können, und weil es andererseits gar Manche giebt, die ohne ihn gehört zu haben, in seinen Spuren wandeln und seine Forschungsmethode sich angeeignet haben. Schüler haben vor Frankel und nach Frankel auch andere Meister in Westeuropa gehabt, Schule jedoch, Schule im wahren Sinne des Wortes hat vor ihm und nach ihm in Deutschland Keiner gemacht; und diese Schule Frankel's, die man mehr als ungenau die Breslauer Schule nennt, ist heute schon viel, viel größer als man es sich ein- und Anderen zugestehen will. Die Schule Frankel's ist nicht allein in Breslau, nicht allein in Wien, sondern auch, gleichviel ob man es gelten läßt, oder

ob man Verwahrung dagegen einlegt, hier in Berlin, sie ist überall zu finden, wo man den Talmud mit pietätsvoller, von Hingebung getragener Liebe, aber zugleich auch mit streng wissenschaftlichem Ernst, mit historischem Sinn, mit kritischem Verständniß lehrt und lernt.

Wenn wir das gottbegnadete Leben und das erfolggekrönte Wirken Zacharias Frankel's an uns vorüberziehen lassen und es als Ganzes überschauen, so müssen wir sagen, Frankel der Talmudforscher, Frankel der Talmudjude hat das rabbinische Judenthum, über welches sogenannte deutsche Rabbiner sich lustig machen zu dürfen glaubten, von der Schmach befreit, mit welcher es durch Bosheit und Mißverstand bedeckt war, er hat den Namen Rabbiner, dessen sich die modernen jüdischen Prediger schämten, wieder in einen Ehrentitel umgewandelt. Das ist eine Lebensarbeit, ein Lebenswerk, auf das man sich nicht vorbereiten kann, das ist eine Sendung, zu der man von Gott berufen, das ist eine Aufgabe, zu deren Lösung man von der Vorsehung allmälig vorbereitet werden muß. Und in Wirklichkeit hat es ziemlich lange gedauert, bis Frankel auf den Plan getreten. Es giebt eben zwei Arten von Cedern, die eine mit kleinen Früchten, welche rasch wächst, und die andere, welche langsam wächst, dafür aber große Früchte trägt, und dieser zweiten Art gehörte Frankel an. Als Sproß einer alten durch Gelehrsamkeit und Opferfreudigkeit ausgezeichneten Familie, welche zwei Prager Oberrabbiner und eine stattliche Reihe von Parnassim und Stadlanim, namentlich während der Vertreibung unter Maria Theresia, zu den Ihrigen zählte, als Sohn wohlhabender Eltern hat Frankel eine äußerst sorgfältige Erziehung genossen. Selbstverständlich wurde er zuerst in Bibel und Talmud unterrichtet, um gleich nach der Bar-mizwah-Feier die Vorträge, welche die verschiedenen Jünger Ezechiel Landau's hielten, mit Erfolg hören zu können; aber er wäre andererseits kein echtes und rechtes Prager Kind gewesen, wenn er nicht schon frühzeitig auch Mathematik getrieben hätte. Später kam noch Französisch hinzu, wohl nur während der Mußestunden, denn der ganze Tag war dem Thorah-Studium geweiht. Noch als Siebziger blickte Frankel auf diese goldene Zeit des Knabenalters mit

einem beneidenswerthen Wonnegefühl zurück, und mit Stolz erzählt er mir, ein fremder zugereister Gaon habe ihm, dem jungen Knaben nach einem kurzen Colloquium das Prognostikon gestellt, er werde einst ein Träger der Halachah, ein großer Lehrer in Israel werden. Bei einer solchen ausgiebigen Beschäftigung mit dem Talmud war der öffentliche Besuch eines Gymnasiums völlig ausgeschlossen; nichtsdestoweniger lernte Frankel bald nach seinem 16. Jahre Latein und Griechisch; maturirt jedoch hat er spät, erst in Budapest, wohin er als 23jähriger Jüngling gegangen war, um dort die Universität beziehen zu können und Mathematik und Philologie zu studiren. Sechs Jahre hindurch lag er in Budapest seinen theologischen und philosophischen Studien ob; mit großer Vorliebe las er die griechischen und römischen Classiker bei Prof. Schedius, dessen besonderer Gunst er sich zu erfreuen hatte, und wurde am 5. November 1830 zum Doctor promovirt. Zu gleicher Zeit erhielt er, wahrscheinlich von drei Autoritäten Ungarns, die rabbinische Autorisation; denn er bewarb sich bald nach seiner Rückkehr in die Heimath, um das Kreis-Rabbinat Leitmeritz, dessen Sitz in Teplitz war. Sein seltsamerweise in acht Sprachen abgefaßtes Gesuch an die Böhmische Statthalterei fand Ende Dezember 1831 seine Erledigung, und er trat schon nach einigen Wochen sein Amt an. Nicht tastend und zuwartend, sondern voller That- und Willenskraft waltete er seines rabbinischen Amtes, und mit festem kühnen Griff beseitigte er sofort den Schlendrian aus dem Gotteshause und aus der Schule. Teplitz war eine der ersten österreichischen Gemeinden, welche eines geregelten Gottesdienstes mit deutscher Predigt sich rühmen durften. Frankel beschränkte sich jedoch nicht auf's Predigen; denn kaum war er zwei Monate in der Gemeinde, hatte er auch schon einen Kreis junger und alter Männer um sich gesammelt, um ihnen tagtäglich Talmud-Vorträge zu halten. Vier volle Jahre, von April 1832 bis Mai 1836, wirkte Frankel in Teplitz, ohne litterarisch hervorzutreten. Nichtsdestoweniger hatte er sich durch die in der Gemeinde und in der Schule erzielten Erfolge einen solch klangvollen Namen erworben, daß der sächsische Cultusminister das Ersuchen an ihn stellte, seine Anschauungen über den Gottesdienst und

Religionsunterricht der Juden ihm auseinanderzusetzen. Frankel entsprach diesem Wunsch auf's bereitwilligste, und seine Arbeit war eine so klare und lichtvolle, daß sie ihm den Weg zu dem Oberrabbinate Dresden-Leipzig bahnte. Zu seiner Berufung hat freilich auch der Rießer Sachsens wesentlich beigetragen, Dr. Bernhard Beer, welcher schon seit 1829 den Kampf gegen die Feinde der Emancipation mit Erfolg führte und in zahlreichen Artikeln und mehreren Flugschriften, die gegen den Talmud und das rabbinische Judenthum erhobenen Anklagen mit Entschiedenheit zurückwies. In Dresden nun beginnt für Frankel die Zeit schöpferischen Wirkens und Waltens. Er hatte lange gesammelt, er hatte aber auch eine bewunderungswürdige Arbeitskraft erlangt; noch in seinen letzten Lebensjahren, noch kurz vor seinem Tode hat er mit Ausnahme einer Abendstunde, die er sich zur Bewegung in freier Luft gönnte, den ganzen Tag, der für ihn Sommers und Winters um 5 Uhr begann und um 10 Uhr endete, dem Studium gewidmet. Daß indeß diese Arbeitskraft schon in Dresden nicht allein in seelsorgerischer, sondern auch in litter. Richtung eine solch fruchtbare wurde, ist auf den Freundschaftsbund mit B. Beer, aber auch auf das innige Verhältniß zurückzuführen, in welchem er zur ganzen Gemeinde stand. Er war nicht blos, wie man zu sagen pflegt, beliebt in seiner Gemeinde, sondern er ward auch, wie man nicht zu sagen pflegt, geliebt von seiner Gemeinde. Und das bedeutet viel, sehr viel. Denn Frankel war kein Kanzelredner von Gottes Gnaden, und auch er hat sich niemals für einen großen Prediger gehalten. Aber er fand immer das rechte Wort, er verstand es, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den rechten Ton anzuschlagen. Er hat weder seine Zuhörer noch seine Hörer durch der Rede Gewalt mit sich fortgerissen; ebenso hat er es verschmäht durch Kunstmittel, durch künstlerische Behelfe zu entzücken; doch eines verstand er meisterhaft: in schlichter, ungekünstelter Rede zu überzeugen. Sein Wort hatte nichts Einschmeichelndes, nichts Packendes, und doch mußte man ihm zuhören, und doch hing man an seinen Lippen; denn man konnte sich des überwältigenden Eindruckes nicht erwehren, daß von diesen Lippen die Wahrheit fließt, jene Wahrheit, die, weil sie einer großen Seele, einem

warmen Herzen entströmt, die Seelen erleuchten und die Herzen erwärmen muß. Nicht überreden, sondern überzeugen, nicht Herzen im Sturm erobern, sondern Geister und Gemüther auf die Dauer gewinnen, wollte Frankel mit seiner schlichten Rede, mit seinem schmucklosen Worte. Und das ist ihm nicht allein im Gottes- und im Lehrhause, sondern einige Male auch im Palaste der Fürsten und ihrer Räthe auf's glänzendste gelungen. Er hatte neben dem Muth der Ueberzeugung auch den Freimuth eines unbeugsamen, selbstständigen Charakters, und mit einer Offenheit, die ihres Gleichen sucht, erklärte er dem Prinzen Johann von Sachsen, daß die Juden trotz ihres sehnsüchtigen Verlangens nach voller Gleichberechtigung auch nicht ein Tüttelchen ihres traditionellen Glaubens preisgeben werden, um sich Bürgerrechte zu erkaufen, daß vielmehr der Talmud, an welchem die Juden ebenso wie an der Bibel festhalten, die sicherste Bürgschaft für ihre Liebe und Treue gegen König und Vaterland gewähre. Als die sächsischen Juden noch immer nicht zur Ausübung des im Lande erlernten Handwerks zugelassen wurden, und der Minister Jäckendorf der Ansicht Ausdruck gab, sie könnten ja anderswo das Handwerk betreiben, stellte Frankel die Frage an ihn, ob er als Vater die Liebe des eigenen Sohnes sich zu erhalten vermöchte, wenn er dem Sohne eine Erziehung angedeihen ließe, die ihm den Aufenthalt im Elternhause unmöglich macht. Ein anderer Staatsminister, welcher den Juden die Gleichberechtigung nur deshalb vorenthalten wissen wollte, weil sie im Besitz der Freiheit üppig und gottlos werden, mußte sich von Frankel die Frage gefallen lassen, ob man einen kranken, geschwollenen Körper etwa dadurch heilen könne, daß man ihn fest ein- und zusammenschnürt. Auch dem preußischen Cultusminister Eichhorn gegenüber hielt er, als es sich für ihn darum handelte, ob er der Berufung als Oberrabbiner nach Berlin folgen könne, keineswegs mit der Sprache zurück. Seine verschiedenen Eingaben an die sächsischen Kammern machten immer Eindruck und verfehlten schließlich ihre Wirkung nicht. Doch den glänzendsten Sieg hat Frankel mit seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, „Die Eidesleistung der Juden in theologischer und historischer Beziehung“ im Jahre 1840 dem ganzen jüdischen Volke errungen.

Der schmachvolle Eid more judaico war für die Seele der Juden ein viel schrecklicheres Brandmal, als es der gelbe Fleck für ihren Körper gewesen, und daß dieser Eid zuerst in Sachsen und dann in den anderen Staaten Westeuropas allmälig abgeschafft wurde, ist das ausschließliche Verdienst Frankel's, und die erste reife Frucht seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Frankel schlug alle den Juden eingeräumten Rechte für Nichts an, wenn es nicht zugleich gelingt, dem Judenthume, und zumal dem rabbinischen Judenthume, zu seinem guten Rechte zu verhelfen und ihm die Anerkennung zu erringen, welche eine unparteiische Gesetzgebung, eine von aller Voreingenommenheit freie Geschichtsforschung ihm nicht vorenthalten kann. Im Jahre 1841 veröffentlichte er seine „Vorstudien zu der Septuaginta“ und widmete sie dem Cultusminister v. Wietersheim und dem Oberhofprediger v. Ammon. Mit diesem Werke, in welchem er die glänzendsten Proben seiner talmudischen und classisch philologischen Gelehrsamkeit lieferte, und das hohe Alter der Halachaforschung nachwies, hat Frankel den Grundstein zu dem hochragenden wissenschaftlichen Bau des Talmuds gelegt und gezeigt, daß man das große Meer des Talmuds nur mit dem Compaß der Geschichte befahren, daß man aus seinen Tiefen nur mittels der Taucherglocke unparteiischer Kritik Schätze heraufholen könne. Indeß, so geeignet auch dieses Werk schien, den christlichen Gelehrten eine bessere Ansicht von den Rabbinern und dem rabbinischen Judenthum beizubringen, trat doch keine wesentliche Besserung der Verhältnisse ein. Auch die Zeitschrift für die religiösen Interessen des Judenthums, welche Frankel 1844 herauszugeben begann, vermochte nicht die Vorurtheile ganz zu bannen. Die Voreingenommenheit erwies sich bei gar manchem deutschen Gelehrten mächtiger als die wissenschaftliche Ueberzeugung. Darum trat Frankel 1846 mit einer neuen wissenschaftlichen Arbeit „Der gerichtliche Beweis nach mos.-talm. Recht“ hervor, um zu zeigen, daß die Rechtspflege in verschiedenen Staaten, und ganz besonders in Preußen, den Juden gegenüber einer materiellen Verletzung der Gerechtigkeit sich schuldig mache, und schon im folgenden Jahre hatte er die hohe Genugthuung, daß der erste vereinigte preußische Landtag in dem Gesetz über die Verhältnisse der Juden in

Bezug auf den Eid seinen Ausführungen Rechnung trug. So wurde Frankel durch sein mannhaftes Auftreten in Wort und Schrift den Juden Deutschlands zum Segen; und wenn trotz alledem die Ueberzeugung, der glaubens- und gesetzestreue Jude könne nicht blos, sondern müsse vielmehr ein guter Deutscher sein, nur schwer zum Durchbruch gelangen konnte, so lag das nicht zum geringen Theile an der Haltung jener Neuerungssüchtigen, welche zum Theil aus Unbehagen, zum Theil aus Unwissenheit thatsächlich bereit waren, den Talmud und mit ihm das ganze rabbinische Judenthum über Bord zu werfen, um nur in den Hafen voller Gleichberechtigung einlaufen zu können. Daß es im jüdischen Gemeinwesen Dinge gab, die einer Reform bedurften, darüber konnte kein Besonnener sich täuschen, daß aber die Radicalmittel, welche die verschiedenen Reform-Vereine und Reform-Gemeinden anwendeten, daß ganz besonders die Beschlüsse der von einem — vor Kurzem noch stockgläubigen — Talmudisten beherrschten Braunschweiger Rabbiner-Versammlung im Jahre 1844 durchaus nicht dazu angethan waren, die seit dem Hamburger Tempel-Streit erhitzten Gemüther zu besänftigen und eine Verständigung anzubahnen, mußte Jeder sehen, der die Augen offen hatte. Das war bei Z. Frankel der Fall, und darum entschloß er sich, an der 2. Rabbiner-Versammlung in Frankfurt a. M. 1845 theilzunehmen. Man hat ihm diesen Schritt ebenso verargt, wie seinen Austritt aus der Rabbinerversammlung. Beides mit Unrecht, denn beide Schritte sind mannhafte Thaten eines offenen, ehrlichen Charakters gewesen. Frankel war ein Mann der goldenen Mitte, aber nicht weil er, wie man gewöhnlich annimmt, von starrer Stockgläubigkeit in gleicher Weise wie von radicaler Reformsucht sich fernhielt, sondern weil sich ihm das historische Judenthum als ein Parallelogramm der Kräfte des Geistes und des Gemüthes, des denkenden Kopfes und des fühlenden Herzens darstellte. 2000 Jahre aus dem Leben des jüdischen Volkes zu streichen, an die Zeit anknüpfen zu wollen, da der jüdische Staat zu existiren aufhörte, die jüdischen Institutionen und ganz besonders den jüdischen Gottesdienst in religiöse und nationale Elemente aufzulösen, wie es die erste Rabbinerversammlung beschlossen, das war

in Frankels Augen ein Selbstmordversuch des Judenthums; diesen Selbstmord wollte er verhindern, darum erschien er in der Frankfurter Rabbiner-Versammlung, und aus demselben Grunde verließ er dieselbe. Er war bereit mit seinen Collegen zusammen zu wirken, um das Judenthum zu festigen, um die Gemeinden zu vereinigen, um Schäden zu beseitigen, aber die hebräische Sprache aus dem Gottesdienste zu entfernen, das Band zu zerschneiden, welches die Gesammtjudenheit der Diaspora umschlingt, dazu konnte, dazu durfte er nicht die Hand bieten. Man darf es auch füglich bezweifeln, ob eine Rabbiner-Versammlung, selbst wenn sie nicht aus 24, sondern aus hundert Theilnehmern bestanden hätte, 1845 in der Lage gewesen wäre, gut zu machen, was man 30 Jahre hindurch verdorben, und nachzuholen, was man vor 50 Jahren verabsäumt hatte. Den allergrößten Fehler hatte die deutsche Judenheit begangen, als sie zur Zeit, da die Großgemeinden Prag, Frankfurt a. M., Hamburg, die Rabbinate unbesetzt lassen mußten, es unterließ, die jüdischen Hochschulen einer gründlichen Umgestaltung zu unterziehen. Daß diese Stätten verkümmerten, daß es 1819 keine auf der Höhe der Zeit stehende deutsche Rabbinen gab, daß die Predigt, einst der wesentlichste Bestandtheil des Sabbath-Gottesdienstes, weil sie deutsch war, als etwas Unjüdisches angesehen, daß diese Predigt von Amtswegen verboten werden konnte, gehört zu jenen Sünden der Väter, für welche die Kinder noch im dritten und vierten Geschlecht zu büßen haben. Solche Sünden werden nicht durch Rabbiner-Versammlungen gesühnt, solche Schäden können nicht durch die Rabbiner, sondern müssen durch die Gemeinden geheilt werden. Und darum können wir es auch nicht allzusehr beklagen, daß die von Frankel nach Dresden einberufene Versammlung von jüdischen Gelehrten 1846 nicht zu Stande kam, daß sie von dem Altonaer Zionswächter, richtiger von den süddeutschen Zionswächtern vereitelt wurde. Man hätte wahrscheinlich wieder über den Gottesdienst des Langen und Breiten berathen, man hätte Resolutionen gefaßt, und die Nothwendigkeit, eine Rabbinerschule oder eine jüdisch-theologische Facultät zu errichten, mit starken Accenten betont, und dabei hätte es

sein Bewenden gehabt; denn solche Beschlüsse in Thaten umzusetzen, dazu fehlte der Muth, dazu fehlte den Parteien der feste Wille, sich zu einigen und zu verständigen. Nichtsdestoweniger begreifen wir es vollkommen, daß auch Frankel 1846 eine Rabbiner-Versammlung einberufen. Er war auf der einen Seite ein viel zu moderner Rabbiner, als daß er nicht bereit gewesen wäre, an berechtigten Reformbestrebungen den regsten Antheil zu nehmen, aber auf der andern Seite ein viel zu treuer Sohn seines Volkes, als daß er es geduldet hätte, die Axt an den Stamm legen zu lassen. Ihn vermochte Nichts zu erschüttern, oder auch nur zu beirren in der festen Ueberzeugung, daß ein anderes als das rabbinische Judenthum nicht bestehen könne, und daß es zu dessen Verjüngung nur ein einziges Mitttel giebt: die jüdische Wissenschaft. Er leistete darum seinem Volke den größten Dienst, indem er diese Wissenschaft bereicherte. 1851 gründete er die Monatsschrift für die Geschichte und Wissenschaft des Judenthums, deren Redacteur er bis 1867 geblieben ist. In demselben Jahre (1851) veröffentlichte er auch seine Schrift „Ueber den Einfluß der palästinensischen Exegese auf die Alexandrinische Hermeneutik", die zu seinen Vorstudien zu der Sextuginta genau in demselben Verhältniß steht, wie der gerichtliche Beweis zu seiner Schrift über die Eidesleistung der Juden. So reifte er allmältg zu der Führer-Rolle heran, welche die Vorsehung ihm von vornherein zugedacht hatte. Die Berufung Frankels zum Director des 1854 eröffneten jüdisch-theologischen Seminars in Breslau ist ein geschichtliches Ereigniß, dem heute Niemand mehr den hochbedeutsamen Charakter des Providentiellen absprechen kann. Nach Allem, was in Breslau seit dem Geiger-Tiktin'schen Streite vorgefallen, nach den Verhandlungen und Unterhandlungen, welche die Curatoren der Fränkel'schen Stiftungen Anfangs gepflogen, mußte man mit Bestimmtheit erwarten, es werde in Breslau eine theologische Fakultät eröffnet werden; als jedoch die Entscheidung nahete, ließ man sich nicht mehr von Partei-Rücksichten, sondern von den Interessen der jüdischen Gesammtheit leiten, und da konnte die Wahl auf keinen Andern fallen, als auf Frankel. So erhielten die deutschen

Gemeinden — freilich um ein halbes Jahrhundert zu spät — zum ersten Male ein modernes Lehrhaus, in welchem der jugendliche Geist des alten traditionellen Judenthums weht. Das Breslauer Seminar ist wohl eine Stiftung Jonas Fränkel's, aber eine Schöpfung Z. Frankel's, denn er hat ihm seinen Geist eingehaucht, er hat es zu einer Pflanzstätte der jüdischen Religions-Wissenschaft gemacht, indem er ein gründliches, vertieftes Talmudstudium als die erste und oberste Aufgabe für die zukünftigen, mit akademischer Bildung ausgestatteten Rabbiner hinstellte. Frankel wollte Nichts wissen von einer Fakultät, an der man liest und an der man hört, er wollte ein Lehrhaus, in welchem, wie in den alten jüdischen Hochschulen, der Lehrer und die Hörer lernen. Man muß wissen, was das Wort „lernen" im ältesten talmudischen Sinn bedeutet, um es zu begreifen, daß man die antike Größe Frankel's nicht besser und nicht kürzer charakterisiren kann, als wenn man sagt, er lehrte, indem er lernte. Und er lehrte uns, daß der schlichte und einfache Wortsinn stets zur allerbesten und allertiefsten Auffassung führe; er lehrte uns die großartige Architektonik des so vielfach verlästerten Talmuds im Großen und im Kleinen bewundern, und wir lernten es verstehen und begreifen, wie die einzelnen Partien meisterhaft sich aufbauen, und daß es geradezu eine Ungeheuerlichkeit sei, Talmudkritik treiben zu wollen, ohne ein Talmudkenner, ein Talmudgelehrter im alten, im ältesten Sinne des Wortes zu sein. Frankel knüpfte mit seiner Lehrmethode an die französische Tossaphistenschule an, der es gleichfalls um ein tiefes Eindringen in die talmudische Materie, nicht um die Schärfung des Verstandes durch dialektische Turnübungen, oder gar um die Production haarspaltender Tifteleien zu thun gewesen.

Selbstverständlich ist die Kenntniß der Bibel, der Geschichte und noch anderer Disciplinen eine unerläßliche Bedingung für ein gründliches Erfassen der talmudischen Diskussionen; selbstverständlich hatte das Rabbinerseminar die Aufgabe, seinen Hörern die mannigfachsten Kenntnisse zu vermitteln — und wahrlich, Frankel besaß in Grätz, Bernays, Joël und Zuckermann Mitarbeiter, wie sie besser gar nicht gedacht werden können — aber Frankel behielt doch auch auf dem

Katheder alle Fäden in seiner Hand, er verstand es meisterhaft, ohne von der Hauptsache abzuschweifen, den encyklopädischen Charakter des Talmuds zu wahren, und trotzdem er Alles berührte, doch die architektonische Form der Materie herauszuarbeiten und herauszumeißeln. Ohne je ein Vorbild dafür gehabt zu haben, war Frankel ein akademischer Talmudlehrer ersten Ranges, denn er vereinigte in sich akademische Würde und pädagogische Strenge, indem er die Hörer moralisch nöthigte, nicht blos zu hören, sondern auch zu lernen. Er verstand es, dem eigentlichen Vortrag einen besonderen Reiz zu verleihen durch maßvolle Disputationen, die mit einer entweder von ihm selbst oder aus der Mitte der Hörer aufgeworfenen Frage eingeleitet wurden, Disputationen, durch welche er seine Schüler erst recht nach ihrem Wissen, nach ihrer Begabung, nach ihrem Fleiß kennen lernte. Bei Frankel konnte man sich in eine der babylonischen Akademien versetzt fühlen, denn es muthete Einen an, als würde man nicht zum Ohrenzeugen der von den Amoräern geführten Debatten, sondern zum Theilnehmer an denselben gemacht. Ganz, ganz anders als seine Vorlesungen an den ersten fünf Tagen der Woche war sein isagogisches Colleg am Freitag; da gab es keine Debatte, da gab es keine Disputation, da lauschten wir andächtig dem schlichten Vortrage des Meisters, der uns zeigte, wie und auf welche Weise der Talmud zu einer Wissenschaft gemacht werden könne und gemacht werden müsse. Das interessanteste dieser isagogischen Collegien war das über die Einleitung in die Mischnah; denn da wurden wir über das eigentliche Wesen der mündlichen Lehre, über die Uranfänge unserer geheiligten Tradition in einer streng wissenschaftlichen und doch zugleich in einer das gläubigste Gemüth erhebenden Weise belehrt. Aus diesen Vorlesungen ist der 1859 erschienene Darke hamischnah hervorgegangen, das Werk, welches der Verketzerungssucht eines gelehrten Fanatikers in Ungarn die willkommene Gelegenheit geboten, jenen Streit heraufzubeschwören, welchen man den Hirsch-Frankel'schen zu nennen sich gewöhnt hat. Diese Benennung ist jedoch eine höchst ungenaue, denn Frankel war wohl ein Mann des Kampfes, aber nicht des Streites, er hat weder mit dem gewiß sehr

ehrlichen, überzeugungstreuen Hirsch noch mit irgend einem Anderen gestritten. Mit Ausnahme einer einzigen Erklärung im Aprilhefte der Monatsschrift 1861, in welcher er die niedrige Verdächtigung mit stolzer Entrüstung zurückwies, hat Frankel die größte Zurückhaltung sich auferlegt, und auch diese eine Erklärung gereute ihn selbst kurz vor seinem Tode noch.

Gestritten haben die Gegner uud die Freunde Frankel's; es sind anonyme Artikel gegen und für ihn erschienen. In Monographien haben besonders Auerbach in Halberstadt und Samuel Freund in Prag gegen, Rapoport und Kaempf für ihn Partei ergriffen. Rapoport wollte ihn zur Selbstvertheidigung drängen, aber Frankel hielt es unter seiner Würde, gegen die Anklage der Ketzerei auch nur mit einem Worte sich zu vertheidigen. Und er bewährte sich auch dieses Mal mit seinem Schweigen als Weiser, besser und größer als Mancher mit seinem Reden; denn wenn er thatsächlich einer Vertheidigung bedurfte, wie es ganz entschieden nicht der Fall gewesen, so hätte die Zeit es übernehmen müssen, ihm eine solche zu liefern. Ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch dem Thora-Studium obgelegen, der alle seine tiefen und reichen Kenntnisse in den Dienst der Gotteslehre gestellt, ein Mann, der 20 Jahre lang keinen anderen Gedanken hatte, als ein tüchtiges Geschlecht glaubensstarker mit den Waffen der jüdischen Wissenschaft ausgerüsteter Rabbiner heranzubilden, ein Mann, der die hebräische, die talmudische Litteratur mit Meisterwerken bereichert hat, welche an die classische Zeit des Maimonides erinnern, ist über den Verdacht, daß er die Tradition untergraben hat, ebenso erhaben, wie es Maimonides gewesen.

Man muß weit, sehr weit in der jüdischen Geschichte zurückgehen, um einen Mann zu finden, der ebenso auf der Höhe der modernen Zeitbildung, wie auf der Höhe talmudischer Gelehrsamkeit gestanden, in dem das reichste Wissen mit dem tiefsten Glauben sich paarte. Geschichtliche Parallelen sind wohl immer etwas Gewagtes, aber wer Frankel nicht blos aus seinen Schriften und aus seinem Wirken kennt, wem es vergönnt war, ihm im Leben

näher zu treten und seine gottinnige Frömmigkeit zu beobachten, den mußte er an Nachmanides erinnern.

Und in der That hatte Frankel, bei dem freilich der mystische Zug gänzlich fehlt, sehr viele Berührungspunkte mit Nachmanides, von dem er sich auch mächtig, weit mächtiger als von Maimonides, angezogen fühlte. Wie Nachmanides hatte auch Frankel kein anderes, kein höheres Ziel, als Wissenschaft und Glauben mit einander auszusöhnen; wie Nachmanides stand auch Frankel in der Mitte zwischen den auf's heftigste sich bekämpfenden Parteien.

Ja, im Leben hat er zwischen den feindlichen Parteien gestanden, aber die Zeit, welche seit seinem Tode dahingegangen, hat ihn bereits zu solcher Höhe emporgetragen, daß er in seinem ununterbrochenen Wirken hoch über allen Parteien erscheint; in Deutschland wenigstens hat überall die Ueberzeugung sich durchgerungen, daß Frankel eine mächtige Libanon-Ceder, daß er für die ganze, ungetheilte Judenheit ein großer Segen gewesen.

Frankel hat, wenn auch nicht die Wissenschaft des Judenthums neubegründet, so doch den Talmud zu einer wissenschaftlichen Disciplin gemacht, und sein friedfertiger Geist waltet heute in hunderten jüdischer Gemeinden.

Frankel hat dafür Sorge getragen, daß der Cedernhain des deutschen Judenthums nicht auf immer verödet bleibe, denn er hat den Boden, in welchem die jungen Schößlinge Wurzel schlagen können, wieder urbar gemacht. Gewiß, der Nachwuchs ist heute ein noch sehr schwacher, der echte Frankel'sche Holzschlag ist noch immer kein bedeutender, aber wir dürfen doch der Hoffnung leben, daß die unvergleichlich hohe Bedeutung Z. Frankel's immer tiefer in das jüdische Volksbewußtsein eindringen und so der von ihm ausgestreute Same immer herrlicher aufgehen wird.

Wenn die Vereine für Geschichte und Litteratur, wie bis heute, so auch in Zukunft das Licht historischen Wissens verbreiten werden, dann dürfte es nach wieder hundert Jahren keinen Juden geben, dem es unbekannt geblieben,

was die deutsche Judenheit, was das ganze Judenthum dem ersten Director des Breslauer Seminars verdankt.

Zacharias Frankel, theurer, verklärter Meister, wir nennen mit hehrem Stolz Deinen geliebten Namen, wir sonnen uns im Strahlenglanze Deines Ruhmes. Uns erfüllt und beseelt die Zuversicht, daß schon bei Deiner zweiten Centenarfeier nicht blos die deutsche Judenheit, sondern die geeinte jüdische Gesammtheit die dankbare Erinnerung an Dich festlich begehen wird.

Es kommt die Zeit, da das geeinte jüdische Volk seinen Cedernwald hat; dann geht wieder das uralte Rauschen durch alle Wipfel, und aus den mächtigen Kronen heraus ertönt dann auch der Ruf: Gesegnet ist und bleibt das Andenken Zacharias Frankel's.

Mittheilungen aus dem Briefwechsel zwischen Zunz und Kaufmann.

Von

M. Brann.

I.

„Aus meiner seit sechszig Jahren geführten Correspondenz könnte ein Stückchen jüdischer Geschichte herausgearbeitet werden" schrieb Zunz am 21. Juli 1875 an David Kaufmann[1]). Welche Schätze in diesen Briefen, die jetzt der Bibliothek der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums" in Berlin gehören, unserer harren, ist bereits vor einem Jahrzehnt[2]) bekannt geworden. Aber nur weniges daraus ist seitdem in die Oeffentlichkeit gelangt. Nur für die Zeit bis 1840 sind die Materialien theilweise zu einem Lebensbild des Meisters verwerthet worden[3]). Für Zunzens letzte Lebensjahre aber ist aus dieser Quelle überhaupt nicht viel zu schöpfen[4]). Das hat seine eigenartigen Gründe. Es wäre freilich schon an sich nur der Lauf der Welt gewesen, wenn auch bei Zunz im

---

[1]) Unten Nr. 13, S. 171.

[2]) Vgl. Geiger, in der Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland V. (1892), 232—268.

[3]) Vgl. Maybaum, Aus dem Leben von Leopold Zunz (im 12. Bericht über die Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums, 1894). Neues dazu hat S. P. Rabinowitz in seiner sonst ganz schätzbaren Biographie: ר' יום טוב ליפמאן צונץ, חייו, זמנו וספריו (Warschau, 1896, 362 u. VIII SS. 8) nicht beigebracht.

[4]) Vgl. Geiger, a. a. O. S. 233.

neunten Jahrzehnt des Lebens die Lebhaftigkeit des Briefwechsels mit Freunden und Verehrern allmählich abgenommen hätte. Für den „Moltke der jüdischen Wissenschaft" kam aber noch ein besonderes Moment hinzu. Als er soeben das achtzigste Lebensjahr vollendet hatte, brach über den kinderlosen Mann ein Verhängniß herein, wie ihn kein schwereres treffen konnte. Am 18. August 1874 ging seine Frau zum ewigen Leben ein. Er hat einst selbst bei ihren Lebzeiten, zehn Jahre früher, in dem Rundschreiben, das für die Feier seines siebzigsten Geburtstages dankt, von ihr gerühmt, daß sie „42 Jahre lang in Freud' und Leid seine Stütze und Helferin" gewesen, und daß er „ihrer Einsicht, ihrem Edelsinn und ihrer Genügsamkeit mit verschuldet sei, wenn er die bisherigen Lebensjahre der Wissenschaft zu weihen im Stande gewesen"[1]). Seit ihrem Tode war seine Schaffenslust und Lebensfreude dahin. „Der Schlag, der mich getroffen," klagt er Kaufmann, „hat mir in einer einzigen Seele alle Lebensgüter, jede Freude, jede Hoffnung genommen"[2]). Und ein ander Mal: „Mein Stern ist untergegangen"[3]), und „Alles, was an sie erinnert, füllt mein Gemüth mit Trauer, mit Thränen meine Augen"[4]). Obwohl bei alledem alle Geistesfunktionen des Greises, selbst in seinem 92. Lebensjahr noch völlig normal waren[5]), nahm dennoch die Neigung zu schriftlichem Gedankenaustausch allmählich ab, und Kaufmann war bald nahezu der Einzige, dem hin und wieder noch ein Briefchen gegönnt wurde.

Wer David Kaufmann, den Unvergeßlichen, in seinem Jünglingsalter gekannt und mit ihm nicht nur für „Rom und

---

[1]) Vgl. Adelheid Zunz. Ein Angedenken für Freunde. Als Manuscript gedruckt (Berlin 1874) von F. Lt. [Vergl. S. 164, Anm. 2], S. (4) f. Im Ganzen war Zunz 52 Jahre verheirathet.

[2]) Unten Nr. 6, S. 165.

[3]) Nr. 17, S. 175.

[4]) Nr. 7, S. 165.

[5]) „Es geht dem Onkel sehr gut," schreibt Zunzens Nichte am 31. Decbr. 1884 an Kaufmann, „sein Befinden ist ausgezeichnet, nur zuweilen, aber nicht stets, erscheint sein Gedächtniß etwas schwächer als früher, obwohl die Schärfe noch oft überraschend ist." Und am 15. März 1885, also fast genau ein Jahr vor seinem Tode: „Seine Tagesordnung ist genau wie früher, nur beschäftigt er sich einmal mehr, das andere Mal weniger mit den Büchern."

Jerusalem", für die „Jüdischen Familienpapiere" und „Daniel Deronda," sondern auch für die Heroen der jüdischen Wissenschaft geschwärmt hat, dem wird die glühende Verehrung, die er dem Altmeister entgegenbrachte, und die überschwängliche Begeisterung, mit der er ihr bei jedem Anlaß Ausdruck gab, so leicht nicht aus dem Gedächtniß schwinden. Schon als junger Student im vierten oder fünften Semester wagte er es einmal, an des Alten Thür zu klopfen und eine Auskunft für eine Arbeit zu erbitten, die, wenn ich mich recht entsinne, für Graetzens historische Uebungen bestimmt war[1]). Die Anfrage blieb ohne Antwort, und Zunz erinnerte sich später[2]) nicht einmal, den Brief empfangen zu haben. Als dann aber zwei Jahre nachher die „Deutschen Briefe" erschienen und Kaufmann seine Besprechung derselben in der „Schlesischen Presse" mit einem Begleitschreiben[3]) einsandte, knüpfte sich ein Briefwechsel an, der ununterbrochen bis zum Tode des Meisters fortdauerte. Kaufmann hat die Briefe — 81 an der Zahl — wie einen kostbaren Schatz gehütet, und seine Wittwe hat sie mir in dankenswerthester Weise zur Herausgabe überlassen. Die ungleich zahlreicheren Briefe Kaufmanns hat Zunz selber eines Tages dem Absender wieder zugestellt. Auf einem seinen eigenen Briefen beigelegten Blatte notirt darüber Kaufmann: „Von Zunz Sonnabend, den 22. Juli 1882 zurückerhalten, damit sie, wie er sagte, sicher verwahrt seien und mit seinen Antworten zusammen ein Ganzes bildeten. Die noch nicht beantworteten behielt er, wie er ausdrücklich sagte, zurück. Norderney, 27. Juli 1882." Bei welchem Anlaß das geschah, ergiebt sich aus den Zeilen, die Kaufmann einen Tag früher von Norderney aus an mich geschrieben hat: „Ich habe mir vorgenommen, Dir für das liebe Briefchen zu

---

[1]) Vgl. Nr. 1, S. 162.

[2]) Nr. 6, S. 165.

[3]) Nr. 2, S. 163. Die Briefe Nr. 1 und 2 befinden sich in der Sammlung, welche der Bibliothek der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judenthums gehört. Ich verdanke ihre Abschrift der Freundlichkeit des Herrn Bibliothekars M. Barol. Es sind die einzigen, die Zunz bei der Zurückgabe an Kaufmann übersehen hat. Daraus erklärt sich wohl auch die Aeußerung in Nr. 6, S. 165.

danken, mit dem Du Zunz zum Jubeltage der G. V.[1]) erfreut hast. Er wird Dir wahrscheinlich selbst[2]) dafür danken. Es waren ihrer leider nicht allzu Viele, die dieses Tages gedacht haben. Für mich war es eine besondere Freude, ihn am 21. und 22. d. M. gesprochen zu haben, wo die Erinnerung an 50 Jahre früher in ihm besonders lebendig war."

Ich gebe hier zunächst die beiden ersten Briefe Kaufmanns, mit denen die Correspondenz beginnt, und dann, soweit in diesem Jahre der Raum reicht, eine Reihe von Zunzens Briefen, denen hin und wieder ein Brief Kaufmanns eingereiht ist. Der Abdruck ist ein wörtlicher. Weggelassen sind nur alle kritischen Bemerkungen, die sich auf noch lebende Personen beziehen, und hie und da eine Wendung oder ein Ausdruck, die unter den heutigen Verhältnissen der Verbreitung durch die Presse besser vorenthalten werden. Was zur Erläuterung unentbehrlich ist, habe ich in den Anmerkungen beizubringen gesucht. Der Rest, der in diesem Jahre nicht Platz findet, soll im nächsten Bande dieses Jahrbuches veröffentlicht werden.

1. Euer Wohlgeboren

möge es mir verzeihen, wenn ich es wage, mit der nachstehenden Bitte mich Ihnen zu nahen.

Durch eine Arbeit über die Stellung der Juden im Codex Theodosianus bin ich auf die Benutzung des Artikels von Eduard Gans: Gesetzgebung über Juden in Rom in Ihrer Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums angewiesen. Und gerade da, wo die Arbeit am wichtigsten für mich wäre, ist sie abgebrochen; die Darstellung der römischen Toleranz wird dem nächsten Kapitel vorbehalten, das leider nicht in der Zeitschrift erschienen ist. Und so wage ich es denn, Euer Wohlgeboren um gefällige Mitteilung darüber zu bitten, wo die Fortsetzung dieser Arbeit zu finden ist. Nochmals um Erfüllung dieser Bitte ersucht mit dem Ausdruck unbegrenzter Hochachtung und Verehrung

David Kaufmann,
Breslau, Nikolaistr. 24, 1 Tr.

Br. 21. 3. 72.

---

[1]) Die Vorrede zu dem Buche über die „Gottesdienstlichen Vorträge der Juden" ist vom 20. Juli 1832 datirt.

[2]) Er hatte es damals bereits am 23. Juli gethan.

2. Breslau (Sonnenstraße 19 I) 9. März 1874.

Hochzuverehrender Herr!

Ich erlaube mir eine Nummer der Schlesischen Presse[1]) zuzusenden, in der ich eine Anzeige Ihrer deutschen Briefe gegeben habe. Dieses Schriftchen scheint, wie wohl man es nirgends Wort haben will, all die Klagen veranlaßt zu haben, die besonders in letzter Zeit über den Verfall der deutschen Sprache und ihre Ueberschwemmung durch Gallicismen und Barbarismen aller Art in deutschen Zeitungen und Zeitschriften erhoben werden. Erst jüngst hat in der Augsburger A. Z. Einer zu einer Arbeit ermuntert, die diesen Gegenstand erschöpfen soll, ohne der deutschen Briefe Erwähnung zu thun. Brandstätter scheint auch durch diese zu seinem neuen Buche angeregt worden zu sein. In einer Zeit, wo ein so wohlwollender und gelehrter Mann, wie der Breslauer Professor Heinrich Rückert, in seiner Beurtheilung der Deutschen Briefe in Gottschalls Blättern für die lit. Unterhaltung von Zunz keine Ahnung hat, durfte auch die jüdische Seite an dem Büchlein, denke ich, hervorgehoben werden.

In der Hoffnung, daß Sie mir die Freiheit, zu Ihnen zu sprechen, nicht übel nehmen werden, bin ich, hochverehrter Herr, mit dem Ausdrucke ausgezeichneter Verehrung Ihr ergebenster

David Kaufmann.

3. Sehr geehrter Herr!

Für Brief und Zeitung, mehr aber für Ihre Beurtheilung meiner Schriften, sage ich verbindlichst meinen Dank. Das Stillschweigen der Zeitblätter, die hauptsächlich in meinem Büchlein getadelt werden, scheint mir eine Verabredung zu seyn. Daß ich etwas ausrichten werde, habe ich nie gehofft; aber ich hielt es für meine Pflicht bei dem drohenden Verfall einer von Lessing, Goethe u. A. ausgebildeten Sprache auch meine schwache Stimme hören zu lassen. Es will mir sogar vorkommen, als hätte die Verschlechterung in den Zeitungen zugenommen; die Börsenartikel, die politischen Nachrichten, theilweise bereits die Romane wetteifern in Kauderwelsch miteinander. Daß mehrere Briefe in dem Werkchen den Pfaffen nicht zusagen, ist in der Ordnung.

Mich Ihnen empfehlend zeichne ich achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 10. März 1874. Zunz.

Auguststr. 60.

---

[1]) Nr. 111, Morgen-Ausgabe vom Sonnabend, 7. März 1874.

4. Geehrter Herr!

Mit verbindlichem Danke für Ihr freundliches Schreiben vom 9. d. M., das wegen der übertriebenen Lobsprüche mich beschämt, verbinde ich einen zweiten wegen der Beurtheilung meiner deutschen Briefe in der Schlesischen Presse[1]), die doch wahrscheinlich von Ihrer Feder ist. Wäre ich nicht in diesem Sommer durch die andauernde Krankheit meiner Frau[2]) so zu allem unfähig, hätte ich mich über letzteres Büchlein etwas ausführlicher ausgelassen und auch sonst mehr zu fragen gehabt. Allein ich bin zum regelmäßigen Correspondiren jetzt unfähig und bitte Sie daher, falls Sie mich sonst noch mit einem Briefe bedenken wollen, nicht auf regelmäßiges Beantworten rechnen zu wollen.

Mit vollkommener Hochachtung

Berlin, 12. August 1874. Zunz.

5. Herrn Dr. D. Kaufmann in Breslau.

Sehr geehrter Herr!

Sonst habe ich, wie Walter Scott, schnell beantwortet; jetzt mehr geistig wie leiblich zerrüttet, fürchte ich mich vor meinem eigenen Briefe, denn er hat entweder gar keinen oder einen betrübenden Inhalt. Ihre schöne Abhandlung über die Herzenspflichten[3]), wofür ich zu danken habe, habe ich theilweise gelesen; jedoch in den philosophischen Disciplinen weniger, als recht ist, zu Hause und wenig zum Nachdenken über abstracte Lehren fähig und gestimmt, muß ich ein Urtheil, wofern ein solches erwartet wurde, Befähigteren überlassen.

---

[1]) Den Brief vom 10. März (oben Nr. 3) hatte Zunz offenbar vergessen, als er diesen schrieb.

[2]) Näheres über sie in dem seltenen Schriftchen: „Adelheid Zunz." Ein Angedenken für Freunde. Als Manuskript gedruckt. Berlin 1874. Druck von H. S. Hermann, Beuthstr. 8. (8) SS., 8. Es ist unterzeichnet: F. Lt. [d. i. Fürchtegott Lebrecht, geb. 16. Novbr. 1800 in Beyersdorff, gest. in Berlin 1876]. Ihre Mutter Brendel war eine Enkelin Joseph Fränkels, eines Bruders des Berliner Oberlandesrabbiners David Fränkel, des Lehrers Moses Mendelssohns (Landshuth, תולדות אנשי שם, S. 59). Sie selber war die Namensträgerin ihrer Großmutter Edel, verehel. Juda Ephraim Levy (HS. Landshuth A 30, S. 8 f.) Vgl. auch unten die Briefe Nr. 10. 36.

[3]) Brann, Verzeichniß der Schriften und Abhandlungen David Kaufmanns [im Gedenkbuch zur Erinnerung an David Kaufmann, herausgegeben von Brann und Rosenthal], Nr. 25.

Ihr Wunsch, daß ich aus schweren zu leichteren Tagen übergehen möge, wird schwerlich in Erfüllung gehen; ich bin heute trostloser als am Todestage meiner Adelheid: die baldige Ruhe ist mein einziges Gebet.

Wofern Sie mich wieder mit einem Schreiben beehren, sagen Sie mir wohl, wo und wann Sie geboren und ob Sie Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften sind.

Möge der Himmel Sie gesund und rüstig erhalten!

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 3. November 1874. Zunz.

6. Sehr geehrter Herr!

Am 9. v. M. habe ich gleich nach Empfang Ihres Briefes den Nachruf „Adelheid Zunz"[1]) Ihnen gesandt; allein zu einem Studium, und namentlich zu dem mir ziemlich fremden, Ihrer gründlichen Arbeit über Bachja bin ich noch nicht gelangt, und es dürfte vielleicht die eigentliche Arbeitslust bei mir niemals wiedereinkehren: Der Schlag, der mich getroffen, hat mir in einer einzigen Seele alle Lebensgüter, jede Freude und jede Hoffnung genommen.

Von Dr. Gans giebt es ein größeres, ich glaube vierbändiges, Werk über römisches Recht; vielleicht enthält selbiges weitere Ausführungen über jüdische Rechtsverhältnisse. Sie berufen sich auf eine frühere Anfrage oder Briefsendung, von welcher mir nichts erinnerlich ist[2]).

Ich lebe sehr einsam und bekomme weder Menschen noch Zeitschriften zu Gesichte. Wenn Sie demnach trotz meiner kurzen Briefe mich dann und wann mit einem Schreiben erheitern wollen, würde dankbar Ihrer gedenken

der Ihnen hochachtungsvoll ergebene

Berlin, 23. December 1874. Zunz.

7. Geehrter Herr Dr.

Ihre Briefe, von dem Gefühl der Zuneigung oder Anerkennung dictirt, schmerzen mich, da ich dem darin geforderten sowenig zu entsprechen vermag. Ein großes Pack an die Seelige gerichteter Briefe fürchte ich aufzumachen: Alles, was an sie erinnert, füllt mein Gemüth mit Trauer, mit Thränen meine Augen; über sie oder über mich aus früherer Zeit zu schreiben, bin ich noch außer Stande. Selbst dies „noch" erscheint mir als ein Unrecht. Allein lassen Sie durch diese Schilderung meines Gemüthszustandes sich nie abhalten mir zu schreiben; wenn Sie nur keine schriftstellerischen Leistungen verlangen.

---

1) Vgl. S. 160, Anm. 1, S. 164, Anm. 2.

2) Vgl. S. 161, Anm. 2 und Brief Nr. 1, S. 162.

Von meinen gesammelten Schriften ist hier bei Louis Gerschel der erste Band erschienen; daß ich, sobald er zu haben ist, Ihr Urtheil über den Inhalt erwarte, und zwar ohne Ansehen der Person, versteht sich.

Die Zahl meiner älteren Bekannten nimmt auf erschreckende Weise ab. Ich fühle das selbst in dem häuslichen Umgange. Ich lebe wie ein Einsiedler und sehe außer meinen zwei Freunden und meiner Schwägerin fast Niemand.

Ich bitte mir zu schreiben, ob Nissen[1]) noch am Leben ist, und sollte dies nicht der Fall sein, mir Datum und Jahr anzugeben von seinem Ableben.

Ich schließe hier, obwohl ich die Aermlichkeit meines Briefes erkenne; aber was soll ich Sie mit Seufzern und Klagen quälen? Was Sie statt solcher nutzlosen Opposition gegen die Vorsehung thun, ist vernünftiger; also auf baldiges Wiedersehen Ihrer Zeilen rechnet

der Ihnen achtungsvoll ergebene

Berlin, 1. März 1875. Zunz.

8. Hochgeehrter Herr Dr.

Obgleich Verschiedenes mich zum Briefschreiben jetzt wenig geneigt macht, kann ich Ihre Zuschrift vom vorigen Monat doch nicht länger unbeantwortet liegen sehen. Wer die Vorurtheile und Dummheiten Anderer angreift, kann von Glück sagen, wenn er nicht verjagt oder eingesperrt und erschlagen wird; denn von jenen beiden ernähren sich Viele. Das große Heer der Menschen heißenden Zweibeinigen regieren acht שטנים[2]) nämlich:

Eigennutz, Lüge, Heuchelei, Herrschsucht, Unverstand, Aberglaube, Feigheit, träge Gewohnheit.

Ob etwas wahr ist, das ist die letzte Frage, wenn sie überhaupt gemacht wird. Daß ich mich in meinen Ansichten und Aufsätzen von jenen „Satanen“ nicht leiten lasse, hoffe ich durch mein Leben wie durch meine Schriften bewiesen zu haben.

Ihre Anfrage über ספר המעלות erinnert mich an die Zeit von 1817, wo ich noch jung und hoffnungsreich war. Lesen Sie

---

[1]) Salomon Nissen (geb. in Kalisch, gest. 6. April 1872 in Breslau). Vgl. Brann, Gesch. d. Juden in Schlesien, Anh. S. VII. Der bekannte Botaniker Prof. Ferdinand Cohn in Breslau war sein Schwestersohn. Einige Briefe Zunzens an Nissen aus den vierziger Jahren sowie den größten Theil von Nissens litterarischen Nachlaß bewahrt die Bibliothek des jüdisch-theol. Seminars auf.

[2]) Satane, Teufel.

meine gesammelten Schriften, S. 29; das Manuscript hat Günsburg mit nach Breslau genommen[1]): die Arbeit wie die Herausgabe ist unterblieben.

Kabbala und mittelalterliche, jüdische Philosophie haben in griechischen, arabischen und jüngeren Schriften ihre Wurzeln: dieses Studium, das mich nie angezogen, indem es großentheils vererbten Aberglauben zum Fundamente hat, ist schwierig, vielleicht nutzlos; jedoch folge jeder seiner Neigung und vielleicht richtigen Ansicht.

Nächsten October, wenn ich solange lebe, verlasse ich meine jetzige Wohnung, in welche ich 1857, April, eingezogen: Ich muß also mich nach einer anderen umsehen, welches Geschäft in Berlin weit unangenehmer als das Ausziehen selber ist. Daß man im 81. Lebensjahre, ohne Familienbeistand, mit solchen Sorgen und Geschäften bewirthet wird, ist kein euklidischer Beweis für die göttliche Allgüte.

Nun habe ich genug gelästert und gescholten: es ist also Zeit aufzuhören. Erfreuen Sie bald wieder mit einem Briefe den vor 55 Jahren glücklicher gewesenen

Sie hochschätzenden Invaliden

Berlin, 9. April 1875. Zunz.

9. Sehr geehrter Herr Dr.

Obwohl meine Schreibelust gering und noch geringer der Ertrag des Schreibens für den Empfänger ist, kann ich doch die Beantwortung Ihres Briefes vom 12. v. M. nicht länger aufschieben. In meine gesammelten Schriften können die gottesdienstlichen Vorträge nicht aufgenommen werden; dawider ist das Verlagsrecht und der Umfang des Buches. Ich besitze von ס׳המעלות weder eine Uebersetzung noch Anmerkungen: die Pläne vom Jahre 1817 sind nicht zur Ausführung gekommen. Gegen Ausfälle der Zeitungsschreiber — die nicht einmal meine deutschen Briefe beachtet, oder erwähnt haben — bin ich abgestumpft; wenn Bismarck nichts gegen das Pabstthum vermag, ist mein Unvermögen gegen die Ortho- und sonstigen Doxen entschuldigt: Wenn Spinoza und Kant nichts ausrichten — überwundene Standpunkte bei den heutigen Schmierern — habe ich ננס[2]) kein Recht zu größeren

[1]) Es ist aus seinem Bücher-Nachlaß an die Bibl. der Synagogen-Gemeinde Breslau gekommen. Vgl. Näheres bei Brann in der Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenth., Jahrg. 1894, S. 493 f.

[2]) Zwerg.

Ansprüchen. Für Juden und Judenthum habe ich mein ganzes Leben gekämpft: hiermit haben die vergänglichen Meinungen gar nichts zu schaffen, so wenig als mit der Existenz einer Nation die wechselnden Ansichten im Glauben und im Staate.

Selbstsucht und Eigennutz, schreiben Sie, habe Frankel[1]) umgeben; das kann doch nur auf Lehrer der dortigen Anstalt Bezug haben, falls sie nicht die Verwaltung damit bezeichnen.

Mein Umzug im October findet nicht statt, ich bleibe in meiner jetzigen Wohnung. Vielleicht mache ich nächsten Monat einen kleinen Ausflug, und werden Sie zur Zeit das Nähere erfahren.

Ich habe aus Ihrem Briefe nicht ersehen können, ob Sie schon in dem ersten Bande meiner gesammelten Schriften gelesen; Ihr Urtheil über mein Bibelkritisches[2]) — das von Druckfehlern strotzt — wollen Sie mir nicht vorenthalten.

Jeweniger ich auf „Jugendlust und Lebensfreude" angewiesen bin, desto mehr sehne ich mich nach freundschaftlichen Briefen; mit einem solchen, hoffe ich, erfreuen Sie bald den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 5. Mai 1875. Zunz.

10. Sehr geehrter Herr Dr.!

Ich schreibe Ihnen an dem Tage, an welchem ich vor 56 Jahren, d. i. 20 510 Tagen[3]), meine Adelheid ע"ה zum ersten Male gesehen und ihre Eltern besucht habe, für mich ein geheiligter Jahrestag an dem Sie nur Wahrheit von mir erwarten dürfen: unter Wahrheit verstehe ich Ueberzeugung, und solcher war mein ganzes Leben gewidmet. Ob man mit mir übereinstimmt, ob solche Wahrheit in die geltenden Vorstellungen vernichtend eingreift, ist eine mit der Sache selber nichts gemeinhabende Nebenfrage. In der Untersuchung kommt es weniger auf jede einzelne Behauptung als auf die Begründung des Ganzen an, und was Letzteres anbelangt, so sehe ich dem Widerspruche gegen meine unwiderleglichen kritischen Ergebnisse ruhig entgegen, unbekümmert um Schwätzer und Heuchler. Ich habe keine Religion, sondern nur die Menschenrechte ihrer Bekenner zu vertreten und betrachte die Glaubensform nur als Wirkung von Thaten und Leiden, womit die Existenz und

---

[1]) Ich weiß nicht, was Kaufmann hier gemeint haben mag. Jedenfalls ist Zunzens Vermuthung ganz unbegründet.

[2]) Ges. Schriften I, S. 217—270, zuerst in Z. D. M. G. [Zeitschr. der deutschen, morgenl. Gesellschaft] Bd. 27, S. 669 ff.

[3]) Am 27. Mai 1875 waren 20510 Tage seit dem 2. April 1819, dem 17. Geburtstag Adelheids, vergangen.

die menschliche Wohlfahrt der Nation verwandt, aber selbiger nicht unterworfen oder verkauft ist: Meinungen über Bücher sind nicht Religion. Uebrigens habe ich nicht bloß Worte gewogen, sondern Institutionen und Gesetzen ihren Boden zugewiesen, fabelhafte Erzählungen umgeworfen und erdichtetes Alterthum zerstört[1]).

Seit dem 20. d. M. wohne ich hier bei meinem Freunde Herrn Philipp Zunz (Pirnaische Straße 33, 2 Treppen), der mich noch nicht weglassen will; vielleicht schreiben Sie mir hierher. „Jüdische Familienpapiere" sind mir nicht bekannt. Falls Sie Ihre gedruckte Beurtheilung meines Buches[2]) noch nicht nach Berlin geschickt haben, wollen Sie es mir hierher zusenden. Mit vollkommener Hochachtung

Ihr ergebenster

Dresden, 27. Mai 1875. Zunz.

11. Sehr geehrter Herr Dr.!

Auf Brief und Recension mit Dank antwortend, kann ich die Bemerkung nicht zurückhalten, daß die Lobeserhebungen der ersteren mich beschämen; mich erfreut Ihre Zuneigung, wenn auch deren Wirkung nur den Neid wachruft. Sie beklagen es, daß so wenige die freie Meinungsäußerung ertragen können: Sagen Sie vielmehr, daß Wenige die Wahrheit vertragen. Was ist dem vulgus nicht schon unerschütterlich gewesen! von Saturn bis Pius, von Adam bis sacré-coeur. Die Liebe wird ausgebauet und bewacht, die Wahrheit zerstört und verlassen. Nach den „Jüdischen Familienpapieren"[3]) werde ich mich erkundigen; Sie sollen sich dieserhalb nicht bemühen. Von Geigers Werken ist, wie man mir sagt, der erste Band erschienen.

In dem ersten Band meiner gedruckten Schriften ist Seite 111 bis 114 irrthümlich ein von mir gar nicht herrührender Aufsatz: Jüdisches Schulwesen eingerückt. Der von mir verfaßte Artikel befindet sich in der 10. Aufl. des Conv.-Lexic. (1853) S. 523 u. f. Dieser, so wie die Berichtigung vieler Druckfehler, sammt Nachträgen wird א"ה im zweiten[4]) Bande meiner Schriften erscheinen.

In Dresden hat die Liebe der guten Menschen, der Familie Ph. Zunz, mir wohlgethan; von den sonstigen Menschen und Ver-

---

[1]) Wie der Zusammenhang lehrt, wendet sich Zunz offenbar gegen Kaufmanns Beurtheilung des bibelkritischen Standpunktes in dem S. 168 Anm. 2 erwähnten Aufsatze.

[2]) Brann, Verzeichniß Nr. 51.

[3]) Es ist bekanntlich das jetzt in dritter Auflage vorliegende Herzberg'sche Buch gemeint. Vgl. Brann a. a. O. Nr. 11. 31. 35.

[4]) Es steht erst im dritten Bande S. 297—298.

gnügungen ist mir nichts zu Theil geworden, ich habe nichts vermißt.

Fahren Sie fort, dann und wann durch einen lehrreichen Brief aufzurichten den niedergebeugten

stets Ihnen achtungsvoll ergebenen

Berlin, 16. Juni 1875. Zunz.

12. Sehr geehrter Herr Dr.

Je mehr mein Aufsatz „Bibelkritisches"[1]) bedauert wird, desto erbärmlicher erscheint mir das Lese-Publikum. Warum fragt denn niemand, ob etwas wahr oder falsch, gut oder schlecht ist, warum prüft Niemand eine Arbeit, die ihm wichtig scheint? Was sind das für elende Menschen, die wegen der ihnen unangenehmen Wahrheit sich rächen wollen durch Nicht-Lernen? Auch ich habe noch nicht gelesen, was der beseligte Ewald[2]) gewettert und geschimpft hat: Er steht bei mir in Bezug auf Gerechtigkeit gegen fremde Leistungen nicht höher als der Herausgeber der . . . . zeitung, den er allerdings an Geist und Sprachkenntnissen übertrifft.

Ueber Saadia's angebliches höheres Alter habe ich vor Jahren schon in Abschriften Firkowitsch mehreres gelesen: Indes ist Alles, was aus jener Quelle kommt, gleich der Mescha Inschrift[3]) mir verdächtig und interessirt mich daher nicht im Geringsten. Zur Entlarvung alter und junger karäischer Betrüger gehört eine aus tüchtigen jüdischen Gelehrten bestehende Akademie mit Rothschildscher Protection.

Der Druck des zweiten Bandes meiner Schriften soll nach der Badesaison beginnen und wird derselbe auch Berichtigungen zu dem ersten Bande, ungedrucktes wohl nichts, bringen.

Da ich nichts, was Sie interessiren dürfte, hinzuzufügen weiß, so schließe ich mit dem Wunsche, mich bald wieder mit einem Schreiben zu zerstreuen. Stets mit Hochachtung der Ihnen

ergebene

Berlin, 5. Juli 1875. Zunz.

13. Sehr geehrter Herr Dr.!

Seit einigen Tagen an Kreuzschmerzen leidend, will ich dennoch Sie nicht länger auf eine Antwort warten lassen. Also zuförderst Geschäftliches: Herr Dr. D. Müller soll mir angenehm sein, wenn

---

[1]) Vgl. S. 168, Anm. 2.

[2]) Im Jahrgang 1875 der „Göttinger Gelehrten Anzeigen".

[3]) In Bezug auf dieses Denkmal, dessen Echtheit allgemein anerkannt ist, war das Mißtrauen des Meisters bekanntlich unbegründet.

er mich einmal in einer Frühstunde zwischen 10 und 12 besuchen will. Ueber mein Leben, das eigentlich erst in den Jahren 1818 und 1819 anhebt, kann ich jetzt nichts schreiben, da ich zittere, wenn ich nur Zeilen meiner Adelheid erblicke, die ich seit 1819 gekannt[1]). Wem die Wahrheit leid thut und wer lieber Märchen als Geschichte liest, dem kann ich nicht helfen: da giebt es in der Gestalt von Priestern, Rabbinern, Wahrsagern u. s. w. Heilkünstler genug. Wem die Wahrheit seine Nationalität und seine Liebe raubt, ist schon vom Teufel besessen, bevor er studirt hat[2]).

Daß die reichen Juden nur für Hospitäler und Waisenhäuser Sinn und Theilnahme haben, habe ich bereits vor dreißig bis vierzig Jahren gedruckt.

Mit jeder Frage dürfen Sie an mich herantreten; ob ich jede beantworten kann, das ist allerdings zweifelhaft, zumal bei meinem Lehrsatze, daß wir überhaupt nichts wissen, ja gar nicht dazu fähig und bestimmt sind.

Sie verlangen von mir ausführliche Mittheilungen; worüber? Es giebt weder einen Kommerzienrath noch einen Ablaßspender, der ein so einsames Leben führte, als ich. Auch besucht mich niemand, weder Jude noch Christ. Das wird mit der Zeit sich ändern: es dauert nicht zehntausend Jahre mehr, und mein Bild ist in allen Hauptstädten von Australien ausgehängt.

Biographien, wie Sie mit Recht solche wünschen, erscheinen erst nach dem Tode der Helden, je später, desto besser: Beweis ist Raschi[3]).

Aus meiner seit sechszig Jahren geführten Correspondenz könnte ein Stückchen jüdischer Geschichte herausgearbeitet werden, freilich müßte sie in ehrliche und fähige Hände gerathen.

Und nun habe ich genug alte Weisheit — das heißt, was jeder längst weiß — ausgekramt und mit dem Wunsche, daß der Aufenthalt bei den Ihrigen Sie in jeder Beziehung befriedige und aufheitere zeichne ich

achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 21. Juli 1875. Zunz.

14. Geehrter Herr Dr.!

Auf zwei freundliche Briefe antworte ich erst, nachdem ein

---

1) Vgl. S. 168, Anm. 3.

2) Vgl. S. 169, Anm. 1.

3) Die erste wissenschaftliche Biographie Raschi's hat nämlich Zunz selber 1823 in seiner Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums Bd. I (Einziger) S. 277—384 veröffentlicht.

drittes gedrucktes Lob[1]) mich beschämt. Aber ich weiß, daß Sie mit mir nicht so genau rechnen; nur schade, daß so viel Wärme und Wohlwollen an einen Trauer erfüllten Greis verschwendet wird, für den selbst das Schöne und Gute einen Theil der Anziehungskraft verloren hat, seit dem der Stern erloschen, der seinen Lebensweg erleuchtet hat.

Ihre Bemerkung, daß bei Dukes[2]) S. 4 oben ein anderer Autor spricht, ist richtig, und was er S. 6 zitirt קרוב מכל u. s. w. ist dem שיר היחוד, Tag 5, so ähnlich, daß man glauben sollte, es hätte einst ebenfalls dort gestanden. Ueber Alnaqua vergleichen Sie mein Zur Geschichte S. 435. Der mitverbrannte Jehuda b. Ascher braucht gar nicht von רבינו אשר abzustammen.

Mein jüdischer Geburtstag ist חמשה עשר באב, an welchem Tage in meiner Vaterstadt Detmold der Cherusker[3]) gefeiert wurde ואדם לא זכר[4]) את המסכן d. i. ואדון דיטמולד לא זכר את האוסף מחברי סליחות כל נדרים

Sie sehen, daß ich trotz der Schmerzen meines Gemüthes dem Scherzthume noch nicht ganz abgestorben bin: doch haftet solche Stimmung nicht, ich falle, ist der Brief beendet, in den traurigen Ernst zurück. In der That fehlt mir ein Freund, der meine Einsamkeit theilt.

Meine ersten kritischen Studien fallen in das Jahr 1811, nachdem ich das Gymnasium verlassen, also lange vor der Blüthezeit Hengstenbergs und dem Glanze sonstiger Critic-astra; allein ich habe siebenmal die 9 Jahre des Horaz gewartet, bis ich von dieser Waare dem Lesepublikum etwas gereicht.[5])

Sie werden hoffentlich nicht so lange zögern mit einem inhaltreichen Schreiben an mich, der ich mit achtungsvoller Ergebenheit verbleibe

Berlin, 19. August 1875. Zunz.

---

[1]) Vgl. S. 169. Anm. 2.

[2]) Welche Abhandlung oder Schrift von Dukes gemeint ist, weiß ich nicht.

[3]) Am 16. August 1875 fand die Enthüllung des Hermann-Denkmals auf der Grotenburg bei Detmold statt. Das war damals in der That der 15. Ab.

[4]) Koh. 9, 15. Das Citat ist bekanntlich nicht ganz präcis. Die akrostichische Deutung will besagen: der Fürst von Detmold denkt ganz und gar nicht an den Sammler der Selichot-Dichter. Was die letzten beiden Wörter bedeuten sollen, ahne ich nicht.

[5]) Vgl. S. 168, Anm. 2 u. S. 169, Anm. 1.

15. Sehr geehrter Herr Dr.

Ich antworte rasch, erstlich weil ein Greis nichts aufschieben darf, zweitens weil ich über Karäisches nur wenig weiß und Sie auf Pinsker, Steinschneider und Fürst verweisen muß. Gavison's Fabeln über Bechai, abgedruckt in Ghirondi תולדות גדולי ישראל S. 62, 63 sind längst von Asulai (שם הגדולים s. v.) widerlegt. Ihre mich betreffenden Artikel habe ich in noch anderen Zeitungen gefunden. Zunz-Biographien sind mir nicht bekannt; das Conv.-Lex. hat nur eine kurze Notiz. In keinem Falle reiche ich an Freiligrath hinauf, der „Detmold's berühmtester Sohn" ist, wie die Vossische Zeitung vom 24. vorigen Monats verkündet. Der zweite Band meiner gesammelten Schriften fängt erst jetzt an und zwar zuförderst mit den „Namen der Juden"; schwerlich dürfte darin Ungedrucktes zu finden seyn; es sei denn, daß Correcturen und Zusätze etwa dieser Rubrik angehören.

Aber glauben Sie ja nicht, daß Fremdes oder Eigenes meine Trauer verscheuchen und mein Weh lindern können: daß beides nicht in meinen Worten und Briefen zu sehr hervortrete, ist ein Ergebniß von Anstrengung, welche ich den Empfängern meiner Schreiben schuldig bin. Fast ist der Briefwechsel mit Freunden meine einzige Zerstreuung, die mich das בבקר תאמר מי יתן ערב[1] dann und wann vergessen macht.

Da heute ר"ח אלול[2] ist, will ich Sie nicht länger von ernsteren Betrachtungen abziehen und schließe mit dem Wunsche, daß es Ihnen stets so zur Zufriedenheit ergehe, wie es wünscht der Ihnen hochachtungvoll ergebene

Berlin, 1. September 1875. Zunz.

16. Sehr geehrter Herr Dr.

Da Sie wiederholt von mir Briefe verlangen, so muß ich schon einen solchen versuchen, trotz der Leerheit, die ihm an der Stirn geschrieben ist. In der That übersteigt meine Armuth an Briefstoff die gewöhnliche Vorstellung bedeutend. „Die große Gesammtheit", für die nach Ihrem Ausdrucke mein Leben ein theures Gut ist, erscheint mir als ein Phantasiebild. Bis heute haben nicht nur Prinzen, Barone, Priester, Soldaten, Beamte, Richter, Kommerzienräthe, Künstler, Seefahrer, Fabrikanten, Schauspieler um mich und meine Bücher sich nicht bekümmert, sondern auch Hand-

---

[1]) V. M. 28, 67.

[2]) Der 1. Elul, mit dem die Mahnung an die ernsten Feste des Monats Tischri beginnt.

werker, Köche, Bauern u. s. w. Juden, Christen, Moslims, Hindu und Japanesen, Ortho- und Hetorodoxe, רבנים, שוחטים, und סופרים[1]) thun das Gleiche.

Da jetzt Beamten- und Pfaffenherrschaft wieder im Schwunge sind, so dürfen wir uns auf רישעות[2]) gefaßt machen: ich habe dies schon in drei Zeitabschnitten erlebt. Aber das schadet auf die Dauer nicht.

Die Abkürzung עמ״י עש״ן[3]) erklärt schon Buxtorf (de abbreviaturis) vielleicht ist אית״ן die Fortsetzung (Ps. 121,3) אל יתן u. s. w. — Ob die Aschkeriden eine Biographie verdienen, ist fraglich: das meiste kommt auf die Bearbeitung an.

Seit 50 Jahren haben etwa 32 Autoren und Bücher Notizen über mich und meine Schriften mitgetheilt. An dem zweiten Bande meiner gesammelten Schriften soll von jetzt an rüstiger gearbeitet werden, d. h. von dem Drucker. Die mir mitgetheilte Beurtheilung erhalten Sie auf Verlangen zurück. und wollen Sie in Ihrem nächsten Schreiben mich darüber bescheiden[4]); einen Demokraten, zumal einen nichtsglaubenden Juden, darf man nur cum grano salis loben.

Für heute genug geschwatzt von dem Ihnen
achtungsvoll ergebenen

Berlin, 5 Oktober 1875. Zunz.

17.

Bist Du mit Grafen nicht verwandt
Und Börsenrittern unbekannt, —
Du wirst — sei immerhin ein Kant —
Von Zeitungsschreibern nie genannt.

Sehr geehrter Herr Dr.!

Da ich nichts besseres weiß, so bewirthe ich Sie heute mit obigem Epigramma, entstanden aus der vieljährigen Erfahrung, daß, einige Gelehrte abgerechnet, sich Niemand um mich kümmert, ja daß selbst alte Freunde, weil reich, auch kalt geworden. Gottlob, ich habe keinen nöthig; aber das אחד מאלף[5]) bleibt wahr. Wer ist der Verfasser des Ahasverus, den Sie anführen, doch wohl

---

1) Rabbiner, Schächter und Thora-Schreiber.
2) Judenhaß.
3) = Ps. 121, 2.
4) Vermuthlich ist die bei Braun a. a. O. Nr. 51 verzeichnete gemeint.
5) Koh. 7, 28.

der hier lebende Dr. Chronik[1])? da die große Welt wenig Tröstliches bietet, thun Sie wohl daran, sich mit עולם קטן[2]) zu beschäftigen: man vergißt in der Gedanken-Arbeit die Misère der Wirklichkeit. Sie wünschen mir Kraft und Gesundheit; aber beide sind stark im Abnehmen, noch übertroffen von meiner Abneigung vor litterarischer Beschäftigung. Mein Stern ist untergegangen; ich tauge höchstens noch Correcturen zu besorgen, was denn auch mit den Bogen des Bandes meiner opera geschieht. Ob ein dritter folgen wird, weiß ich noch nicht. Auf den künftigen Rabbiner allhier bin ich neugierig: vor allem habe er eine starke Lunge. Haben Sie für Ihre Person Neigung und Aussicht zu einer Rabbinerstelle? Ich thue diese Frage, um etwas mehr über Ihre Lebensstellung, die mir unbekannt ist, orientirt zu seyn. Und nun ist Zeit zu schließen; ich thue das in der Hoffnung, daß Sie mir längere Briefe schreiben, als Sie von mir empfangen.

Mit achtungsvoller Ergebenheit

Berlin, 18. November 1875. Zunz.

18. Geehrter Herr Dr.!

Ich besorge nicht, daß, weil 54 Tage seit Empfang Ihres Briefes verflossen, Sie mich vergessen haben, da man Jesus noch im Andenken behalten, obwohl er schon eine Milliarde Minuten[3]) tot ist. Auch würde ich wohl früher geschrieben haben, wenn die Leere meiner Correspondenz mich nicht zurück hielte. Ihre Bemerkung über למונצין verstehe ich nicht recht, und wollen Sie sich darüber deutlicher ausdrücken. Auch ist mir nicht bekannt, wo Lazarus den בשמים ראש[4]) anführt. Wenn Ihr Heller[5]) Jesus verehrt und die Juden als sich brandmarkend betrachtet, weil sie in dessen Namen so große Leiden ertragen, so ist er ein einfacher Narr und sollte je eher je lieber zu den גוים[6]) übergehen. Wenn

[1]) Ein in Chicago z. Z. lebender Rabbiner aus Berlin. Kfm. dürfte vermuthlich von Seligm. Hellers Dichtung geredet haben. Braun a. a. O. Nr. 9.

[2]) Gemeint ist wohl die Abhandlung des Joseph Ibn Zaddik, die Jellinek 1854 herausgegeben hat, und so (d. h. „Mikrokosmos“) betitelt ist.

[3]) Das ist ein Irrthum, die Milliarde läuft bekanntlich erst in diesem Jahre ab.

[4]) So sind die angebl. von R. Ascher b. Jechiel herstammenden RGA betitelt, die R. Saul, R. in Frankfurt a. O., herausgegeben hat. Vgl. Zunz, Rit., Beilage VII, S. 226 ff. Landshuth תולדות אנש ישם S. 94 ff.

[5]) Es scheint von Seligmann Heller's Abhandlung „Zur Kritik der Schriften und Schriftsteller des N. T.“ die Rede zu sein.

[6]) Christen.

Sie zu Ihrem projectirten Rabbinate von mir einen Zuspruch erwarten, so bedaure ich, dieser Erwartung nicht entsprechen zu können. Es wird in Deutschland hier Gleichgültigkeit und Entfremdung, dort Barbarei und Pfaffenthum zunehmen, wer ehrlich und aufgeklärt ist, stumpft ab oder wird ein Heuchler. Auf Frankels Urtheil gebe ich wenig. — Von den Jüdischen Familienpapieren[1]) weiß ich ebenso wenig als von deren Verfasser; auch die Novelle „Der freie Wille"[2]) ist mir unbekannt.

Mein Familienname ist der Ort Zons am Rhein[3]). Für das Litteraturblatt und Ihre liebevollen Worte in Nr. 24 spreche ich meinen Dank aus[4]); Meinhards Büchlein werde ich lesen: Wenn die Opfer ein halbes oder ganzes Jahrtausend alt sind, werden sie besungen. Mögen sie mich vergessen, wenn nur der Name meiner unvergeßlichen Adelheid ע"ה[5]) gekannt und geehrt bleibt. Bedenken Sie bald mit einem Briefe den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 12. Januar 1876. Zunz.

19. Sehr geehrter Herr Dr.!

Da Ihr Brief zwei Monate bei mir liegt, so muß ich ihn wohl beantworten, obgleich ich nichts zu sagen weiß. Ob der Brief des רמב"ם an seinen Sohn ganz von ihm herrührt, ist fraglich[6]); jedenfalls entwirft er ein Bild von vielen französischen Rabbinern und Autoren jener Zeit. Die neuen antijüdischen Schmierereien lese ich nicht: sind die Juden über das Mittelalter, den Pabst und die Inquisition nicht untergegangen, werden sie auch diese Judenfeinde überdauern. Monzon betreffend, kann ich nur anrathen, sich nach neueren Werken über spanische Specialgeschichte umzusehen. Für den Dr. Frankel betreffenden Aufsatz danke ich

---

1) Die erste Auflage des Buches erschien unter dem Pseudonym Gustav Meinhardt 1868, die zweite mit dem Namen des Verfassers Wilhelm Herzberg 1873. Vgl. Brann a. a. O. 11. 31. 35.

2) Erschien in den Schriften des israel. Litteratur-Vereins Jhrg. 1875. Vgl. Brann a. a. O. Nr. 62.

3) Mein „vielleicht" in der M. S. 1894, S. 494, Anm. 4 wird hierdurch zur Gewißheit.

4) Brann a. a. O. Nr. 51.

5) Sie ruhe in Frieden.

6) Steinschneider, Cat. Bodl. Nr. 5782, 1 und 6513 Nr. 157.

verbindlichst[1]). Uebrigens bin ich zu schriftstellerischen Leistungen nicht mehr fähig, auch nicht dazu geneigt: je näher sie meinem Gemüthe stehen, desto ferner der schreibenden Hand. Ueberhaupt lähmt die beständige Trauer, mit Beschwerden des Alters und leiblichen Leiden verbunden, die geistige Elasticität, und ich tauge daher nur noch zur Correctur des begonnenen dritten Bandes meiner gesammelten Schriften. Wenn das Hochwasser Sie verschont hat, erquicken Sie mich bald mit einem langen Briefe.

Stets Ihnen achtungsvoll ergeben

Berlin, 16. März 1876. Zunz.

20. Sehr geehrter Herr Dr.!

Nicht weil ich etwas erzählenswerthes zu melden habe, sondern lediglich weil Sie es gewünscht, schreibe ich heute, zugleich zu der Hochzeit[2]) nächsten ר״ח grüßend. Daß Ihre Berufung hierher wenigstens zur Abhaltung einer Predigt, Sie beunruhigt, kann ich nicht recht begreifen, und wenn Herr Dr. Frankl — der mich besucht hat — mit Ihnen die Aufgabe theilt, ist das um so besser, da er Ihr Freund ist. Jedenfalls werden Sie שבועות hier sein und hier predigen; haben Sie einen Wunsch, den ich erfüllen oder zu dessen Erreichung ich beitragen kann, theilen Sie ihn mir mit.

An dem dritten Bande meiner gesammelten Schriften wird gearbeitet, zehn Bogen sind gedruckt. Meine Gesundheit, oder richtiger mein Befinden, wird in diesem Leben stufenweise an Werth verlieren, bis ich von demselben abberufen werde. Eine Anzeige meiner Schriften die Sie einem öffentlichen Blatte zusenden, kann mir nur angenehm seyn. Und hiermit schließe ich diesen mageren Brief und ersuche, wenn die Hochzeit vorüber ist, um eine fettere Antwort an den Ihnen mit Hochachtung

ergebenen

Berlin, 21. April 1876. Zunz.

21. Geehrter Herr Dr.!

Vierzig Tage nach Empfang Ihres Briefes ist es wohl Zeit ein Wort der Erwiderung zu schreiben, obwohl ich gezögert habe, theils um nicht zu stören, theils weil ich in der That nichts zu melden habe. Da die bevorstehenden Festtage diesesmal viel Spielraum für Predigen lassen, so könnten Sie vielleicht schon bald

---

1) Vermuthlich Braun a. a. O. Nr. 63.

2) Es ist offenbar die Hochzeit von Kaufmann's Schwester Ernestine mit Dr. Heinrich Oppenheim gemeint.

Ihre Muße dieser Arbeit zuwenden wollen, und das war eine zweite Rücksicht, Sie mit Briefen meinerseits zu verschonen. Ihre Anzeige über meine Schriften[1]) habe ich gelesen und beinah beschämen mich diese Lobeserhebungen. Herr Herzberg hat mich besucht; sein Buch[2]) enthält viel Gutes und Wahres; nur hätte ich die Apotheosen von Jesus weggewünscht. Stellt man den Juden den Jesus so hoch vor, so verachten sie das Judenthum vollends; die Alten, die den ישו[3]) verfolgten, haben uns sehr weh gethan: die Neuen, die ihn vergöttern, vertilgen uns gänzlich. Uebrigens bin ich jetzt fast ein Einsiedler, weil die Wenigen, die mich noch bisweilen aufsuchen, in die Bäder gereist sind. Hoffentlich wird der dritte Band meiner gesammelten Schriften noch vor ר״ה[4]) erscheinen. Um Sie aber nicht länger zu stören, wünsche ich Ihnen das Beste.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 18. Juli 1876. Zunz.

22. Geehrter Herr Dr.!

Ihrem Wunsche entsprechend antworte ich sogleich, wenn ich auch selber meiner hier folgenden Erklärung nicht ganz traue. Vielleicht ist מְתאֻמֶּת zu lesen und mit תְּאֻמְּתָ אור בקדש (Jozer röm. zu שבת ור״ח) und תואמו היום שבת וחנוכה (Jozer אודך Sabbath חנוכה) übereinstimmend zu erklären. Mein dritter Band leidet noch an der Strike; mehr erscheint nicht. Steinschneider ist noch in Hamburg.

Hier schließe ich und wünsche Ihnen viele Käufer Ihres nächsten Buches.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 23. Juli 1876. Zunz.

23. Sehr geehrter Herr Dr.!

Dank für Briefe und Wünsche! Obwohl die letzteren bei mir nichts mehr ausrichten, erkenne ich doch bei Ihnen die Anhänglichkeit. Eigentlich leiste ich ja nichts mehr; um so höher ist jedes mir

---

[1]) Wahrscheinlich ist diejenige in der Breslauer Ztg. vom 1. Juli 1876 Nr. 251 gemeint, die ich in meinem „Verzeichniß" übersehen habe und die dort als Nr. 55a zu bezeichnen wäre.

[2]) Die „Jüdischen Familienpapiere" vgl. S. 176 Anm. 1.

[3]) Jesus.

[4]) Neujahr.

werdende Liebeswort zu schätzen. Das Heft des השחר[1]) erhalten Sie, wenn Sie zu ר״ה[2]) hierherkommen, zurück; wer ist der Verfasser jener Biographie? Mittlerweile ist Ihre Beurtheilung von Rosin in der morgenländischen Zeitschrift[3]) erschienen. Was Sie über Ihre hiesige Anstellung äußern, ist mir nicht klar; sollten die Repräsentanten anderen Sinnes geworden sein?

Goldziher und Gutschmidt, deren Aufsätze Sie anführen, habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Es wird jetzt überhaupt viel geflunkert und gedreht, neues alt zu machen. Auch über die alten russischen Mss. der תורה[4]) sind die christlichen Gelehrten im Dusel.

Das Herabsetzen jüdischer Autoren, selbst der getauften, wird in Deutschland so lange bestehen, als nicht an allen Universitäten jüdische Geschichte und Litteratur von Juden, die ordentliche Professoren sind, vorgetragen wird. Sobald dieser Fortschritt eingetreten, kommen die חבלי משיח[5]).

Nun sollte ich von rechtswegen meinen Brief mit Nachrichten über mich und meine Beschäftigung anfüllen; allein ich weiß von beiden nichts zu sagen, als daß der dritte Band fertig ist.

Alles sonstige der mündlichen Unterredung vermachend, schließe ich

achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 21. August 1876. Zunz.

24. Geehrter Herr Dr.!

Obwohl ich nichts zu melden habe, trotz dem 366. Verbot (Du sollst nicht langweilen), fange ich einen Brief an Sie an, damit Sie nicht glauben, ich entsagte der Correspondenz ganz und gar: ja ich schreibe in der That, nicht weil ich Briefstoff habe, sondern nur um wieder einmal von Correspondenten etwas aus der Welt zu erfahren: denn was nicht in der Vossischen Zeitung — von welcher ich kaum den zehnten Theil lese — gedruckt ist, bleibt mir unbekannt. „הקדיש übersetzen ins Hebr." ist mir nicht bekannt, mag vielleicht einmal von einem Getauften gebraucht sein. Die

---

1) = ha-Schachar, eine von P. Smolenski herausgegebene Monatsschrift. Vgl. das. VII Anhang. Die Biographie Heine's von Eleasar Schulmann scheint gemeint zu sein.

2) Neujahr.

3) Wahrscheinlich ist hier die ZDMG. mit dem „Magazin für die Litt. des Ausl." verwechselt. Vgl. Braun a. a. O. Nr. 58.

4) Thora, Pentateuch.

5) Die Leiden, die angeblich der Ankunft des Messias unmittelbar vorausgehen, vgl. b. Schabb. 118a.

Einwürfe und Bemerkungen, die von Berlin aus Ihnen übersandt werden — die ich nicht kenne — haben Sie vielleicht zu streng beurtheilt.[1]) Es ist allerdings, zumal für einen jungen Prediger, nicht leicht, hier sogleich das richtige zu treffen. Wenn mein Gedächtniß nicht irrt, so lassen Sie ein Werk drucken[2]); wird es bald erscheinen? Mein Briefstoff ist erschöpft und ich schließe mit dem Wunsche, daß Sie rüstig weiter arbeiten und mitunter ein paar Zeilen senden dem Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 27. November 1876. Zunz.

25. Geehrter Herr Dr.!

Es ist wohl nun Zeit, Ihr jüngstes Schreiben zu beantworten, mag diese Antwort auch Ihre gestellten Fragen nur in geringem Maaße vorwärtsbringen. Weder mein Gemüth noch meine jetzige Lebensweise bringen mich in irgend welche Beziehungen mit allgemeinen Angelegenheiten: was mir nicht von hiesigen Dingen erzählt wird, weiß ich nicht. Daher bin ich auch zum Rathertheilen unfähig. Allem Anscheine nach fürchtet hier die herrschende Partei die junge Orthodoxie.

Den Dr. Ehrenberg habe ich angefragt, wo ein Exemplar der Biographie Ehrenbergs[3]) zu haben ist; ich erwarte seine Antwort.

Von Schleidens Aufsatze[4]) kenne ich nur die erste Hälfte: er meint es gut, tappt aber auf dem fremden Felde im Finstern herum. Die Breslauer Narren senden Dankadressen für Schülerarbeit.

W., dessen Schreiben Sie anführen, ist doch der Gemeindesekretär Wertheim? Daß der Index Ihres eigenen Buches Sie verdrießlich macht, ist mir nicht recht verständlich; vielleicht begreife

---

[1]) Vgl. Rosenthal's Biographie Kaufmanns im „Gedenkbuch zur Erinnerung an David Kaufmann", S. XXVI.

[2]) Die „Gesch. d. Attributenlehre" ist gemeint. Brann, Nr. 66.

[3]) Sie ist von Zunz verfaßt und erschien „als Mscr. gedruckt" 1854 in Braunschweig.

[4]) Er ist betitelt: „Die Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften" und erschien zuerst in Westermann's Monatsheften. Mehrere Auflagen einer Sonder-Ausgabe wurden später vom DIGB. verbreitet.

ich es, wenn ich Sie von Angesicht zu Angesicht sehe. Daß man auf Menschen nicht bauen kann, hat das deutsche Volk diese Woche wiederum in der Abstimmung des hiesigen Parlaments gesehen: man kriecht vor der Macht.

Haben Sie die Absicht von dem dritten Bande meiner Schriften eine Anzeige zu schreiben?[1])

Und nun ist billig, Sie nicht länger zu quälen. Bleiben Sie trotz den Thorheiten der Welt heiter und gesund! Der Aerger ändert nichts.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 20. Dezember 1876. Zunz.

26. Sehr geehrter Herr Dr.!

Zu Ihrem bevorstehenden Vortrage über ר״י הלוי[2]) gratulirend, muß ich zugleich bedauern, daß ich keine Ihrer Anfragen beantworten kann. Nach dem, was die von Ihnen citirten Schriften ausweisen, müssen wir noch bevorstehende Entdeckungen abwarten, um über die Lebensumstände jener Dichter Bestimmteres zu wissen. Die Namen der Enkel betreffend, weiß ich nichts hinzuzufügen; ich glaube übrigens nicht, daß man im Talmudischen Alterthume erst nach dem Tode des Großvaters seinen Namen dem Enkel gegeben.

Ueber Schleidens Aufsatz, an welchem nur der gute Wille zu loben ist, wird von Juden ein Danklärm erhoben, daß ich mich schäme und ärgere. Sie verlangen von mir spielend Culturarbeit zu verfertigen, das hätte mir vor 30 Jahren gesagt seyn sollen. Da das, was ein Jude leistet, nicht geachtet und was die Juden betrifft, nicht beachtet wird, so möge ein junger, frischer Herkules diesen Stall säubern.

Mein תולדות ר׳ עזריה[3]) erschien כרם חמד[4]) Th. 5 (1841); die תוספ׳ת[5]) dazu das. Th. 7 (1843). Die kleinere Hälfte der תולדות ist abgedruckt in מ׳צרף לכסף[6]) London, 1854; benutzt ist der Aufsatz in Dav. Cassel's Ausgabe des מאור עינים[7]), 1865.

---

[1]) Es geschah später, vgl. Brann a. a. O. Nr. 84 u. oben S. 178 Anm. 1.

[2]) Jehuda Halevy. Vgl. Brann a. a. O. Nr. 64. Kaufmann hielt diesen Vortrag am 27. Januar 1877, als er als Rabbiner entlassen wurde.

[3]) Biographie Asarja de Rossi's.

[4]) Kerem chemed, Zeitschr. herausg. v. Sam. Jeh. Loeb Goldenberg.

[5]) Zusätze.

[6]) Mazref la-Kesef, herausgegeb. v. Hirsch Filipowski.

[7]) Meor Enajim. Die ed. Cassel erschien in Wilna.

Sie klagen über schwache Augen: ich empfinde jetzt Aehnliches, so daß ich meine Lesebeschäftigung noch mehr als sonst abkürze. Meine Bibliothek benutze ich fast gar nicht mehr. Da nimmt die Tauglichkeit eines Menschen stufenweise ab, bis er dahin sinkt, unbedauert und von Niemandem vermißt.

Die Anordnung meiner gesammelten Schriften folgt theils der Zeit, theils der Gleichartigkeit der Stoffe, bisweilen der Reihenfolge in einer Zeitschrift.

Entschuldigen Sie die Kürze meiner Briefe und bezahlen sie solche durch die Länge der Ihrigen, wie solche Großmuth dem künftigen מורה הוראה[1]) ziemt. Bedenken Sie bald mit einem Schreiben den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 25. Januar 1877. Zunz.

27. Geehrter Herr Dr.!

Sie überschütten mich mit Zusendungen und Lob und schreiben für mich an preußische Exellenzen[2]), und ich kalte Seele gebe dafür nur Dankesworte. Ich habe alle Ihre Sendungen erhalten, auch den mit Wärme und Begeisterung geschriebenen Jehuda Halevi[3]). Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Anhang S. 43 die Worte: „Sowohl Zunz als Landshuth haben es übergangen" ein Irrthum sind: Landshuth erwähnt das לובר חכמים S. 71 N. 26: was mich betrifft, so habe ich es schon vor 40 Jahren angeführt (Ritus von Avignon in Zeitung des Judenthums 1838, N. 151, S. 608). Vergleichen Sie auch meine Worte in Lit. Gesch. S. 204. Das Stück ist übrigens gedruckt (in פ' זכור[4]) im סדר[5]) von Carpentras, Amsterdam, 1762 f. 53b und im קרובץ[6]) von Algier, Livorno 1852, f. 102a, ist handschriftlich in cod. Paris 658 und in meinem cod. Avignon.

Was Sie mich in Ihrem vorletzten Brief über Heine fragen, kann ich jetzt nicht mehr beantworten: die alten Briefe liegen verpackt in meinen Schränken. Ebenso wenig kann ich gegenwärtig Einzelheiten über meine Jugendzeit mittheilen: im Talmud hat Inspector Ehrenberg keinen Unterricht gegeben; die ersten An-

---

[1]) = Rabbiner.
[2]) Was hier gemeint ist, weiß ich nicht.
[3]) Vgl. S. 181 Anm. 2.
[4]) So heißt der Sabbath vor Purim.
[5]) Titel der Gebetordnung für Carpentras.
[6]) = Pijjutim, Sabbath- und Festgedichte.

regungen für die jüdische Wissenschaft erhielt ich aus צמח דוד[1]) und Wolfii bibliotheca. Deronda hat selbstständig übersetzt, da die angeführte Stelle in miscellany of hebr. literature Vol. 1 (London 1872) p. 167 anders lautet. — Es soll mich freuen, wenn Ihnen in Pest ein angemessener Wirkungskreis bereitet wird; warum aber erst im Herbst? Ihren versprochenen Aufsätzen entgegensehend, schließe ich mit dem Wunsche, daß פסח[2]) Ihnen und den Ihrigen gut bekomme.

Achtungsvoll und ergebenst
Berlin, 26. März 1877. Zunz.

28.

Dem Wunsche in Ihrem jüngsten Briefe, Ihnen bald die Versicherung zu geben, daß ich wohlauf bin, habe ich nicht entsprochen, nicht sowohl wegen meines Befindens, das besser seyn könnte, als vielmehr, weil ich auf die Nachricht von der Bestätigung Ihrer Wahl in Pest wartete. Aber Unrecht haben Sie, wenn Sie Fragen unterdrücken, die wissenschaftlichen Inhalts sind, und welche Sie mir mitzutheilen gedachten. Offen, wie bisher, werde ich Ihnen stets sagen, ob ich etwas auf selbige zu sagen weiß: wenigstens lernt man etwas aus Anfragen der Art.

Der hier verstorbene Buchhändler Springer, der mehrere meiner Schriften verlegt hat, ein Exjude, war mit der Enkelin von Baruch Lindau — Mitarbeiter der מאספים[3]) — verheirathet[4]).

Von Harkavy's Werke[5]) habe ich bis jetzt nichts gesehen.

Da der russisch-türkische Krieg ausgebrochen ist, werden die wissenschaftlichen Interessen fürs erste den politischen weichen und noch weniger als früher jüdische Schriften gekauft oder gelesen werden. Da ein גוי[6]) das Magazin gekauft hat, darf dessen Kälte gegen jüdische Werke Sie nicht wundern. Sobald der Messias kommt, ändert sich das.

---

[1]) Das Geschichtswerk des David Gans, vgl. Steinschneider C. B. 4805.

[2]) Das Peßachfest.

[3]) Meassef war der Titel der von Euchel, Löwe und Wolfsohn 1783—1797 herausgegebenen Zeitschrift.

[4]) Das Nähere hat Kaufmann mitgetheilt in Berliners Magazin XVII (1890), S. 309 f. Kronek oder קראניק bei Landshut (H. S. A. 42, S. 20/21, vgl. H. S. A. 43, S. 9) ist Krojanke in Westpr.

[5]) Gemeint sind hier wohl die „Altjüdischen Denkmäler aus der Krim", die 1876/7 erschienen sind.

[6]) Christ.

Hier schließe ich mit dem Wunsche, daß Sie in Pest Ihre Wünsche befriedigt finden.

Achtungsvoll Ihr ergebenster

Berlin, 25. April 1877. Zunz.

29.

Ihre gütigen Sendungen nebst Briefen hätte ich früher beantwortet, wenn mich nicht die Besorgniß Sie zu beunruhigen und Ihr Versprechen mir noch ausführlicher schreiben zu wollen, zurückgehalten hätte. Noch heute ersuche ich Sie zuerst für Ihre Wiederherstellung und in dritter oder vierter Reihe für eine Beantwortung Sorge zu tragen. Nehmen Sie meinen Dank für die Dedication[1]), die mich Zwerg zu den Unsterblichen zählt, und die überschickten Bücher an; ich möchte Ihnen gern eine meiner verfaßten opera senden, falls Ihnen ein solches fehlen sollte. Die englischen Zeitungsblätter erhalten Sie auf Verlangen wieder zurück. Ueber Mss. des אמונה רמה[2]) kann ich nichts sagen, noch weniger über eine andere Uebersetzung; fast ebenso wenig weiß ich über mich zu berichten. Seele und Körper werden bei zunehmendem Alter und gleichbleibender Trauer nicht frischer. Hoffentlich ist für Ihre Berufung die Bestätigung eingetroffen; die Abreise von Herzberg ist bis jetzt nicht erfolgt: es scheint, daß noch ein Bewerber ihm noch im Wege ist. Benedetti[3]) hat mir sein Werk bereits vor 6 Jahren gesandt; ich schickte ihm 10 meiner kleineren Schriften; ob er sie erhalten, weiß ich nicht. Ein Amerikaner A. S. Isaacs[4]), gegenwärtig in Breslau, quält mich mit einem englischen Brief und Fragen über einen Aufsatz von Carmoly. Ruhe hat man erst im Grabe. Sie sehen, welch ein unangenehmer Correspondent ich bin, leider bin ich es geworden: מי יתנני כימי קדם[5]).

Fahren Sie fort gesund zu werden und bedenken Sie, wenn der Arzt nichts dagegen hat, mit einem Briefe den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 5. Juni 1877. Zunz.

---

[1]) Zu den „Sieben Festpredigten" Brann a. a. O. Nr. 65. Rosenthal Biographie, S. XXXIV.

[2]) Emunah ramah, das religionsphilosophische Werk des Abraham Ibn Daûd.

[3]) Salv. Benedetti, Prof. in Pisa, ist offenbar gemeint.

[4]) Er besuchte damals das jüd.-theol. Seminar in Breslau und ist jetzt Red. des Jew. Messenger in New York.

[5]) Vgl. Ijjob 29, 2.

30.

Da die Zeit Ihrer Abreise nach Pest so nahe ist, beeile ich meine Beantwortung Ihrer Briefe. Ueber meine Sie betreffende Empfehlung, die am 5. März nach Pest abgegangen[1]), brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen; ich freue mich über die Stelle, die Sie erhalten, wenn auch nicht gerade über die Zunahme der Entfernung. Indessen zähle ich die mir noch gewährte Lebensfrist zu so unbedeutenden Portionen, daß es auf einhundert Meilen mehr nicht ankommt. Das von Jehuda b. Jakar in תמים דעים angeführte נגידי תרועה, war gleich dem נמרי הרעי רחמים (Treves Commentar zu Machsor roman. Th. 2 Bl. 9 zu מה נפתח), ehemals im Schlußtheile der סליחות gebräuchlich; einen Anklang davon hat ולתרעך הדרנא in Römischen מה נפתח. Vergleichen Sie meine synagogale Poesie 1855, S. 150.

Sie verlangen von mir ein Urtheil über Ihre Frühpredigt[2]). Ich habe sie gelesen: aber ich bekenne, daß mir für ein Urtheil die Kälte gebricht. Die Sprache ist geläutert, die Gedanken schön, vielleicht zu hoch für ein Synagogen-Publikum. Aber mich durchzittert, wenn ich Gefühl lese, eine Trauer: mein Gemüth ist jetzt nur für Zeitungen brauchbar. Obgleich die Eliot[3]) mich anführt, bleibe ich den Gewalthabern unbekannt.

Ich glaube, die Verketzerungen der ungarischen Stockjuden werden Sie vor einem Uebermaaß von Rechtgläubigkeit schützen. Was die . . . . . . Krankheit für Elend hervorbringt, beweisen das Pabstthum, die Inquisition, Rußland, Fez und der jüdische חרם[4]).

Ich schließe meine Betrachtungen mit dem Wunsche, daß die neue Anstellung Sie zufrieden stelle.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 19. Juni 1877. Zunz.

31.

Ihren Brief vom 9. v. M., den ich am 11. erhalten, habe ich am 13. beantwortet, natürlich nach Pest gesandt. Da nun Ihr vorgestern erhaltenes Schreiben von „meinem Monate langen Stillschweigen" spricht, muß mein Brief nicht angekommen seyn. Der Pester Vorstand hat mich zu der Eröffnung eingeladen, ich

---

1) Rosenthal hat dieselben a. a. O. S. XXXIX in der Anm. abgedruckt.

2) Vgl. Brann a. a. O. Nr. 65.

3) In dem Roman „Daniel Deronda".

4) Bann.

habe ihm für die mir erwiesene Ehre gedankt[1]). Um das Amt eines Bibliothekars beneide ich Sie nicht. Daß Ihre Wünsche zu meinem Geburtstage mich rühren, brauche ich kaum zu wiederholen: ich habe für mich nur einen Wunsch — — —

Meine Gesundheit läßt viel zu verbessern; aber es geht noch immer leidlich. Hüten Sie sich vor zu großen Anstrengungen; es wird das einem mit den Jahren schlecht gelohnt. In Ihrem Buche habe ich bisher nur geblättert; ebenso in dem Aufsatze Grünbaum's[2]) (Morgenl. Zeitschrift). Weder Augen noch Geist können mehr dem Laufe der Wissenschaft folgen. Daß man mit der Zeit vergessen wird, ist ganz natürlich; nur die nie existirt haben, leben ewig, oder die das Glück haben, als Statthalter ermordet zu werden, wie Gedalja.

Bleiben Sie frisch und erinnern Sie sich dann und wann des Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 10. September 1877. Zunz.

32.

Einen Monat habe ich Ihren Brief, also ist es Pflicht zu antworten. Was in meinem nicht angekommenen Schreiben gestanden, weiß ich nicht; Bücher beurtheilen, habe ich längst aufgegeben. Fahren Sie fort, den Anregungen Ihres Geistes zu folgen, unbekümmert um griesgrämige oder feindselige Beurtheiler: ich habe in einer sechzigjährigen Laufbahn mich nie um solche bekümmert סוף הכבוד לבוא[3]). Daß bei der Verwandtschaft der Litteratur alter Völker hie und da Entlehntes gefunden wird, ist kein Wunder; allein darum ist noch nicht Alles bei A. von B. entlehnt.

In Ihrem nächsten Briefe theilen Sie mir wohl etwas über die Feier der Eröffnung[4]) mit: außer der Vossischen Zeitung, die sich nicht besonders für Jüdisches begeistert, lese ich kaum ein Blatt.

---

[1]) Die Eröffnung fand am 4. October 1877 statt. Vgl. Isr. Wochenschrift VIII (1877), Nr. 43, S. 333 ff.

[2]) Es handelt sich vermuthlich um Grünbaum's umfangreiche Abhandlung: „Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Haggada", die im Jahrgang XXXI der ZDMG erschienen und von Felix Perles jüngst in Max Grünbaum, Gesam. Aufsätze zur Sprach- und Sagenkunde, (Berlin 1901), S. 37 ff noch einmal abgedruckt ist.

[3]) „Die Anerkennung kommt schließlich von selber". Nedarim 63a.

[4]) Vgl. Anm. 1.

Herzberg reist noch diese Woche nach Jaffa; wieder einer weniger, der mich Einsiedler besucht. Was sonst mich angeht, so ist nichts Interessantes zu melden; der Geist ist müde, die Seele betrübt, der Körper schleicht dahin. Eines schönen Tages wird Messias kommen מלא עינים[1]).

Für Europa ist es ein Glück, daß seine beiden größten Feinde Pabst und Zar sich selber gegenseitig hassen; vielleicht geht mit beiden überhaupt die Tyrannei — ממשלת זדון[2]) zu Grunde.

Nun sollte eigentlich eine Meldung von Neuigkeiten und Vorfällen folgen; aber ich bin in Berlin nicht allein ein Einsiedler, sondern ein Fremdling, man kennt mich so wenig, als ich die Welt, also ist es Zeit, den Brief zu schließen. Bedenken Sie, sobald die Geschäfte es erlauben, mit einem weniger mageren Schreiben den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 15. October 1877. Zunz.

33.

Wenn ich ungeachtet Ihrer freundlichen Briefe Ihnen nur einmal in achtzig Tagen schreibe, so schieben Sie die Schuld auf meine Menschenliebe, der es unrecht scheint, einen jungen thätigen Professor mit nichtssagenden, unerfreulichen Briefen zu belästigen, zumal einem solchen, der es für eine Schuldigkeit hält, solche gleich zu beantworten. Sie verlieren an meinem Stillschweigen weder gelehrte Bemerkungen, noch philosophische Kunstarbeit. Ein Tag sieht bei mir aus wie der andere, zunehmende körperliche Uebel abgerechnet, und ich könnte, unbeschadet der historischen oder astronomischen Wahrheit, mein heutiges Schreiben den vorigen October datiren.

Da Sie mit dem Kaiser gesprochen, werden die Dunkelmänner mehr Respect, wenigstens mehr Furcht vor Ihnen und Ihrer Partei bekommen. Das Buch קסת יהונתן[3]), gedruckt A. 1697, habe ich nie gesehen. Ihre Anzeige meiner Schriften habe ich erhalten; allein wissenschaftliche Anfragen, z. B. über Aaron Sergado, kann ich jetzt nicht beantworten. Wären Sie hier, würde eine halbstündige Unterredung Sie davon überzeugen. Von den Betrügereien des verstorbenen karäischen Fuchses war ich seit

---

[1]) Der Erlöser, der „voll von Augen“ ist, ist der Todesengel, vgl. Abodah sara 20b.

[2]) Die Herrschaft des Trotzes.

[3]) Vgl. Steinschneider C. B. 5868.

langer Zeit überzeugt. Die englische Uebersetzung Ihres Aufsatzes über Deronda[1]) ist wohl noch nicht erschienen? In den nächsten Wochen wird das Verzeichniß der Hebraica in der Berliner und in der Hamburger Bibliothek, beide von Steinschneider, erscheinen.

Vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem, zumal ich nicht mehr lange auf unserem Planeten hausen werde und erzählen Sie von sich und Anderen dem Sie hochachtenden

Berlin, 10. Januar 1878. Zunz.

34.

Durch die sofortige Beantwortung Ihres vor wenigen Stunden erhaltenden freundlichen Briefes will ich Sie für die lange Pause etwas zu entschädigen suchen. Es ist nicht Spaß, wenn ich sage, daß ich Freunden mit meinen leeren und freudelosen Briefen nicht zu oft lästig werden mag. Dazu kommt noch die Oede meines Lebens; ich sehe und höre wenig Personen, komme nirgends hin, lese kein Buch und thue überhaupt nichts. Ist ein solches Individuum ein gesuchter Correspondent?

Das mir eingeschickte Blatt aus dem Semak ms.[2]) folgt anbei zurück; aus den zugefügten Anmerkungen werden Sie merken, daß Sie umsonst Ihre Augen angestrengt haben. Meine Mss. liegen verschlossen im Pulte; eigentlich Philosophisches habe ich nicht. Bei der Verlängerung Ihres Aufenthaltes in Pest wird auch die Sprache an Widerstand abnehmen.

Jetzt müßte mein Brief erst anfangen und die Werke aufzählen, die ich auf Wunsch der europäischen Regenten und Akademiker herausgebe. Allein es ist besser, ich höre hier auf und erlaube mir, dafür um eine desto inhaltreichere Antwort zu ersuchen.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 16. Januar 1878. Zunz.

35.

Da man mehr meint und glaubt als weiß, so will auch ich glauben, daß meine Briefe ohne Inhalt Ihnen angenehm sind. Aber Sie klagen als junger Mann voll Lebensfrische und Thaten=

---

[1]) Brann a. a. O. Nr. 70.

[2]) Dem Briefe liegt ein von Kaufmanns Hand geschriebenes Octavblatt bei, an dessen Ende Zunz bemerkt: „Alles obige ist gedruckt und das Nähere in meiner Litteraturgeschichte der synagogalen Poesie zu finden. Z.“ „Zu vergleichen mein: die Ritus, Verzeichniß, S. 249 Art. Worms. Z.“

durft über Niedrigkeit und Knechtssinn, daher werden Sie einem unglücklich gewordenen Greise seine Melancholie verzeihen müssen, und da weder Seele noch Leib bei mir normal sind, können es weder die Neigungen noch die Thaten seyn: man muß mich ertragen, und mehr hat von seinen Freunden auch Hiob nicht gefordert. Die jüdische Zeitschrift in Ungarn anlangend, so muß es versucht werden: als ich 1821 ähnliches unternahm, bin ich nicht über 3 Hefte hinausgekommen; indeß ist jetzt der Leserkreis größer und die Verbindung leichter. Von einem englischen Litteraturverein[1]) erwarte ich für die jüdische Wissenschaft wenig; bis jetzt sind sie dort über Uebersetztes nicht hinausgekommen, obgleich die meisten Arbeiter keine Engländer sind. Daß es Dr. Herzberg nach Wunsch geht, ist mir lieb. Wollen Sie aber den eigentlichen Riesen des Judenthums kennen lernen, dem Bibel, Wissenschaft, Freiheit, Recht und Unterhaltung alles zu verdanken hat, so lesen Sie: „Ueber Land und Meer 1878 N. 5, B. 39, S. 99—101."

Ist H. Vambery in Pest, Schriftsteller und Reisender, ein Jude?

Heute heirathen zwei Töchter des Kronprinzen והעיר[2]) שושן צהלה ושמחה; ich habe heute viertehalb Jahren die Einzige, die mich liebte, verloren, so grenzen Freud und Leid dicht aneinander.

Da ich weiter nichts zu sagen weiß, so endige ich mit dem Wunsche, daß Sie mich noch vor Purim mit einem Briefe erfreuen.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 18. Februar 1878. Zunz.

36.

Die Muße des Ester-Tages zu einer Beantwortung Ihres jüngsten Schreibens benützend, bemerke ich zuförderst, daß ich gegenwärtig nicht in der Stimmung bin, über meine Jugend und meine Eltern zu sprechen: meine schriftstellerische Thätigkeit beginnt A. 1817[3]); meine Bücher-Arbeiten sogar A. 1805, und bewahre ich Mss. aus den Jahren 1809 bis 1816. Mein Vater war בחור[4]) in Frankfurt a. M., unterrichtete in Hamburg im Talmud, mußte aber wegen Brustleiden 1798 diese Thätigkeit aufgeben,

---

[1]) Von der Jew. Public. Society sind die Schriften Ibn Esras, Maimonides u. a. herausgegeben worden.

[2]) Esth. 8, 15.

[3]) In diesem Jahre erschien eine Predigt von ihm in der von Jer. Heinemann herausgegebenen Zeitschr. Jedidja II, S. 17 ff. Vgl. Steinschneider C. B. p. 2774.

[4]) Talmudjünger.

gab nur noch außer dem Hause Privatstunden. Bei ihm hatte ich schon 1799 und 1800 den ersten Unterricht in Raschi und Mischna, auch in hebr. Conjugationen; er war der Vetter von Samuel Breslau[1]) — dem Vater von Gumpertz, welchem meine Namen der Juden gewidmet sind —. Meine Mutter habe ich seit Juli 1803, als ich nach Wolfenbüttel in das בהמד״ר[2]) der Samsons gebracht wurde, nicht wieder gesehen.

Eine Anfrage in meinem vorigen Briefe haben Sie nicht beantwortet, also bitte ich, sich derselben in Ihrem nächsten Briefe zu erinnern. Uebrigens haben die Akademiker und die Professoren so gut als die Prinzen und die Minister mich bis jetzt in Ruhe gelassen, nicht beunruhigt durch meine Schriften, sogar die Zeitungsschreiber haben mich vergessen und es dürften wenige leben, die von mir wissen oder mich vermissen. In dieser nicht gerade zu Purim passenden Stimmung schließe ich mit dem Wunsche, daß Sie gelegentlich wieder mit einem Schreiben bedenken, den vergessenen

Berlin, 18. März 1878. Zunz.

Salomo[3])	Lippmann Zunz um A. 1700
|	|
David Behrens[4]), geb. 1740 in Böhmen, gest. 19. Februar 1828 in Detmold.	Sender
|	|
	Löb aus Paderborn, gest. vor 1783 in Frankfurt am Main.
|	|
Hendel, geb. 1773, 20. Januar, gest. 9. November 1809 in Hamburg. =	Mendl Emanuel, geb. 1761, gest. Sonnab. 3. Juli 1802 in Hamburg, begraben in Ottensen bei Altona.
Adelheid (עדיל) geb. 2. April 1802 in Pyrmont, gest. 18. August 1874 in Berlin. =	Lippmann (Leop.) Zunz, geb. 1794, 10. August in Detmold.

---

1) Samuel Breslau's Mutter hatte eine Schwester Gitel, deren Sohn Mendel Zunz war. Vgl. Kaufmann in der M. S. 38 Jahrg. (1894), S. 484.

2) Beth ha-Midrasch, jetzt Samson-Schule (höh. Bürgerschule.)

3) An den hier von Zunz selbei gegebenen Stammbaum hat Kaufmann, als er 1894 seine Abhandlung über die Familie Zunz (M. S. 1894. S. 481) schrieb, nicht gedacht. Mir ist der Nachweis der Geschlechter bis zur Stunde unbekannt geblieben. Auf Grund der neuen Mittheilungen ist in meiner Stammtafel (a. a. O. S. 493) Lipmann als vierter Sohn des Naphtali Herz (5) Zunz nachzutragen. Er erhält dann die dort dem Jehuda Löb (10) gegebene Nachkommenschaft mit Ausnahme des Sohnes Simcha (18). Alles Uebrige bleibt unverändert.

4) Also nicht: Dob Beer, wie Kfm. a. a. O. angiebt.

35. Geehrter Herr Professor!

Bevor ich zur Beantwortung Ihres Schreibens vom 20. vorigen Monats schreite, erlauben Sie mir Geschäftliches abzumachen. Beiliegende Beurtheilung möchte ich in eine Deutsche Pester Zeitung fehlerfrei eingerückt haben und, wenn dies geschehen, drei Exemplare (auf Schreibpapier) der Nummer unfrankirt zugeschickt erhalten. Wollen Sie die Güte haben und dies Geschäft besorgen?

Den Namen „Leopold" habe ich, als ich noch Lehrer in Wolfenbüttel war, von J. H. Samson auferlegt erhalten: so lautete er dann in meinem Passe, auf der Universität und später in dem Bürgerbriefe. יום טוב ליפמן צונץ[1]) ist bereits unterschrieben: mein Aufsatz in כרם חמד[2]) Th. 5 (1841), S. 158.

Eine Geschichte der getauften Juden und Jüdinnen, namentlich der Geistlichen, der Schriftsteller, der Angeber seit Paulus כיפא[3]) bis Paulus Cassel und Bischof Haynald fehlt uns in der That: ein Rothschild hätte dazu Zeit, Geld und Hülfsarbeiter. — Ihre Rede[4]) habe ich erhalten.

Sie wünschen mir frohere Stimmungen: mit solchen ist's bei mir vorbei. Heute sind es vier Jahre, daß meine Adelheid ע"ה[5]) bettlägerig wurde. — Nun ist es Zeit, daß ich schließe. Erfreuen Sie sich des beginnenden Frühlings und des Besuches bei den Eltern.

Stets achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 4. April 1878. Zunz.

38.

Nehmen Sie freundlich meinen Dank für die Bereitwilligkeit und die rasche Förderung meines unbedeutenden Anliegens. Wenn es für die Aufnahme der Recension in ein dortiges Blatt nöthig scheint, unterschreiben Sie meinen Aufsatz:

Dr. L. Zunz.

Sonst aber bitte ich nichts zu ändern; der Verfasser des Artikels, den ich beleuchte, ist Carl Blind, ein Deutscher, der seit lange in London lebt, daher muß „England" stehen bleiben; aber das Zeitungsblatt der Vossiana kann ich Ihnen nicht schicken.

Von den „Deutschen Briefen" würde ich gern eine zweite etwas vermehrte Auflage erscheinen sehen; aber die Zeitungen haben

---

1) Jomtob Lipmann Zunz.

2) Vgl. S. 182 Anm. 4.

3) Hier ist offenbar Paulus mit Petrus verwechselt, vgl. Zunz LG. S. 5 f.

4) Etwa Braun Nr. 67?

5) Sie ruhe in Frieden.

das Büchlein todtgeschwiegen. Weiter habe ich bei der Eile, mit welcher ich antworte, nichts zu sagen.

Achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 9. April 1878. Zunz.

39. Kaufmann an Zunz.

Hochzuverehrender Herr Dr.!

Wenn ich allein zu verfügen hätte, ich würde Ihnen heute die verlangten Abzüge bereits zugeschickt haben. So muß ich leider abreisen, ohne selber das Erscheinen des Artikels abwarten zu können. Ich habe Anstalten getroffen, daß im Falle — die Möglichkeit hat mir einer der Lloydredacteure ausdrücklich erklärt — einer etwaigen Abänderung, welche der in einer politischen Zeitung unangenehmen Citate wegen gewünscht werden sollte, der Artikel mir zurückgestellt werde, da ich keine Aenderung an Ihrer Arbeit dulden wollte. Ja, über den Geist des Judenthums, da wollten wir eine Arbeit von Zunz mit 1000 Vergnügen begrüßen, so sagte mir solch ein öffentlicher Meinungs-Macher. Ich hoffe, daß trotzdem die Sache zu Ihrer Zufriedenheit ausfallen dürfte.

Ich hoffe, morgen, Montag, Abend bei meinen Eltern einzutreffen, wo ich nicht ganz zwei Wochen zu bleiben gedenke, da unsere Ferien nur so karg bemessen wurden. Mit Ruhe sehe ich auf das erste Halbjahr meiner hiesigen Wirksamkeit zurück, in der ich wenig für meine eigenen Pläne, dafür aber Befriedigendes für andere gethan habe. Die Menschen hier sind auch innig und empfänglich genug, um für redliche Bestrebungen dankbar zu sein. Ich habe hier manchen Freund erworben. Wie anders wäre es in Berlin gewesen! Ich bin für das Predigen nicht geschaffen[1]), die Kälte der Menschen hätte mir einen bösen Schnupfen zugezogen. . . .

In Ihren letzten Zeilen habe ich die erwünschte Auskunft über das Vitrymachsor[2]) vermißt. Beim Fürsten Lobkowitz in Raudnitz vermuthe ich ein drittes Exemplar außer den zwei von früher bekannten.

Wie ich höre, hat Schleiden[3]) die Fortsetzung seines Artikels drucken lassen. Der Mann ist trotz der Fehler aller Ehren werth.

---

1) Vgl. Rosenthals Biographie S. XXV.

2) Das Machsor Vitry ist jetzt vom Vereine Mekize Nirdamim herausgegeben. Berlin 1889/94.

3) Sie erschien unter dem Titel: „Die Romantik des Martyriums bei den Juden im Mittelalter". Lpzg., 1878.

Erfreuen Sie mich mit reicheren Mittheilungen und nehmen Sie die besten Wünsche von Ihrem Sie innig verehrenden

David Kaufmann.

Budapest, 14. 4. 1878.

Darunter von Zunz' Hand folgende Notizen:

erh. 16. April, beantw. 16. Mai.

Das Vitry-Machsor ms. habe ich vor etwa 30 J. excerpirt, das Ms. ist frühestens aus dem 13. Jahrhundert; vieles daraus ist in meine Lit. d. syn. Poesie übergegangen.

40. Kaufmann an Zunz.

Am Rande von Zunz' Hand die Notiz: erh. 12., beantw. 16. Mai.

Budapest (Landstr. 35 I.), 10. 5. 78.

Hochzuverehrender Herr Dr.!

Wie sehr ich mich freue, daß ich Ihnen die Exemplare des Pester Lloyd[1]) — vorläufig eines — worin Ihr Artikel enthalten ist, einsenden kann, vermag ich Ihnen kaum zu sagen. Der Preß-bengel erhebt eben gegen alles Gelehrte und Jüdisch-Wissenschaftliche die größten Schwierigkeiten. Die Druckfehler zeigen, obzwar ich um Correctur gebeten hatte, wie wenig die Setzer unsrer ersten Offizin von jüdisch-arabischen Dingen wissen. Wie die Redacteure, so die „Metteure"! Es wird einen Hauptspaß geben, wenn die jüdische Lesewelt heute und morgen am heiligen Schabbes in der Provinz dem verehrten Namen des Altmeisters unserer Zunft im großen Weltblatt, dem Lloyd, begegnen werden. Wie viel unnütze Vermuthungen dürften da aufgestellt werden! Ich hoffe, daß die jüdischen Blätter wacker nachdrucken werden; hier giebt es deren zwei, welche in jüdischer Wissenschaft machen wollen. Wenn ich auch Ihre werthen Zeilen in der Heimath vermißte, so ist mir doch eine andre von Ihnen herrührende Freude beschieden worden, die alle meine Lieben beglückte. Frau Zerline Meyer, meine einzige Getreue aus dem predigtreichen Jahr, hat mir die Ueberraschung bereitet, mir Ihr Bild nach der Heimath zu senden. Ich danke Ihnen für die darunter gesetzte Perle[2]); Ihren Namens-

---

[1]) Der Artikel erschien am 10. Mai 1878 in der Litteratur-Rubrik des „Pesther Lloyd". Er behandelt Karl Blind's Aufsatz „über das Khazaren-Reich in einer Sonntags-Beilage der Voss. Ztg." vom März 1878. Die Besprechung Zunzens und die Antwort Blind's findet man im Jüd. Lit. Bl. VII, S. 92. nachgedruckt.

[2]) Die Inschrift lautet: „Weltlichen und geistlichen Tyrannen dienen drei Hülfsheere: Schurken, Schwachköpfe, Esel; drei Bundesgenossen: Armuth, Reichthum, Unwissenheit; drei Fertigkeiten: Sophistik, Charlatanerie, Aberglaube".

zug habe ich ungern vermißt. Sie werden die Güte haben, mir das Datum, da die Aufnahme stattfand, wenn es Ihnen erinnerlich ist, mitzutheilen. Ich werde es dann mir an der Rückseite des Bildes anmerken. Ich bin seit eilf Tagen wieder hier und wieder völlig im alten Geleise. Meine Lieben habe ich gesund angetroffen und verlassen. Auf der Herreise verweilte ich $1\frac{1}{2}$ Tage in Wien, wo ich Jellinek und Kompert neben anderen Bekannten besuchte. Wenn es wahr würde, wovon schon so oft die Rede war, daß in Wien ein Seminar gegründet werden soll, so dürfte ich wohl zuversichtlich dahin berufen werden. Haben Sie bereits Schleidens Aufsätze im April- und Mai-Heft der Westermann'schen Monatshefte[1]) gelesen? Der Mann kennt, wie es scheint, Ihre einschlägigen Arbeiten nur aus Anführungen, worauf ich vielleicht in einem Wiener Blatte hinweisen werde. Der Eifer, mit dem der urdeutsche Mann für uns eintritt, ist erquickend. Die Esel und Schufte werden von Bestechung reden. Von Herzberg habe ich beruhigende Nachrichten. Ich hörte aus Berlin, seine Stellung sei schwankend oder gar unhaltbar geworden. Das scheint in jedem Falle übertrieben zu sein. Er klagt über Verstimmung, ich entnehme jedoch dem Briefe seiner Frau, daß es unmöglich so düster bestellt sein kann. Um nicht ganz ohne Wissenschaftliches meinen Brief abgehen zu lassen, frage ich Sie, ob Sie כבסחין oder ספסחין in dem Berichte Abraham Ibn Daûds[2]) über die vier Gelehrten entziffert haben. Rapoports Vorschläge (Chananel n. 2) sind unannehmbar. Ist Ihnen Nathan Babli außer bei Zakuto noch sonst als Historiker vorgekommen? Graetzens[3]) Kartenhaus über diesen Mann hat bereits Geiger[4]) weggeblasen. Ich habe jetzt aus Petersburg zwei neue Emuna-Ramamanusskripte bekommen. Es ist Zeit, daß ich aufhöre. Verzeihen Sie die Ausführlichkeit Ihrem Sie alle Zeit innig verehrenden

David Kaufmann.

41. Zunz an Kaufmann.

Geehrter Herr Dr.!

Besten Dank für die 3 Exemplare der Pester Zeitung und hauptsächlich für Ihre gütige Bemühung für den Druck meiner Recension. Sollte selbige Ihnen auch Unkosten gebracht haben, bitte

---

[1]) Es ist die S. 193, Anm. 1 erwähnte Abhandlung.
[2]) Neubauer, Anecd. Oxon I, 67.
[3]) Geschichte der Juden Bd. V, Note 21, II, 3. Aufl. S. 470 f.
[4]) Bei Steinschneider, H. B. III, 3. Vgl. Revue des Études juives VII, 199.

ich um deren Betrag, damit ich die Schuld bezahle. Die Unterschrift unter meinem Bilde habe ich den 11. April, während die Dame Meyer bei mir war, angefertigt. Von Schleiden habe ich seine judaica nicht gelesen; daß er meine Bücher nicht kennt, wundert mich nicht: es würde mich wundern, wenn er sie kennte. Er braucht ja nicht mehr zu wissen, als die gelehrten deutschen Akademiker. Ueber סבסחין und נתן הבבלי[1]) weiß ich nichts mitzutheilen. Das Vitry-Machsorms. habe ich vor etwa 30 Jahren excerpirt, das Ms. ist frühestens aus dem 13. Jahrhundert; vieles daraus ist in meine Lit. der syn. Poesie übergegangen, die Steinschneider (Katalog der hebr. mss. der Hamburger Bibliothek, Vorr. S. XIII) eine Riesenarbeit nennt. Jetzt hat das Riesenthum bei mir ein Ende: ich leiste nichts mehr, denn nicht nur mein Gemüth leidet, auch der Körper versagt seinen Dienst. Da jeder Mann, selbst משה רבינו[2]), einmal aufhören muß, so habe ich keinen Anspruch, eine Ausnahme zu machen. Das darf Sie, der noch jung und frisch ist, mir längere Briefe zu schreiben, nicht abhalten: ich, der Müßigsitzer, habe sie zu lesen Zeit. Darauf hoffend, schließe ich heute.

Stets achtungsvoll und ergebenst

Berlin, 16. Mai 1878. Zunz.

42. Kaufmann an Zunz.

Hochverehrter Herr Dr.!

Ich war die Tage über, als Ihr Brief eintraf, stets bei Ihnen. Die Beschäftigung mit Schleidens Aufsatz, den ich Sie zu lesen bitte, hat mich wieder einmal zu einer Versenkung in Ihre Schriften bewogen, die ich nie zu flüchtigem Blättern, sondern stets zu andächtigem Verweilen in die Hand nehme. Ich habe in einem eben fertig gewordenen Berichte über die Wissenschaft des Judenthums, an dessen Erscheinen ich noch sehr zweifle[3]), gar oft Gelegenheit gehabt, mich Ihrer Worte und Aussprüche zu bedienen. Sie werden mir hoffentlich darin zustimmen, daß Schleiden das Kapitel „Leiden“ in der synagogalen Poesie[4]) nicht gekannt hat und den berühmten ersten Satz anderswo aufgelesen, wie auch darin, daß er weit mehr als für seine erste fehlerhafte Arbeit, für diese Dank verdient. Ich sehe, daß Sie wirklich mit Zusendungen

---

[1]) Nathan ha-Babli.
[2]) Unser Lehrer Moses.
[3]) Weder weiß ich, was für ein Bericht gemeint ist, noch ob ein solcher erschienen ist.
[4]) S. 9—58.

aus Ungarn erfreut werden, auf die Sie dann nicht anders als antworten können. Jüngst ist orbi et urbi verkündet worden, daß Sie vor 26 Jahren den plenus Aruch[1]) ganz anders begrüßt hätten. Warum gerade vor 26 Jahren?

Da ich beim Fragen bin, so erlaube ich mir etwas zurückzugreifen und Sie um eine Angabe darüber zu bitten, wer Frankels Zeitschrift II, 407 Lebrechts „Gönner" G. sei, und ob Ihnen der eigentliche Name von Hock im Orient 1846[2]) bekannt ist, den Lebrecht für ein Pseudonym hält. Sind Sie seitdem vielleicht seiner Deutung von der Brautfahrt der vier Gelehrten aus Bari geneigter geworden, als er Sie dort darstellt? Es war mir ein Fest, als ich Ihren Artikel im Lloyd bemerkte. Die jüdischen Zeitungen werden ihn hüben und drüben nachdrucken. Es lag undl iegt mir daran zu erfahren, wann Ihre Photographie, nach der das Bild der Frau Meyer angefertigt wurde, aufgenommen ist, wie man auf Photographendeutsch zu sagen pflegt. Sollten Sie dies noch ausfindig machen können, so bitte ich darum.

Hier dürfte bald eine Kammerverhandlung jüdisches Interesse bieten. Die Orthodoxen sind jetzt um Theilung des Schulfondes eingekommen. Unsere Landeskanzlei hat dagegen eine Adresse an das Abgeordnetenhaus gerichtet, worin sie diesem das Recht bestreitet, zwei jüdische Confessionen im Gesetze anzunehmen[4]). Das hat wenig Aussicht, von den Gojim begriffen zu werden. Hat doch auch die preußische Kammer trotz aller theologischer Gutachten das Vorhandensein mehrerer jüdischer Confessionen als Gesetz erklärt[5]). Würden Sie heute noch die Stimmung finden, in dieser wichtigen Frage Ihre Stimme zu erheben, die hier zu Lande Geltung hätte?

---

[1]) Alexander Kohut's Aruch-Ausgabe, die auf dem Titelblatt der ersten Lieferung als „plenus Aruch" bezeichnet war und als „Aruch completum" bekannt ist.

[2]) VII, 366. Vgl. jetzt Kaufmann's Vorwort zu Hock, Simon: Die Familien Prags (Preßburg 1892), S. 14. Das Citat aus dem „Israelit des neunzehnten Jahrhunderts" (a. a. O. S. 13), das der selige Kaufmann damals von mir erbat, kann ich jetzt nachweisen. Es findet sich VII (1846), S. 175 f. Die Namen sind: H. Lasch, Simon Lowositz und Jacob Bunzl. Ob diese Ergänzung von ihm oder mir bereits anderswo gegeben ist, weiß ich im Augenblick nicht.

[3]) Vgl. Allg. Ztg. d. Judenth. 1878, 407 f.

[4]) Gesetz vom 28. Juli 1876 betr. den Austritt aus den jüdischen Synagogen-Gemeinden (Gesetz-Samml. S. 353).

Ich hatte die Absicht, Herzberg, dem es viel besser gehen soll, in Jaffa zu besuchen. Da aber unsere Ferien in die glühendsten Monate fallen, so bin ich davon zurückgekommen und trage mich jetzt mit dem Gedanken, nach Paris zu gehen, wo ich mehr einigen Handschriften als der Ausstellung leben würde. Ich fürchte aber, nach allen Plänen endlich zu Hause zu bleiben.

Der Abend ist mittlerweile herabgesunken, auch dürfte es für Sie genug sein „des grausamen Spiels“. Mögen Sie bald Muße finden mit Ihren Zeilen zu erfreuen

Ihren Sie allezeit verehrenden
David Kaufmann.

Budapest, 21. 5. 78.

Darunter notirt Zunz: beantw. 5. Juni.

43. Zunz an Kaufmann.

Trotz dem schlechten Wetter und der schlechten Dinte will ich die Beantwortung Ihres letzten Briefes nicht länger aufschieben; Sie erhalten den Brief demnach noch am Feste und können über dessen leeren Inhalt so viel commentiren als das jüdische Schriftthum über alte Fabeln. Schleiden habe ich, was den zweiten seiner Aufsätze betrifft, nicht gelesen, auch würde ich nur erstaunt seyn, wenn er etwas von meinen Schriften kennte. Der Gönner Lebrechts in Frankels Zeitschrift ist ohne Zweifel Gumpertz[1]) (cf. meine Sterbetage). In Zänkereien der jüdischen Parteien mische ich mich nicht mehr, und was das Alter meiner Photographie anbelangt, so kann ich darüber keine bestimmte Auskunft geben; älter als zwanzig Jahre ist sie wahrscheinlich.

Sie sehen aus diesen wenigen Reihen, wie wenig ich noch brauchbar bin: Seele und Leib sind nicht mehr gesund; Muth und Lust haben Abschied von mir genommen, nur die Schmerzen leben und der Wunsch nach Ruhe.

Sie aber, jung und gesund, sollen sich des kommenden Festes erfreuen und freundlich sich erinnern des Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 5. Juni 1878. Zunz.

Budapest, 10. 6. 1878.

44. Kaufmann an Zunz.

Da ein edler Mensch absichtlich und unabsichtlich Erfreuendes stiftet, so haben Sie mit Ihrem Briefe, der mich am ersten Festtage traf, auch meinen Geburtstag verschönt. Bereits am Morgen,

---

[1]) Ruben Gumpertz war der Sohn des S. 190, Anm. 1 genannten Samuel Breslau.

noch vor meiner Predigt, war er mir zugekommen und hob meine Festesstimmung noch, bevor ich seinen Inhalt erfuhr, schon durch die bloße Thatsache seines Eintreffens. Wie glücklich wäre ich gewesen, heitere Mittheilungen darin anzutreffen. Mögen Sie nächstens wenigstens nicht über körperliche Beschwerden zu klagen haben. Wenn es Ihnen nur noch einmal möglich wäre, die Tröstungen der Arbeit zu erfahren! Wer noch so frisch zu schreiben im Stande ist, wie es Ihre letzte, in so viele Blätter übergehende Notiz zeigte, der hat noch das Mittel, sich zu beruhigen, wenn nur die Kraft dazu vorhanden ist. Brockhaus theilt mir zwar mit, daß eine neue Auflage der deutschen Briefe nicht für den Augenblick veranstaltet werden könne; würden aber Ihre Nachträge nicht ein besonders Heft, eine zweite Lieferung ergeben? Hier ist wieder ein neues Taubstummeninstitut eingeweiht worden, wie es in gleicher Pracht vielleicht keine andere jüdische Gemeinde aufweist. Das Haus hat 300 000 Fl. gekostet. Für ihre Krüppel haben die Juden noch Geld, das muß man zugeben. Jetzt fehlen nur noch jüdische Tollhäuser, da es ja für alle übrigen Gebrechen bereits ausnehmend jüdische Heilanstalten giebt. Nur der arme Krüppel: Jüdische Wissenschaft, der mit seinen Krücken die Schranken der Unduldsamkeit einreißen geholfen, hat noch kein Haus, in das er unterzubringen wäre, denn die Seminarien sind wohl Pflanzstätten jüdischen Wissens, aber mehr um der Praxis als um der Sache selber willen. Wie gründlich doch diese Deutschen sind: Wenn sie einen Befehl mißverstehen, dann kostet es 300 Menschen oder noch mehr und 18 Millionen — müßte man nicht auf gut preußisch eigentlich umgekehrt sorgen? — Wenn sie auf ihren Kaiser schießen, so thun sie es gleich mit 40 Kugeln und darüber. Wenn Hödel, Nobiling und Kullmann — nicht zu vergessen — zufällig Juden gewesen wären, so wären nach der jetzt im Deutschen Reich herrschenden Logik der Thatsachen die Juden allesammt ausgetrieben worden. Hier haben übrigens diese Thatsachen in weiten Kreisen und trotz der Verstimmung gegen Preußen eine tiefe Bewegung hervorgerufen.

Doch — soeben werde ich wieder von einer Menschenmäklerin gestört, die mich glücklich machen möchte — was interessirt Sie der „Könige Hassen und Lieben“? Und doch sind Sie mir nicht aus dem Sinn gekommen, als ich jene Schreckensnachricht las. Die Kraft, die einen Menschen von 82 Jahren ein solches Attentat überstehen läßt, ist eine ungewöhnliche, und diese wünsche ich Ihnen, nicht zur Ueberstehung von Attentaten, wozu Sie ihrer nicht bedürfen, aber zur Abwehr körperlicher Leiden. —

Jüngst habe ich wieder in Ihren Schriften Stoff zu einer

Anfrage gefunden. Haben Sie die neue Bearbeitung Ihres Lebens Raschi's, von der am Schlusse der Einleitung zu den G. V.[1]) die Rede ist, zu Ende geführt? Gedruckt ist sie wohl niemals worden? Sie könnten wohl mit Leichtigkeit den gesammelten Schriften noch weitere Bände aus Ihrem Schatze folgen lassen?

Ich möchte jetzt die Arbeit des Karäers Salmon b. Jeruchim, die Pinsker herausgeben wollte, in Angriff nehmen. Die „Kriege Gottes" sind trotz alles Scheltens und Keifens eine interessante Schrift. Sie soll auch den Nutzen für mich haben, einmal die Vorwürfe des Anthropomorphismus, die gegen den Talmud erhoben wurden, aus den Quellen zu studiren. Muselmänner, Karäer und Christen werden hier unter den Gegnern zu nennen sein.

Unser erstes Seminarprogramm wird jetzt gedruckt werden. Ich habe dabei die unangenehme Arbeit einer bibliographischen Verzeichnung aller für die Bibliothek eingelaufenen größeren und einzelnen Geschenke. Erfreuen Sie bald mit Ihren Mittheilungen Ihren Sie allezeit verehrenden

David Kaufmann.

Am Rande notirt Zunz: beantw. 24. Juni.

45. Zunz an Kaufmann.

Ihre ausführlichen Briefe mit Erörterungen mancherlei Art sind mir angenehm, obgleich meine arme Correspondenz wenig dafür thut. Hat meine Recension noch in anderen Blättern Aufnahme gefunden? Für eine zweite Auflage meiner deutschen Briefe, und nur für eine solche, passen meine Bereicherungen im Mscr. Daß die reichen Juden für die Wissenschaft kein Geld haben, wußte ich bereits vor 60 Jahren, erwarte auch von ihnen keine Besserung. Weitere Bände gebe ich nicht heraus, und an die alten Arbeiten lege ich nicht mehr Hand an: Seele, Gemüth und Leib gebieten mir Ruhe. Sie aber sollen rüstig weiter arbeiten, denn bei der Dummheit, Bosheit und dem Knechtssinne des armen wie des reichen Pöbels darf, wer Kraft und Talent hat, nicht still sitzen wie der abgelebte und trauererfüllte

Berlin, 24. Juni 1878. Zunz.

46. Kaufmann an Zunz.

Am Rande notirt Zunz: beantw. 10. Juli.

Budapest, 26. 6. 78.

Sie haben mittlerweile sicherlich die von mir an Sie geschickte letzte Nummer des Litteraturblattes[2]) erhalten, in dem zu

---

[1]) 2. Aufl. S. XIII.

[2]) Jüd. Lit.-Bl. VII (1879), S. 100.

meinem größten Erstaunen Carl Blind auf Ihre Bemerkungen antwortet. Er geht katzenähnlich um den eigentlichen Vorwurf herum und verschweigt „die Lobschrift", mit der er sich für immer lächerlich gemacht hat. Uebrigens wird es Sie interessirt haben zu erfahren, daß Ihre Schriften denn doch nicht so unbekannt sind, wie Sie anzunehmen pflegen. Ich kann nicht glauben, daß Blind sich rasch nachträglich über Ihre Thätigkeit unterrichtet haben sollte, auch sieht man dem gedrückten Style, in dem das Ganze gehalten ist, deutlich an, daß der Mann auf einen Angriff von einer so bedeutenden Kraft nicht gefaßt war Zeigt er doch sogar über Ihr spärliches Lob innige Freude. Ich sende Ihnen heute eine Lloydnummer, die Sie vielleicht einen Augenblick belustigen wird. Herr Istoczy hat sicher keine Ihrer Arbeiten, um so mehr aber alle Judenfresser, gelesen. Von der ultima ratio versteht zum Glück der Pöbel nichts, alles Uebrige wird aber keinen Augenblick eine Seele aufzuhetzen vermögen. Der gelehrte oder der schöngeistige Judenhaß ist im Großen und Ganzen harmloser, als man nach allem Geschrei annehmen sollte. Eine einzige Procession in Kalisch[1]) kostet, wie wir soeben erlebt haben, mehr Blut als alle Giftausbrüche der vereinigten judenfeindlichen Federfuchser. Ueberhaupt sind diejenigen, die den Muth haben, sich öffentlich lächerlich zu machen, die weniger gefährlichen. Die Presse, scheint mir, thut unrecht, solchen Kerlen zu ihrem billigen herostratischen Ruhme zu verhelfen; Schweigen ist die beste Antwort. Die Nummer des L. B., die ich Ihnen sandte, erinnert mich daran, daß ich Ihnen vor einiger Zeit 3 Nummern zugeschickt habe, die eine Anzeige einiger hiesiger Hss., enthielten[2]). Ich hätte gern über manche meiner Vermuthungen Ihre Ansicht gehört. Doch verzichte ich mit Freuden auf Alles, was Ihnen die geringste Beschwerde verursachen könnte. Hätte ich das Glück, in Ihrer Nähe zu leben, Sie würden es sicher nicht verweigern, mündlich über manche Fragen Ihre Gedanken zu äußern; zum Niederschreiben entschließen Sie sich ja natürlich ungleich schwerer. Ich erkläre mir auch daraus, daß Sie meine Frage in Betreff der Bearbeitung von Raschi's Leben unbeantwortet lassen. Nur Ihre Briefe kann ich nicht missen. Es gewährt mir eine unausgesetzte Freude, wenn ich, über Ihren Büchern gebückt, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, durch ein warmes Lebenszeichen des Verfassers zu freudigster Erregung unterbrochen werde. Nur möge mir noch das Glück zu Theil werden, eine ruhigere Stimmung darin anzutreffen.

---

[1]) Isr. Wochenschrift vom 3./10. Juli, Nr. 27/8 vom Jhrg. 1878.

[2]) Brann a. a. O. Nr. 85.

Im Jewish Messenger Nr. 1034 fand ich die Notiz, daß in Appleton's Encyclopädie: Leopold Zunz auch עיר הצדק[1]) 1872 unter den Schriften dieses Meisters aufgezählt sei, während dieses Buch einen Krakauer Buchhändler zum Verfasser habe. In einem מפלת עיר הצדק[2]) ist übrigens Hr. „Zins“ wegen dieser Anmaßung des gefeiertesten Namens gebührend gezüchtigt worden.

Haben Sie in den X. Hechaluz hineingeblickt? Wer hätte es gedacht, daß eine so harmlose Sache wie ein griechisches Wörterbuch so viel Unheil anzurichten vermöchte[3]). O! Michael Sachs!

Mögen Sie nächstens durch bessere Nachrichten mir den Beweis geben, daß Verzeihung bei Ihnen gefunden dieses neueste Attentat

Ihres Sie allezeit verehrenden

David Kaufmann.

47. Zunz an Kaufmann.

Der Narr Istoczy nennt die Juden in Europa ein fremdes Element; er weiß wohl nicht, daß Europa von Asien aus bevölkert worden? Auch die Gothen stammen dort her; sind die getauften Juden auch Fremde? So lange das christliche Pfaffenthum lebt und gilt, werden die Juden verfolgt. . . Dr. Kohn's Schrift über die Hebr. Mss. in Pest, über welche Sie im jüdischen Litteraturblatt[4]) gesprochen, habe ich noch nicht gesehen, auch vergessen darüber Steinschneider — der gegenwärtig abwesend ist — zu befragen.

Blind's Antwort, die Sie mir geschickt, beweist, daß ich Recht habe; aber das hilft nichts: Recht haben und Recht bekommen, sind zwei verschiedene Rechte. Weder Raschis noch eines Anderen Leben bearbeite ich mehr; ich habe mit meinem eigenen genug zu thun und von ihm zu leiden. Den zehnten החלוץ[5]) habe ich noch nicht gesehen.

Schlechte Feder erschwert mir das Schreiben, und meine Einsamkeit macht mich mittheilungsarm, es wird also gut seyn, Sie nicht länger zu quälen. Vielleicht bedenken Sie bald mit einem fetteren Briefe den magern, sich Ihnen achtungsvoll empfehlenden Schreiber

Berlin, 10. Juli 1878. Zunz.

---

[1]) Ir ha-Zedek (Gesch. d. Gem. Krakau) von Jech. M. Zunz, erschien 1874 (nicht 1872).

[2]) Von Dembitzer S. 2 f.

[3]) Gemeint ist der Artikel Schorr's daselbst S. 1—46.

[4]) Braun Nr. 85.

[5]) He-chaluz.

48. Kaufmann an Zunz.

Sie haben mir durch Ihre Antwort eine so innige Freude bereitet, daß ich den Sabbath nicht darüber hingehen lasse, ohne Ihnen geschrieben zu haben, obzwar ich heute durch vier Stunden Unterricht so sehr in die Enge kam, daß bald der Abend und die Braut sich einzustellen drohen.

Unser Semester dauert in diesem ersten Jahre der Anstalt, so lange, daß alle ungarischen Schulen seit Wochen geschlossen sein werden, wenn wir unsere Prüfung an den Gymnasial-Abtheilungen veranstalten. Vor Mitte August habe ich keine Aussicht von hier loszukommen. Zudem habe ich noch zum Theil unter den Folgen eines Wohnungswechsels zu leiden, der ja niemals zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Von dem ärgsten, der Suche, bin ich freilich verschont geblieben, da ich nicht auch die Wirthsleute gewechselt habe. Ich habe den Plan gefaßt, beide Werke Abraham Ibn Daûd's auf handschriftlicher Grundlage herauszugeben. Das braucht Zeit, die ich mir auch zu gönnen gedenke[1]). Dieser bedeutende Mann ist, was seine Philosophie und seine Quellen anbetrifft, noch viel zu wenig gewürdigt. Haben Sie je die Verse, die er im „erhabenen Glauben“ anführt, gesucht und aufgefunden? Mir sind nur von zwei Stellen die Urheber bekannt. Erlauben Sie vielleicht, daß ich Ihnen die Stellen genauer bezeichne? Gegenwärtig erscheint eine besondere Arbeit über dieses Buch, aber dieses wird mich so wenig abhalten, meine eigenen Forschungen fortzusetzen und mitzutheilen, daß es mich vielmehr geradezu hierzu herausfordert[2]). Es dürfte bereits im nächsten Jahre die Reihe, das Programm unserer Anstalt zu schreiben, an mich kommen, da die Jungen zuerst ins Treffen geführt werden sollen.

Ihre Mittheilung, daß Steinschneider abwesend ist, hat mich davon abgehalten, ihn um die Zusendung seiner neuen Kataloge zu ersuchen, die ich bald nach dem Erscheinen für unsre Bibliothek zu erhalten wünschte. Es war eines meiner ersten Amtsgeschäfte, ein Exemplar von sämmtlichen Schriften dieses Gelehrten anzuschaffen. Wie er mir selber schrieb, haben nur noch Sie eine so vollständige Sammlung seiner Veröffentlichungen. . . .

---

[1]) Er ist bekanntlich nicht dazu gekommen.

[2]) Gemeint ist Guttmann's Abhandlung: „Die Religionsphilosophie des Abr. b. David aus Toledo“ in der M S., Jahrg. XXVI (1877) S. 461 ff. 540 ff. XXVII (1878) S. 14 ff. 110 ff. 161 ff. 202 ff. 262 ff. 304 ff. 361 ff. 400 ff. 452 ff. 503 ff. 532 ff. Auch als Sonderabdruck erschienen.

Trotz Istoczy[1]) betheiligen sich die Juden an den Wahlen mit einer Opferfreudigkeit, wie sie sie in ihrem eigenen Reiche sicherlich nicht an den Tag gelegt haben würden. In betreff Vambery's kann ich heute hinzufügen, daß er nicht eigentlich getauft ist, sondern nur vor zwei Zeugen seinen Anschluß an die protestantische Kirche erklärt haben will. Er war übrigens bereits Muhammedaner und verschmäht alle Religionen, indem er eine um die andere erwählt. Ich lege Ihnen einen Ausschnitt bei, der Sie ein klein wenig unterhalten möge[2]).

Bedenken Sie bald wieder Ihren Ihnen in unwandelbarer Verehrung anhangenden

David Kaufmann.

Budapest (Königsgasse 46 I) 12. 7. 78.

Am Rande notirt Zunz: erhalten 15., beantw. 29. Juli.

49. Zunz an Kaufmann.

Obgleich ich gar nichts zu melden habe und Tinte und Feder das zu wissen scheinen, will ich doch Ihr freundliches Schreiben nicht länger unbeantwortet liegen haben. Infolge der Unthaten zweier christlicher Meuchelmörder wird hier das רשעות[3]) neu in Scene gesetzt, zum Theil von Söhnen von משומדים[4]). Ein Adliger in Sensburg, Mirbach, erklärte, er sei ein Feind von Juden, Kaufleuten und Halsabschneidern. Bemerken Sie, daß מירבח das Umgekehrte von כל ישראל חברים[5]) ist. . . . .

Steinschneider kommt wohl gegen die Mitte des August zurück. Da ich allzuviel Suchen und Lesen meide, wollen Sie die Stellen, die Sie in אמונה רמה[6]) aus alten Dichtern gefunden, mir angeben nach Seitenzahl. Kriechende Juden sind heutzutage nicht selten; zu mir kommt fast Niemand mehr. Erheitern Sie bald durch einen Brief den Ihnen

achtungsvoll ergebenen

Berlin, 29. Juli 1878. Zunz.

---

1) Vgl. Isr. Wochenschrift 1878, S. 208, 210.
2) Der Ausschnitt befindet sich nicht bei dem Briefe.
3) Judenhaß.
4) Getaufte Juden.
5) „Alle Israeliten sind Brüder" vgl. Sanhedrin 27 a.
6) Emunah ramah.

50. Kaufmann an Zunz.

Budapest, 1. August 1878.

Ich habe in dieser Woche wieder einmal Gelegenheit gehabt, die Wahrnehmung zu machen, um wie viel schwächer der Judenhaß hier zu Lande ist als in Preußen. Bei den Prüfungen, die wir an der Landes-Rabbinerschule am 29. Juli begannen, war zu Beginne der Cultusminister mit zwei Räthen anwesend[1]. Das wird so leicht in keinem anderen Lande, jedoch am allerwenigsten in Preußen, vorkommen. Istoczy dürfte bei der jetzigen Wahl infolge seiner Tollheiten durchfallen. Ludwig Kossuth nimmt sich in einem warmen Briefe aus seinem Exil in Barracode eines Juden an, der als Candidat für das Abgeordnetenhaus von seinem Judenthume zu leiden befürchten mußte. Die socialdemokratische Großmacht in Berlin beweist es jedoch am besten, wie verkehrt all das deutsche reactionäre Gethue. Ehe die Deutschen mit den Juden anbinden, hätten sie in ihrer eigenen Mitte noch ganz andere Elemente zu säubern, die unter ihnen gähren. Das Gekrächze der Finsterlinge macht sich übrigens in Deutschland jetzt im Allgemeinen breit.

Heute sind unsre Prüfungen beendigt worden. Der Erfolg war im Großen und Ganzen ein zufriedenstellender, meine Leistungen im Griechischen und im Deutschen erregten sogar ein freudiges Staunen, da Niemand den lange verwahrlosten jungen Leuten solch correcte Sprechweise und so genaues Wissen zutrauen mochte. Mit jüdischen Schülern läßt sich eben mit Leichtigkeit binnen Jahresfrist viel erzielen. Ich werde Sonntag, den 4. d. M., von hier abreisen, um Tags darauf bei meinen theuren Eltern in Kojetein (Mähren) einzutreffen, wo Sie mich bald mit Ihren Mittheilungen erfreuen mögen. . . .

In diesen Tagen bin ich in eine Arbeit hineingerathen, in der ich mit Buber zusammentraf. In neuester Zeit hat Jellinek im Bet ha-Midrasch VI — und die Widmung an Ewald hat Ihnen gefallen? — eine so verwirrende Beschreibung des Bereschith rabbathi gegeben, daß Buber mit Recht dagegen Einspruch erhob. Was Sie vor nahezu 50 Jahren erledigt haben[2], fristet heute den Nachfahren das Leben. Sie haben aber offenbar jene H. S. Rapoport's nicht geliehen erhalten, weshalb es jetzt Andre leicht haben die Autorschaft des Darschan zu bestreiten. Durch eine neue

---

1) Isr. Wochenschrift a. a. O. S. 259.

2) G. V.[2] S. 302 f.

H. S. in Oxford, die Neubauer zu seinem Tobith[1]) benützt, scheint in der That die Verschiedenheit von Bereschith rabb. und Ber. des R. Mose Haddarschan bestätigt zu werden.

Ihrer gütigen Erlaubniß folgend bezeichne ich die Seiten im Emuna Rama, auf denen mir unbekannte Verse citirt werden. Die übrigen Anführungen sind bei Gabirol, Ibn Giath, Mose B. Esra und J. Halewi nachgewiesen worden. Nur von p. 69 Z. 17, 91 Z. 12 v. u. 92 Z. 4 und 101 Z. 7 kann ich keinen Verfasser nachweisen. Sie werden mich durch die Angabe der Gedichte, in denen diese Stellen sich finden, auf's Innigste verpflichten. Der Gedanke einer kritischen Ausgabe des E. r. befestigt sich in mir immer mehr. Nur fürchte ich, durch den Zwang, ein Programm schreiben zu müssen, unterbrochen zu werden.

Ich muß hier abbrechen und bitte Sie, bald in der Heimath mit Ihrer Antwort bedenken zu wollen

Ihren Sie innig verehrenden

David Kaufmann.

Am Rande notirt Zunz: erh. 4. Aug., beantw. 12. ejusd.

51. Kaufman an Zunz.

Ich habe lange hin und her gesonnen, wie ich Ihnen wohl in einem kleinen sichtbaren Zeichen die innige Freude ausdrücken könnte, die mich in der Nähe Ihres Geburtstages erfüllt; es erscheint mir alles klein und unwürdig. Und so muß ich denn an dem Ausdruck selber es genug sein lassen, dessen Dürftigkeit Sie nicht über seine Innigkeit täuschen möge. Glauben Sie es nur, es lebt ein großer Kreis, der sich immer mehr erweitert, statt sich zu verengern, der mit jedem neuen Jahresringe an dem stolzen Stamme: Leopold Zunz sich gehoben und beglückt fühlt, dem das Bewußtsein wohlthätig und erquickend ist, daß die Zierde der Judenheit noch wandelt in ihrer Mitte. Sie trauen der Liebe nicht, die aus der Bewunderung quillt; vor der Stimme des Blutes verstummt jede andere, ob sich Verehrung oder Freundschaft auch darin ausspreche. Und doch werden Sie es nicht leugnen, daß ein bedeutender Mensch sich im höheren Sinne eine Familie schafft, eine stille Gemeinschaft, in der er bewundert, verehrt und geliebt wird, die von verständigen Erwägungen zu herzlichen Neigungen vorschreitet, aus Beurtheilern Liebende schafft. Das mündliche

[1]) Das Buch erschien 1878. Zur Sache vgl. Kaufmann's Besprechung in der Litbl. VII, S. 132, 135. Bei Brann a. a. O. Nr. 87 ist 131 (statt 132) zu lesen.

Wort ist ärmer als der schriftliche Ausdruck, aber ein Blick, eine Bewegung ersetzt alle Beredtsamkeit, wo man die Wahrheit der Empfindung aus den Zügen lesen kann, bedarf es des Dolmetschs der Sprache nicht. Und so würde Ihnen wohl wärmer werden ums Herz, wenn die schöne Zahl Ihrer Verehrer und Freunde mit dem Strahl der Liebe, der aus dem Auge dringt, Ihr stilles Heim durchleuchten würde. Mir ist es nicht gegönnt, am morgenden Tage vor Sie hintreten zu können, aber so weit als Wärme des Gefühls sich festhalten und ausdrücken läßt, möchte ich diesen Zeilen Alles mitgeben, was ausgesprochen und unausgesprochen bei diesem Anlasse mich bewegt. Ich würde nicht aufrichtig fühlen, wenn mich nicht die volle Tiefe des Schmerzes erfüllte, in den die Erinnerung, die ewig wache, sie versenken wird. Lassen Sie mich davon schweigen; das Beste bleibt besser ungesagt.

Und da wir in unserer menschlichen Ohnmacht nun einmal das Wünschen nicht lassen können, so wünsche ich Ihnen Freiheit von den Anfechtungen und den Beschwerden des Alters, das Ihnen nur die Ruhe und Klarheit des Geistes ohne die Leiden und die Schwäche des Leibes bringen möge.

Ich bin seit dem 4. August in meinem theuren Elternhause, dem es eine besondere Weihe ist, daß ich in der ersten Woche meines hiesigen Aufenthaltes ein so weihevolles Erinnerungsfest begehen kann. Empfangen Sie den Ausdruck liebevoller Verehrung von Ihrem

treu ergebenen

David Kaufmann.

Kojetein (Mähren), 9. August 1878.

Zunz notirt am Rande: beantw. 12. August.

52. Zunz an Kaufmann.

Von den vielen Briefen, die ich vorgestern erhalten, ist der Ihrige der zweite, den ich heute beantworte: ich fühle den Werth Ihrer trostreichen Worte, ich schätze die mir gewordene Anerkennung sehr hoch: aber kann sie Tote erwecken? Kann sie, was ich am 18. August verloren, am 10. mir wieder bringen?

Das neugebackene רשעות[1]) verlache ich; da die Juden durch die Kreuzzüge und die Pfaffen nicht vertilgt wurden, werden einige deutsche Schmierer und rumänische Narren auch nichts ausrichten.

---

1) Anm. Nr. 3, S. 203.

Die notirten vier Stellen citirter Gedichte in אמונה רמה[1]) sind auch mir unbekannt. Da Jellinek meinen Freunden seine Schriften widmet, so scheint die dritte Widmung an כרמולי[2]) nur durch dessen Tod verhindert zu seyn. Uebrigens sehe ich ein, daß eine wahrhafte Meinung in Betreff eines Menschen erst eine geraume Zeit nach seinem Tode sich auszubilden vermag: Moses und Voltaire mußten auch warten.

Rächen Sie sich wegen dieses nichtssagenden Briefes nicht, mich mit einem gleichen zu bewirthen לא תקום[3]). Also ich hoffe auf ein ausführliches Schreiben mit חדושי תורה[4])

Stets in achtungsvoller Ergebenheit

Berlin, 12. August 1878. Zunz.

53. Kaufmann an Zunz.

Am Rande notirt Zunz: beantw. 8. Sept.

Kojetein (Mähren), 16. 8. 78.

Ihre Antwort hat mir eine schöne Nachfeier bereitet, für die ich Ihnen innig danke. Wenn alle Stimmen der Liebe und der Bewunderung nicht die Kraft haben, die Toten zu erwecken, so ist es doch sicherlich im Sinne dieser Edlen, wenn Sie dem warmen Strahl der Anerkennung und Verehrung Ihr Gemüth erschließen. Fällt doch ein gut Stück von allem Danke, der Ihnen zu Theil wird, der Herrlichen zu, die nach Ihrem eigenen Zeugniß an Ihren Leistungen ein so erhebliches Verdienst hat[5]). Nicht Gram und Abhärmung, sondern Heiterkeit der Seele und theilnehmende Frische war und ist sicherlich dasjenige, was Ihre große Lebensgefährtin allezeit an Ihnen sehen mochte. Wenn ich so spreche, so halten Sie dem Ungestüm meiner Empfindung zu gute, was etwa fürwitzig und ungeziemend an diesen meinen Worten erscheinen mag.

Doch ich weiß es, Sie vergeben mir und gestatten es, daß ich Ihnen von meinen kleinen Freuden und Leiden etwas erzähle. Ich bin seit dem 4. d. M. bei meinen lieben Eltern und vier Geschwistern, die hier jetzt alle beisammen sind. Alltägliche Bäder und Schwimmübungen im Flusse, der March, bilden meine Er=

---

[1]) Anm. Nr. 6, S. 203.

[2]) Carmoly st. 15. Febr. 1875 in Frankfurt am Main. Zunzens Urtheil über seine litter. Thätigkeit kennt man aus Ges. Schriften I, 202 f. Vgl. auch Steinschneider C. B. 4647.

[3]) III M. 19, 18.

[4]) Thora=Neuigkeiten.

[5]) Vgl. S. 161, Anm. 1.

holung und Zerstreuung, in der ich alle Beschwerden der jüdischen Geschichte und Religionsphilosophie von mir abspüle. Abraham Ibn Daûd ist es allein, der mich allein bis in meinen Landaufenthalt verfolgt. Auch obliege ich jetzt mit mehr Eifer der Erlernung des Ungarischen, wozu mir das Schuljahr keine Zeit übrig läßt. Der Unterricht eines jüngeren Bruders[1]) hält mich bei Griechen und Römern warm. Habe ich Ihnen schon bemerkt, daß ich in Grillparzer, den ich fleißig pflege, eine Verwandtschaft mit Ihrer Denkweise und Empfindung erkannt habe? Von Leiden habe ich nur scherzweise zu berichten. Ich habe Ihnen meinen Aufsatz über Deronda eingeschickt. Dieser ist in's Englische übersetzt worden[2]). Seitdem verfolgt mich die jüdische Presse mit wahrer Wuth. Der Oberbonze von B. befand nämlich, daß ich durch meine Behauptungen, die er nicht gelesen, dem Judenthum gefährlich sei. Ich soll nämlich irgendwo erklären, daß alle Juden nach Palästina wollen. In der ungarischen frommen Presse, welche wie kleine Köter den großen nur nachbellen, ist daraus die Mähre geworden, ich hätte in einem besonderen Buche für den Ankauf Palästinas plädirt, weshalb ich noch ärger als Istoczy sei. Ein Tollhäusler hat mich sogar öffentlich zu einem Widerruf aufgefordert. . . .

Sie verlangen von mir חדושי תורה[3]). Das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich werde den Spieß umkehren und solche von Ihnen erbitten. Ist vielleicht bei Ihnen die Quelle des Satzes verzeichnet: כרם מקין עם הארץ[4])? In dem Trostschreiben Samuel Hanagids an Chananel beim Tode Chuschiels, das ich eben bearbeitet habe[5]), finden sich die Worte: כל שכן בצדיקיא כאותה טלי עליהון גנאן די רמשא ואתרבי להון בבא ועד מעלי לא איפרך אבא וכדאמרינן התם עד שלא כבתה שמשו של עלי (Kidd. 72b). Was dies für Decken des Abends sein sollen, ist mir unbekannt, ebenso die Erweiterung der Pforte. Ich bitte Sie um die Erklärung dieser etwaigen Anspielungen. Auch ersuche ich Sie, die Stellen aus Dichtern bei A. i. D. gefälligst im Auge behalten zu wollen, da sie für meine Arbeit von Wichtigkeit sind und unter Ihren Aufzeichnungen sich Ihnen vielleicht noch vorfinden werden. Unser Jahresbericht dürfte

---

[1]) Vgl. Rosenthals Biogr. S. XXIII.

[2]) Brann a. a. O. Nr. 68, 69, 70.

[3]) Vgl. S. 207, Anm. 4.

[4]) Auch ich habe nirgends etwas Sicheres über die Quelle des Ausspruches ermitteln können.

[5]) Brann a. a. O. Nr. 84.

bereits in wenigen Tagen zu Ihnen gelangen. Die erste Arbeit unserer Anstalt knüpft an Ihre G. V. an, da sie mit der Agada der Babylonier[1]) sich beschäftigt. Der Widerstand gegen die Landes-Rabbinerschule dürfte kaum von langer Dauer sein, da bei den Prüfungen öffentlich gezeigt wurde, in welch ausgezeichneter Weise der Talmud und die Decisoren vorgetragen und behandelt werden. Persönlich habe ich, vom Zeitungsgeschwätz abgesehen, von den Parteiungen in Ungarn nicht zu leiden. Ich bin zu Ende. Mögen Sie bald zu neuen Mittheilungen Anlaß geben

Ihrem Sie innig verehrenden

David Kaufmann.

54. Zunz an Kaufmann.

Wer wie ich jetzt Seelen und Körperschmerzen zusammen hat, ist wenig zu leisten im Stande, so kann ich auch Ihre Fragen über den Briefstyl des שמואל הנגיד[2]) nicht beantworten: überhaupt vermag ich nur noch zu nehmen, geben kann ich nichts mehr, und Sie thun recht, wenn Sie mich als verstorben betrachten. Weshalb der Bonze gegen Sie wüthet, weiß ich nicht; vielleicht ist er gewohnt, von den Autoren ihre Werke zugeschickt zu bekommen. Daß סתם מקשן, von welchem weder Elia Bachur noch Buxtorf sprechen, stammt wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert, und muß in den תשובות[3]) jener Zeit danach gesucht werden. Herr Dr. Bacher hat mein Antwortschreiben wohl schon erhalten. Für die schönen Worte, die Sie dem Andenken meiner Adelheid ע"ה widmen, herzlichen Dank unter Thränen. In Ihrem Aufsatze über Kohn's Abhandlung, die כ"י[4]) in Pest betreffend — welche ich gestern erhalten habe — führen Sie eine Abhandlung von Sachs über סמ"ק an; wo befindet sich diese? Von Grillparzer, dessen Schauspiel[5]) ich kenne, weiß ich sonst nichts; daß die Presse auch verfolgen kann, ist mir bekannt. Jetzt ist Zeit, daß ich schließe; ohnedies wird die Nähe der furchtbaren Tage Sie in Anspruch nehmen, also zieht in seine Dunkelheit sich zurück der Ihnen achtungsvoll ergebene

Berlin, 8. September 1878. . . . . .

---

[1]) Es erschien damals Bachers Abhandlung: „Die Agada der babylonischen Amoräer. Ein Beitrag zur Gesch. der Agada und zur Einleitung zu dem babylonischen Talmud".

[2]) Samuel ha-Nagid.

[3]) Rechtsgutachten.

[4]) Handschriften; vgl. Brann, Nr. 85.

[5]) Vermuthlich fehlt hier der Titel eines Schauspiels. Vielleicht der „Jüdin von Toledo": Kaufmann schrieb mehrfach über Grillparzer. Vgl. Brann, Nr. 48, 145.

Ein Schwächling.

Von

Bertha Pappenheim.

Ein trüber, häßlicher Novembernebel gab den Straßen der Provinzstadt Preßburg ein recht unfreundliches Aussehen. Graue Häuser, graue Luft, grauer Himmel. Es war entschieden im Zimmer gemütlicher als draußen; wer nicht mußte, vermied es gerne auszugehen, und die Gassen waren noch stiller als gewöhnlich. Der Mann, der eben des Weges die Judengasse entlang kam und auf das Eckhaus am Brunnenplatz zuschritt, mochte das Unbehagen, das in der Atmosphäre lag, recht empfinden, denn fröstelnd zog er den Kopf tiefer in den Kragen seines langen Pelzes und vergrub die Hände in den Taschen desselben, während er sich gleichzeitig bemühte ein paar dicke Bücher mit den Armen festzuhalten.

Plötzlich hielt er in dem schnellen Tempo seiner Schritte inne und blieb etwas erstaunt vor dem Thorbogen stehen. Sollte er sich nach den langen Jahren, die er hier wohnte, noch geirrt haben?

Nein, das war schon das richtige Haus, aber was bedeuteten die Möbel und das Geräte, die in wirrem Durcheinander im Flur standen und eben von einem einspännigen Wagen abgeladen waren? — „Richtig, der neue Nachbar zieht heut ein; scheint eben kein reicher Mann zu sein,“ dachte er, indem er die altmodischen Möbel überblickte, und dann

eilte er schneller und leichtfüßiger, als man es seinem Aussehen nach hätte vermuten sollen, einem Träger, der einen großen Geigenkasten trug, voran die Treppe hinauf.

Im dritten Stocke angekommen, schellte er an einer Thüre, deren Pfosten schon das Abzeichen eines frommen jüdischen Inwohners, nämlich ein Glasröhrchen, ein auf Pergament geschriebenes Gebet enthaltend, sichtbar trug. Eine alte Magd öffnete und Reb Mordechai ging durch ein kleines Vorzimmerchen direkt in die Wohnstube. Behagliche Wärme, vom Ofen in der Ecke ausströmend, empfing ihn, doch die Flammen des Feuers vermochten nicht, das Halbdunkel des Zimmers zu erleuchten. Als die Thür aufgegangen war, hatte sich in der Nische des Fensters ein Knabe, wie aus Sinnen erwachend nach dem Eintretenden umgewandt und sagte: „Guten Abend, Vater!"

Der alte Mann legte die Bücher auf den Tisch, entledigte sich seines Pelzes und trat dann gleichfalls ans Fenster.

„Guten Abend, Gabriel! Warum stehst Du hier am Fenster und guckst in den Nebel? Hast Du schon Mincha gebetet?"

„Nein, Vater, noch nicht," sagte erschrocken der Knabe, und entschuldigend fügte er hinzu! „Ich sah erst zu, wie der Hausrath da unten abgeladen wurde, und als dann die Sonne wie eine rothe Kugel hinter dem Kirchthurm verschwand" —

„Da hättest Du wissen sollen, daß es zum Minchabeten zu spät ist. Träumer. Nimm rasch Dein Gebetbuch, ehe Sarah die Lampe bringt."

Ohne Widerrede und wie schuldbewußt langte Gabriel nach dem Buche und las bei dem letzten Scheine des Tageslichtes gewissenhaft das Nachmittagsgebet. Schade, er hätte so gerne noch beobachtet, wie sich das schwebende Grau der Luft in jenes allbedeckende Dunkel der Nacht verwandeln würde. —

Kaum hatte er geendet, das Buch geschlossen und geküßt, so erschien Sarah mit der Lampe und, während sie geschäftig hin und hertrippelte, die Läden schloß und das Feuer schürte, erzählte sie unaufgefordert, was sie schon von den neuen Nachbarn erfahren hatte. Es waren Vater und Tochter; ein Musiker, der bis jetzt in Wien gelebt hatte, aber halb blind,

der billigeren Lebensverhältnisse wegen nach der Provinz gezogen sei.

Da niemand eine Bemerkung machte, noch weitere Fragen an sie stellte, so ging Sarah bald wieder, und stille war's in dem kleinen aber gemütlichen Raum. Der Tisch stand in der Mitte des Zimmers, davor saß im bequemen Lehnstuhl der Vater und rauchte aus einer langen Pfeife. An der Wand zu seiner Rechten hingen zwei Oelbilder. Das eine stellte eine jugendliche Frauengestalt dar, die mit einem tief in die Stirne fallenden Spitzenhäubchen, dunklen Augen und sanft geschnittenen Lippen träumerisch und traurig dem Beschauer entgegenblickte. Daneben war das Portrait eines Mannes, das unverkennbar die Züge Reb Mordechais trug. Dieses Bild war ein wenig befremdlich anzuschauen, denn man hatte das gelungene Werk des Malers nach Jahren korrigirt, indem man dem jungen Mann im Bilde das Käppchen, das das Original nimmer trug, und die mittlerweile in seinem Bart ergrauten Haare, nachträglich, um die Aehnlichkeit zu erneuern, aufgepinselt hatte. Außer diesen beiden Bildern sah man in dem ganzen Raume nichts, was die Bezeichnung eines Kunstwerkes in irgend welcher Form verdient, oder nur angestrebt hätte. Das kleine goldene Rähmchen an der einen Wand umschloß nur in hebräischen Buchstaben die Bezeichnung, daß dies die Ostseite sei, nach welcher Richtung stehend die Gebete zu verrichten seien.

Gabriel hatte indessen ein paar dicke Bände größten Formats auf den Tisch gelegt und seinen Platz neben dem Vater eingenommen. Während dieser in den Büchern blätterte, blickte Gabriel still auf die ihm gegenüber hängenden Bilder. Das Licht fiel grell auf das Antlitz des Knaben. Seine zarte schmächtige Gestalt entsprach kaum seinem Alter von fünfzehn Jahren; doch das ausdrucksvolle Gesicht mit den dunklen Augen hätte auf ein reiferes Alter schließen lassen. Die Aehnlichkeit mit dem Frauenbilde war unverkennbar, besonders jetzt, wo er darnach aufblickend leise zum Vater sagte:

„Meine Muter war wohl sehr schön?"

„Ja, schön war sie, wie das „aufgehende Morgenroth; wie eine frische Myrthe!" Aber, was noch mehr gilt, als

Schönheit; sie war ein biederes Weib und alle Tugenden, die Salomon von einem vollkommenen Weibe singt, waren in ihr vereint."

„Warum hat sie denn sterben müssen?" fragte heftig der Knabe und ein paar heiße Thränen traten ihm in die Augen.

„Das zu fragen, steht uns nicht an. Es hat Gott gefallen, die Blume zu knicken. Sie ruhe in Frieden." — Um seine gleichfalls aufsteigende Rührung zu verbergen, wühlte der alte Mann mit den Fingern in seinem Bart, räusperte sich einigemal und sagte dann: „Komm, Gabriel, wir wollen lernen," und ohne dem Rechnung zu tragen, daß der Sinn des Knaben im Augenblick nicht darauf gerichtet sein mochte, begann Rebb Mordechai mit lauter Stimme einen Satz der Schrift zu lesen, Fragen einzuschalten, zu kommentieren, zu zitieren, sich selbst zu widerlegen, — kurz jene große, komplizierte Gedankenarbeit vorzunehmen, die von den jüdischen Gelehrten mit „lernen" bezeichnet wird.

Gabriel gab sich redliche Mühe, dem Vater zu folgen, doch es ging heute nicht recht. Seine Fragen und Einwürfe befriedigten auch den Vater nicht, und als dieser an eine besonders schwierige Stelle kam, und sie ganz ausblieben, so schien er es nicht zu bemerken und die Anwesenheit eines Schülers ganz vergessen zu haben. Das Feuer prasselte im Ofen; die große Wanduhr tickte; der alte Mann las in seinem Buche, bis seine Stimme zu einem Murmeln herabsank, die Pfeife ausging und er infolge von Müdigkeit oder durch den Kontrast der rauhen Novemberluft zu der ihn jetzt umgebenden behaglichen Wärme fest einschlief.

Gabriel bewegte sich nicht und wagte kaum zu atmen, denn es gilt als Sünde, wenn Kinder ihre Eltern im Schlafe stören. Still saß er da, blickte nach dem Bilde seiner Mutter und fühlte sich recht einsam.

Da plötzlich hörte er Töne. Es klang wie Orgelspiel, dem Gabriel im Vorbeigehen an einer Kirche oft gern gelauscht haben würde, wenn es der Vater nicht verboten hätte. Woher kamen diese Töne? War es eine wirkliche Menschenstimme, die jetzt zu singen anhub, oder war es ein Traum, der die Phantasie bewegte? Nein, es war Wirklichkeit, und der Gesang kam aus der Nähe.

Leise, leise, als folge er einem unwiderstehlichen Zauber, erhob Gabriel sich von seinem Sitze und mit angehaltenem Atem schlüpfte er, ohne den Vater zu wecken, zur Thüre und auf den Gang hinaus. Dort hatte er sich bald zurechtgefunden; neben dem Eingang in die Nachbarswohnung war ein vergittertes Fenster, durch dessen verschobenen Vorhang man leicht in das Zimmer blicken konnte.

Dort stand an der Wand ein kleines Harmonium, von kundiger Hand gespielt, und daneben erspähte der erregte Lauscher die Gestalt eines jungen Mädchens, welchem die glockenreine Stimme angehörte. Ganz und voll tönte jetzt das Ende des Liedes: „Ave Maria". Der Knabe hatte noch nie so singen hören. Tief ergriffen, von Etwas, das seine Seele plötzlich gefangen nahm, lehnte er den Kopf gegen das Gitter und fing bitterlich zu weinen an. Spiel und Gesang verstummten. Man schien das Schluchzen drinnen vernommen zu haben, denn die Sängerin eilte an's Fenster, und als sie sah, woher die Störung kam, war sie rasch an der Seite des weinenden Knaben und sprach zu ihm. So hätte sicher seine Mutter zu ihm gesprochen, wenn sie ihr Kind in Thränen gefunden hätte. Ermutigt durch des Mädchens teilnehmendes Bemühen, gab Gabriel das Lied als Grund seiner Thränen an.

Da strich sie ihm leise mit der Hand über die nassen Augen, legte leicht den Arm um seine Schulter und zog ihn mit sich in's Zimmer. Dort flüsterte sie ihrem Vater ein paar Worte zu, und Gabriel sich selbst überlassend, glitten die Finger des Musikers alsbald wieder präludierend über das Instrument. Das Zimmer war nur von zwei Lichtern, die über dem Harmonium brannten, erleuchtet, aber man sah doch auf den ersten Blick, daß es noch nicht fertig eingerichtet, noch nicht wohnlich gemacht war. Denn wenn die einzelnen Möbelstücke auch schon auf dem richtigen Platz standen, so lagen doch noch Stöße von Büchern und Noten auf dem Tische, und eine Menge von eingepackten Gegenständen in den geöffneten Kisten, die einer ordnenden Hand warteten. Es schien auch, als hätten Vater und Tochter nur eben musiziert, um sich selbst über das Ungemütliche der ersten Stunden in einer fremden Behausung hinweg zu helfen. Gabriel bemerkte

von all dem nichts, er befand sich noch immer wie im Traum. Regungslos stand er da, während seine Augen die Gegenstände ringsum streiften. Er erblickte auf dem Ofen in kleinem Abgusse die Büste des Apoll von Belvedere, die in der unsicheren Beleuchtung wie belebt erschien. An der nächsten Wand waren ein paar Amoretten von Correggio, die wahrscheinlich hier nur provisorisch Raum gefunden hatten, denn nahebei in der Ecke hing ein Bild des gekreuzigten Christus, vor welchem in dem roten Glase künftighin wohl ein Lichtchen brennen würde. Auf dem Fenster standen noch ungeordnet einige Blattpflanzen, denen man die sorgliche Pflege ansah und ein Pfeilertischchen war dicht besetzt mit kleinen altmodischen Porzellanfigürchen, die großenteils noch aus einer Hülle von Seidenpapier herausguckten. All' das sah Gabriel nur flüchtig, denn sein Blick blieb gefesselt von jenem Teil des Zimmers, den er zuerst gesehen hatte. Dort hingen günstig beleuchtet in prächtigen Kopien die Madonna del Granduca, die beiden Johannesknaben von Murillo und Rafael und die Engelchen der Sixtinischen Madonna, die zu jenem aufzublicken schienen. Dabei stand ein blondes Mädchen und sang mit süßer Stimme ein altes Kirchenlied. Als sie geendet hatte, seufzte Gabriel tief auf. Wieder sprachen das Mädchen und der Musiker freundlich zu ihm, doch nur mechanisch beantwortete er alle Fragen, und ebenso gab er Magdalenen, der Sängerin, als sie ihn zur Thüre begleitete, das Versprechen wieder zu kommen, wenn sie singe. Dann huschte er schnell, als hätte er ein Unrecht begangen, in das kaum vor einer Viertelstunde verlassene Wohnzimmer, wo er seinen Vater noch in unveränderter Stellung schlafend fand. Froh darüber, daß dieser seine Abwesenheit gar nicht bemerkt hatte, suchte Gabriel trotz der ungewohnt frühen Stunde sein Lager auf, denn was würde der Vater zu der sonderbaren Erregung, die sich seines Sohnes bemächtigt hatte, gesagt haben? Doch schlafen konnte er noch lange nicht. Unzählige neuer Vorstellungen jagten sich in seinem Kopfe, unzählige Fragen, die unbeantwortet blieben.

Warum hatte der Vater ihn gelehrt, man dürfe keine Bilder machen, warum war alles aus dem Hause verbannt, was Schönheit darstellte?

War es Sünde, sich der Schönheit zu freuen? Hätte Gott die Schönheit geschaffen, wenn der Mensch sich ihrer nicht in jeglicher Gestalt freuen dürfte? Warum mußte er immer in fremder Sprache beten und sind jene Menschen schlechter, die nach freiem Bedürfnisse, jeder in seiner Weise, zu Gott beten? —

Ganz klar wurden Gabriel an jenem Abende weder die Vorstellungen noch die Fragen, die sich ihm aufdrängten, als Folge jenes einzigen Einblickes in ein Kultur- und Geistesleben, dem er bisher absichtlich fern gehalten worden war.

Bis weit über die Träume einer Nacht verfolgte ihn die Erinnerung an den Apoll und die blonde Madonna, die so schön sang, und ganz gerechtfertigt war das besorgte Kopfschütteln Rebb Mordechais, als er später hörte, wie Gabriel im Schlafe wirre, unverständliche Dinge sprach.

* *
*

Monate waren vergangen. Nach wie vor ging Rebb Mordechai seinen verschiedenen Berufsgeschäften, als Vorsteher der Gemeinde, als Lehrer der Talmudschule nach, doch wer ihn kannte, mußte bemerken, daß ihn seit kurzem Etwas nicht nur beschäftigte, sondern auch schwer bedrückte. Dieses Etwas war die Zukunft seines Sohnes, sein Stolz, seine Hoffnung. Er hatte Gabriel von dessen ersten Lebensmomente an zum Rabbiner bestimmt und seine ganze Erziehung dahin zielend geleitet. Bis zu seinem zwölften Jahre war der Knabe in eine jüdische Volksschule gegangen und seit seinem Austritte aus derselben wurde seine ganze Zeit oft mit Zuhilfenahme der Nacht talmudischen Studien gewidmet. Ob das mit der Neigung des Knaben übereinstimme, unterzog man keiner Frage, denn welcher Beruf, welche Beschäftigung wäre befriedigender und so gottgefällig gewesen als das Studium des Talmud? Noch lange, nachdem Gabriel das dreizehnte Jahr und somit die moralische Mündigsprechung erlangt hatte, war er fügsam geblieben, war willenlos den Bestimmungen und Anordnungen seines Vaters gefolgt, und hatte sich die größte Mühe gegeben, den Ansprüchen seiner Lehrer zu genügen. Zweifel über die Notwendigkeit und Zweckdienlichkeit seines Studiums waren ihm nie aufgestiegen, da er nie darüber nachgedacht hatte; und was hätte ihn zum Vergleichen, zum

Denken und Urteilen anregen sollen, da er nichts kannte, als Haus und Schule, da alle Menschen, mit denen er verkehrte, von den gleichen religiösen und allgemeinen Anschauungen durchdrungen waren?

Damit ist aber noch nicht gesagt, daß Gabriel, so weit dies von einem Wesen, das noch halb ein Kind ist, gelten kann, sich glücklich fühlte. Das schwer drückende Gefühl, das ihn oft beschlich, die unerklärliche Sehnsucht nach Etwas, das er nicht nennen konnte, er führte sie zurück auf seine Einsamkeit, darauf, daß er nicht Mutter, nicht Geschwister hatte.

Die an jenem Winterabende so plötzlich gemachte Bekanntschaft mit dem Musiker und dessen Tochter bezeichnete für Gabriel einen Abschnitt seines Lebens. Er war zum ersten Mal mit Menschen zusammengekommen, die anders dachten als sein Vater, und darum doch nicht schlechter schienen.

Reb Mordechai erfuhr nicht, auf welche Weise Gabriel mit den Nachbarn bekannt geworden war, und er nahm auch anfangs die Thatsache als eine ziemlich gleichgiltige entgegen, denn er ahnte nicht, von welcher Tragweite sie sein würde. Gabriel mochte fühlen, daß sein Vater nicht wissen dürfe, wie tief der Eindruck gewesen, den er empfangen, und wie sehr der neue Umgang ihm schon Bedürfnis geworden, denn ohne ihm direkt hintergehen zu wollen, richtete er seine Besuche drüben immer so ein, daß der Vater zur selben Zeit nicht zu Hause war. Mit dem Momente aber, da er über die Schwelle seiner neuen Freunde trat, fühlte er sich wie in einer anderen Atmosphäre. Er hatte einmal irgendwo gelesen, es gäbe eine Luftart, wenn man in diese ein Vögelchen sperre, dann flöge es doppelt so lustig und schmettere seinen Sang doppelt so hell und froh — nur müßte es bald sterben. Aehnlich meinte er sich zu fühlen, wenn er zuhörte, wie Sebastian Hiller spielte, Magdalena sang, oder wenn er in den zahreichen Bildermappen blättern durfte, die den Schatz des Hauses bildeten. Wie zitterte er für das Fortbestehen dieser Wonne!

Einmal saß er auch Magdalenen gegenüber und lauschte ihren Worten, die die Erklärung zu den verschiedenen Kupferstichen gaben. Spielend hatte er einen Bleistift zur Hand genommen und auf den Rand eines Blattes ein kleines

Köpfchen gezeichnet; nur wenige ungelenke Striche, aber in unverkennbarer Aehnlichkeit die Züge Magdalenens.

Als er sich entschuldigte, das Blatt verdorben zu haben, nahm Magdalena die Zeichnung, betrachtete sie, und sagte dann in ihrer ruhigen Weise: „Sie haben entschiedenes Zeichentalent, Gabriel; Sie sollten es pflegen.“ Dunkelrote Glut der Ueberraschung, der Freude und Beschämung überflog das Antlitz des Knaben.

„Glauben Sie, glauben Sie wirklich, daß ich im Stande wäre, jemals Aehnliches zu leisten?“ — und er deutete auf die Mappe, die aufgeschlagen vor ihm lag.

„Nun, nun, nicht so hitzig, es hat auch Künstler gegeben, die, ohne Dürer und Rembrandt zu sein, dennoch glücklich waren in ihrem Schaffen. Vor allem müssen Sie lernen.“

Da Magdalena sich bereitwillig dazu erbot und Gabriel begeistert zustimmte, so wurde gleich eine Unterrichtsstunde festgesetzt, in welcher sich Lehrerin und Schüler in der Folge als gleich tüchtig und ausdauernd erwiesen. Gabriel machte bald sichtliche Fortschritte und freute sich derselben; er wäre aber noch froher gewesen, wenn sein Vater darum gewußt hätte, doch er wagte nicht, ihm von seiner entdeckten Befähigung zu sprechen, denn er wußte nur zu genau, wie der Vater über alles dachte, was nicht Talmud hieß oder ein Geschäft war. Dennoch fingen an in Gabriel Gedanken rege zu werden, die ihn schaudern machten, vor der Vorstellung, sein ganzes Leben hinter toten Folianten verbringen zu müssen und sich mit Auslegungen und deutelnden Wortgefechten zu beschäftigen, während es doch Leben und Schönheit in der Welt giebt. Derartige Betrachtungen, die er anfangs fast unbewußt machte, trugen eben nicht dazu bei, ihn für seine Lehrstunden in der Talmudschule aufmerksamer und eifriger zu machen und gerade jene Zerstreutheit und vorkommende Lässigkeiten waren es, die der Vater bemerkte, und die ihm zu denken gaben.

An einem schönen Maienabend trat der Alte nach beendigter Schule wieder den Heimweg an. Nachdenklich, gebeugten Hauptes, die Hände auf dem Rücken gefaltet, schritt er einher. Als er auf dem Brunnenplatz von der

gegenüberliegenden Seite einen Blick auf die Fenster seiner Wohnung warf und dort den Kopf seines Knaben sah, der vermutlich in irgend ein Buch vertieft war, denn er blickte nicht auf, da überflog das Antlitz Reb Mordechai's ein Strahl von Glück und Stolz. „Gott erhalte ihn mir nur gesund und fromm und fleißig," dachte er, als er die Treppen hinaufstieg und leise die Thür des Wohnzimmers öffnete. Dort saß Gabriel in der Nische des Fensters, die sein Lieblingsplatz zu sein schien, und auf den Knieen hielt er, nicht wie sein Vater vermutet hatte, einen Band aus der hebräischen Bibliothek, sondern ein Reißbrett, darauf nahezu vollendet eine Zeichnung der Büste des Apollo aufgespannt war. Er hielt den Stift in der Hand, nicht ahnend, daß der Vater so nah war, und daß seinem stillen Fleiße, seinen schüchternen Träumen mit einem Mal ein Ende gemacht werden sollte. Der Ausdruck von Zufriedenheit schwand aus dem Gesichte des alten Mannes, als er im Eintreten bemerkte, daß es kein Buch war, mit dem Gabriel sich beschäftigte. Mißtrauen war es, das aus seinen Zügen sprach, während er langsam, vorgestreckten Kopfes sich unbemerkt dem Zeichnenden nahte, das sich aber in heftigen Zorn verwandelte, nachdem er unter den buschigen Augenbrauen hervor einen forschenden Blick auf die Arbeit des Knaben geworfen hatte.

„Was soll das bedeuten?" schrie er.

Zu Tode erschrocken blickte Gabriel auf. Als er den Vater in Wut vor sich stehen sah, entsanken Zeichnung und Stift seinen kraftlos gewordenen Händen. Der Alte bückte sich danach, hielt Gabriel das Brett so dicht vor die Augen, daß dieser zurückfuhr und schrie abermals: „Was soll das bedeuten, frag ich Dich? Wer hat Dich geheißen, Deine Zeit mit solchem Geschmier zu vergeuden, und wer hat es Dich gelehrt? Den soll doch der Zorn —"

Gabriel, der auf die rasch hervorgestoßenen Fragen keine Antwort gegeben, fiel jetzt dem Vater, ehe er den begonnenen Satz vollenden konnte, ins Wort: „Fluche ihr nicht, Vater! Ich bin ihr dankbar dafür, daß sie mich gelehrt hat" — „Wer ist sie? Wer hat Dich gelehrt?" — „Magdalena lehrte mich die schönen Züge des griechischen Gottes — —"

„So, so bläst der Wind daher! Also die Tochter des Musikanten ist es, die Dir allerlei schöne Künste vormacht und Dich lehrt und in ihre Netze locken will, um eine Seele für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen! Niederträchtige Schlange! Und Du, hast Du vergessen, daß geschrieben steht: „Ihr sollt Euch keine Bilder machen, von fremden Göttern," und bist Du schon so durchdrungen von dem Gift, daß Du eingesogen, daß Du mir mit frecher Stirn sagst, Du hättest einen Gott gezeichnet. Hast wohl gar schon niedergekniet vor den Altären jener, deren Sinne durch den Geruch des Weihrauchs betäubt und verwirrt werden, und die sagen: „Gott ist Mensch geworden, Gott der Einzigeinige sei Dreigestalt!! Weh' mir, weh' mir; lieber wollte ich, Du hättest nie das Licht der Welt erblickt, als daß ich an meinem Kinde erleben mußte, daß es abtrünnig geworden an der Lehre seiner Väter." Und der Alte schlug die Hände vor dem Gesicht zusammen und weinte in bitterem Schmerze.

„Vater, Du thust Magdalenen Unrecht, und mir auch. Es ist ihr nicht eingefallen, mich für ihre Kirche gewinnen zu wollen, und mir nicht, unserem Glauben abtrünnig zu werden. Sie lehrte mich blos so viel des Schönen kennen, davon in unserer Schule nie gesprochen wird, und lehrte es mich nachbilden; das kann kein Unrecht sein, Vater, weder gegen Gott, noch gegen die Menschen. Gott hat die Schönheit geschaffen, Gott hat mir ein Talent gegeben, erlaube, daß ich es pflege, damit es gedeihe, daß ich ein Künstler werden kann, und gottbegnadet, nicht gottlos wird man mich nennen."

Woher der Knabe nur plötzlich den Mut genommen, auszusprechen, was er bisher kaum zu denken gewagt!

Er schien gewachsen, größer und älter geworden in dem Momente, da er beschwörend dem Vater die Hände entgegenstreckte, und dieser blickte ihn auch jetzt an, wie eine fremde Erscheinung aus einer fremden Welt.

„Ist's Gabriel, der zu mir spricht; meine Kind, das unter meinen Augen aufgewachsen, das ich gehütet und gepflegt? Nein, das ist mein Gabriel nicht! —"

„Und Künstler willst Du werden," sprach er weiter, indem der Zorn in ihm zu neuer Glut entflammte. — „Künstler!

Das ist, ein lotteriges Vagabundenleben führen, das heißt keine Tephilin legen, keinen Schabbes halten und essen und trinken ohne Wahl und dabei Götter malen und Heiligenbilder! Großer Gott, wie danke ich Dir, daß es Dir in Deiner Weisheit gefallen hat, mein Weib zu Dir zu nehmen, so ist es ihr erspart geblieben, diese Schande zu erleben!" —

Und wie niedergeschmettert von der Wucht all dessen, was er erfahren hatte und noch kommen sah, sank der alte Mann in einen Stuhl. — Der Knabe kniete an seiner Seite nieder und umfaßte den starr und regungslos Dasitzenden.

„Vater, sprich nicht so harte Worte. Wenn meine Mutter lebte, sie hätte sicherlich mit mir gebeten, daß ich nicht immer nur aus den alten Büchern lernen muß, sondern daß ich auch" —

„Nun ist's genug," rief auffahrend der Alte. — „Willst Du Deinen Vater und das Andenken Deiner Mutter höhnen?"

Hast Du auch schon vergessen, daß es heißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren." — Weit ist's mit Dir gekommen, wahrlich! Hinter meinem Rücken ist Unkraut gesäet worden und die Saat ist aufgegangen; doch es soll noch nicht zu spät sein, ich will sie vernichten und Gott soll mir helfen." Zitternd vor Aufregung, mit fliegendem Atem, bemächtigte er sich jetzt des Stiftes, zerbrach ihn, zerriß die Zeichnung in Stücke und mit hartem Griffe faßte er dann die Hand des lautlos dastehenden Knaben und führte ihn in die Schlafkammer.

„Das Zimmer verläßt Du nicht, bis ich Dich hole. Denke nach über das Leid, das Du mir angethan!" Damit schlug er die Thüre in's Schloß und abermals rannen große Thränen über seine gefurchten Wangen in den grauen Bart. —

Die Tage der Gefangenschaft, die nun für Gabriel folgten, konnten ihm als ebenso viele Wochen erscheinen, denn er blieb vollständig allein, sich selbst und seinen sich allmählich klärenden Gedanken und Empfindungen überlassen, die in ihm wogten, wie vom Sturme gepeitscht. Bald bäumte sich sein Trotz auf gegen den Willen des Vaters, bald fühlte er sich wieder durch die Pflicht in die Bahnen des kindlichen Gehorsams gedrängt. Während er hier die gerade, eintönige Straße sah von dem milden Scheine väterlicher Fürsorge

erleuchtet, so ahnte er anderswo einen Lebenspfad, der, wenn auch über Hindernisse, ihn zu einer ungekannten, von goldenem Lichte durchstrahlten Welt zu führen schien. Und Magdalena? Wenn sie wüßte, wie der Vater von der Kunst dachte, die sie ihn, Gabriel, lieben gelehrt! Und doch, Magdalena hatte Recht, nicht der Vater: man ehrt seinen Gott nicht besser, wenn man der Schönheit die Sinne verschließt.

So ward es denn Gabriel zum ersten Male in seinem Leben klar, daß sein Vater nicht unfehlbar sei, weder in seinen Ansichten noch in seinem Urteile. Die Pietät lehrte ihn wohl die Gründe suchen, die des alten Mannes Urteil bestärkt haben mochten, er erkannte sie, er mußte sie achten, aber er konnte sich nicht zu ihnen bekennen, und so prüfend und erwägend gelangte Gabriel zu einem Standpunkte, der ihn in seiner Ueberzeugung frei, dem Vater gegenüber duldsam machte. Nur leider hatte der innerlich errungene Standpunkt vorläufig noch keinerlei Einfluß auf das äußere Leben des Knaben. Was nützte es ihm, sich in Gedanken schon von manchem befreit zu haben, das ihm vor Kurzem noch unbezwingbar, ja notwendig erschienen war, fehlte ihm doch die Macht, auch nach außen hin die Fesseln abzustreifen. Eines Tages, seine Haft hatte schon eine Woche lang gedauert, schien es ihm, als sei die alte Sarah, da sie ihm sein Mittagbrot brachte, noch wehmütiger und mehr zu Thränen geneigt als sonst. Ein ernstes Verbot mußte ihr die Zunge gesiegelt haben, denn sie begnügte sich, ihrem Liebling schmeichelnd über die dunklen Locken zu fahren. Dann brach sie in heftiges Weinen aus und lief schnell zur Thüre hinaus. Was sollte das bedeuten? Gabriel blieb nicht lange Zeit, darüber zu sinnen, denn bald darauf trat der Vater in's Zimmer, gefolgt von einem älteren Mann.

„Gabriel, dies ist Dein zukünftiger Chef. Ich hoffe, Du wirst mir keine Schande machen, ein braver Mann — ein tüchtiger Kaufmann werden — und nun geh mit Gott!"

Reb Mordechai hatte die Worte mit rauher Stimme hervorgepoltert und legte jetzt seine Hände segnend auf das Haupt des Knaben. Gabriel wußte nicht, wie ihm geschah. In der Thür erschien Sarah mit einem Reiseköfferchen, die beiden Männer schüttelten sich die Hände, Gabriel fiel schluchzend

seinem Vater um den Hals und dieser, unfähig, ein Wort weiter zu sprechen, drängte den Knaben zur Treppe. Vor dem Hause stand ein einspänniger Wagen, der den neuen Lehrling und dessen Chef zum Bahnhof brachte. Rebb Mordechai sank im Wohnzimmer in seinen Stuhl; Sarah stand, mit der Schürze die Augen trocknend, am Fenster und sah ihrem Liebling, dem Goldkind, nach, so lange sie den Wagen erblicken konnte.

„Es mußte sein," murmelte der alte Mann. Besser, ich entbehre die Sonne meiner Tage, den Trost meines Alters, als daß er Schaden nähme an seiner Seele!"

Schweren, müden Schrittes holte er dann seinen Talmud herbei, aber es wollte nicht recht gehen mit dem „lernen". —

Ein Jahr war nun verstrichen.

Jede Woche brachte einen Brief in das Haus am Brunnenplatz, und es gehörte zu den Sabbatfreuden des alten Mordechai, denselben immer wieder zu lesen.

Die Nachrichten, die Gabriel von sich gab, waren knapp genug und Freude oder Befriedigung über seinen neuen Beruf konnte man denselben nicht entnehmen, ja mit einigem Scharfsinn wäre zwischen den Zeilen zu lesen gewesen, wie schwer die junge Seele sich dem veränderten Joch beugte. Aber der Vater las nur, daß Gabriel gesund sei und fromm blieb, und er dankte seinem Gotte täglich dafür, daß er ihm den Gedanken eingegeben, sein Kind schnell diesem schädlichen Einflusse zu entziehen und in die reine Sphäre eines ebenso konservativen wie soliden Handlungshauses zu verpflanzen. Eines Nachmittags nahm Sarah dem Boten einen Brief ab und brachte ihn Reb Mordechai. Sie hatte gleich bemerkt, daß die Adresse von anderer Hand geschrieben war, als von ihrem Gabriel, wenn auch der Poststempel einen Brief Gabriels vermuten ließ. Wer konnte es der treuen Person übel nehmen, daß sie sich im Zimmer zu schaffen machte, während der Empfänger langsam das Couvert öffnete. Auch innen fremde Schriftzüge?! Was mochte geschehen sein? Rebb Mordechai las lange, bis er den Sinn des Schreibens erfaßt:

„Sehr geehrter Herr!

Zu meinem großen Bedauern sehe ich mich zu nachstehender Mitteilung veranlaßt. Ihr Sohn Gabriel, der während eines Jahres trotz der liebevollsten Aufmunterung meinerseits nur mit sichtlichem Widerwillen und darum mit geringem Erfolge in meinem Comptoir gearbeitet, hat die Sabbathruhe benützt und ist gestern aus der Stadt flüchtig geworden. Er hinterließ einen Brief, in dem er schreibt, daß er eine unüberwindliche Abneigung gegen den Kaufmannsstand empfinde.

Ich kann Ihnen den gerechten Kummer, den Sie durch diese Nachricht erfahren, nicht ersparen und stelle es nur noch ihrem väterlichen Ermessen anheim, ob ich polizeiliche Recherchen einleiten soll, und erwarte diesbezüglich Ihre telegraphische Weisung.

Mit der Versicherung, daß unsere persönlichen Beziehungen durch den leidigen Zwischenfall in keiner Weise gelitten haben, zeichne

hochachtungsvoll
S. M. Goldschmidt."

Sarah hatte halb ängstlich, halb neugierig den Eindruck des Briefes auf ihren Herrn beobachtet.

Endlich schien er ihn zu Ende gelesen zu haben.

„Gabriel, Gabriel!" sagte er mit tonloser Stimme. — — —

* * *

In einem dunkeln Hauseingang der innern Stadt von Wien, unter einem Schilde, das in fächerförmiger Anordnung sämmtliche Farben des Regenbogens zeigte, und unten die Aufschrift „Straubinger, Schilder- und Schriftenmaler" trug, verabschiedeten sich einige junge Leute nach gethaner Arbeit von einander. Zwei von ihnen versuchten das handwerksmäßige ihres Berufes durch breitrandige Hüte zu verdecken, ein Dritter hatte es nicht der Mühe wert gefunden, seine graue farbbeklexte Hose abzulegen, der Vierte stand schüchtern in ärmlicher, nicht charakteristischer Kleidung dabei.

„Wir zwei gehen kneipen," sagte der mit dem breitrandigen Hute, „wer geht mit?"

„Ich gehe auch in's Wirtshaus," sagte der mit der

grauen Hose, aber in kein so nobles wie ihr. Mir sind die Künstler egal, und mir ist zuwider, von Sachen reden zu hören, die ich doch nit versteh."

„Und Du, Gabriel, gehst mit?" fragte in einer Anwandlung von Gutmütigkeit einer der Künstler.

„Ja freilich, der Gabriel," sagte rasch und höhnisch der Graubehoste, „der Gabriel, das ist der Wahre, der in's Wirtshaus geht! Der Jud' vertragt ja nix. Ich thät'n auch gar nicht mitnehmen wollen an Euerer Stell, mit seiner trübseligen Physiognomie, die mir beim sechsten Krügel schon ohne ein Wort zu reden sagt: Franz, Du bist ein — — —"

„Ich kann nicht soviel trinken wie Sie Alle, sagte der mit Gabriel angesprochene junge Mann, als gälte es, eine beschämende Anschuldigung zurückzuweisen, „und mein Wochenlohn ist auch so gering, daß ich — — —"

„Möchtest wohl gern so viel bekommen wie wir, damit Du nebstbei „e Geschäftche" betreiben kannst," äffte der erste Künstler.

„Auch wenn's nicht ganz sauber wär," ergänzte voll moralischen Behagens der Zweite.

Gabriel stieg eine rasche Blutwelle in's Gesicht.

„Ich hab' in meinem Leben noch kein unsauberes Geschäft betrieben, aber wenn der Herr Straubinger mich bezahlen würde, wie sich's gehörte, dann würde ich mein Geld auch nicht vertrinken, sondern zu meiner Ausbildung verwenden."

„Da seh einer den Juden an, wie der auf einmal das Maul voll nimmt."

„Der Duckmäuser thut immer, wie wenn er nicht Drei zählen könnte. — Ich sag's dem Meister, daß der Jud austrompetet, er thät seine Arbeiter schlecht bezahlen."

„Der Meister hat ohnedies einen Pick auf Dich, paß' auf, morgen fliegst' zum Tempel 'naus."

„Bis nach Jerusalem!"

Allgemeines Gelächter belohnte den köstlichen Witz und beendete das Gespräch der Gesinnungsgenossen.

„Adieu Pepi. Adieu Poldi!"

Für Gabriel, der nur unter der Thoreinfahrt stehen geblieben war, weil er nicht den Mut gehabt hatte, als Erster

fortzugehen, fiel kein Gruß, kein Wort mehr. Er fühlte es als Erlösung, als die drei jungen Leute ihn stehen ließen.

Bei der gegen ihn ausgesprochenen Drohung war er noch um einen Schatten blässer geworden.

„Das war kein Spaß," flüsterte er vor sich hin, indem er mechanisch den Heimweg einschlug. „Der Meister wartet wirklich nur auf eine Ausrede, um mich fortzujagen. Ohne Arbeit — ohne Brot. Auserwähltes Volk — auserwählt, um getreten zu werden! Auf was sind wir stolz? Auf unsere Fähigkeit, zu leiden!?"

Gabriel hatte nicht weit zu gehen, um nach Hause zu kommen, von der Wollzeile in die Domgasse. Seit drei Monaten wohnte er dort bei einer Frau, die ihren Unterhalt durch Sticken erwarb. In der Küche, die doch nur selten ihrer eigentlichen Bestimmung diente, hatte er ein sogenanntes Tafelbett als Schlafstätte gemietet. Als Gabriel träumerisch langsam die vielen Treppen des altertümlich gebauten Hauses erklomm, hatte seine „Quartierfrau", ein Krügel Bier und sonstige Zuthaten zu einem bescheidenen Nachtmal in den Händen tragend, es dennoch fertig gebracht, dem geistlichen Herrn, der im 2. Stock wohnte, an seiner Thüre die Hand zu küssen. Sie schien schon eine längere Unterhaltung mit ihm geführt zu haben, denn der Schaum des Bieres war schon ganz verlaufen.

„Wenn man den Esel nennt, kommt er gerennt," sagte Frau Wewerka halblaut, als sie Gabriel kommen sah.

Sie hätte die mehr sprichwörtlich als böswillig gemeinte Aeußerung auch lauter thun können; Gabriel bemerkte die Frau erst, als sie, auf ihn wartend, ihn direkt ansprach.

„Herr Gabriel, Sie kommen wie gerufen, ich hab' schon mit Schmerzen auf Sie gewartet. Sechs Monogramms in Taschentücher sind bestellt worden. P. J. oder J. P. oder gar ein weiches P. Je, jetzt weiß ich's nimmer! Aber das kommt davon, weil Sie so spät kommen, und ein Haussegen ist bestellt. Glaube, Liebe, Hoffnung auf weißem Atlas. Sie können doch auch auf weißen Atlas zeichnen? Herr Gabriel, wissen's was, zeichnen's in die Taschentücher, was sich schöner macht von die zwei Buchstaben, ein weiches oder ein hartes P. Die Dame hat auch noch eine Dornenkrone

auf ihren Haussegen haben wollen, aber die hab' ich ihr ausgeredet, denn die Arbeit von den vielen Zweigerln wird einem doch nicht bezahlt. Aber nicht wahr, Herr Gabriel, Sie fangen gleich zum Zeichnen an, damit ich morgen gleich zum Sticken anfangen kann. Nachher hab' ich auch noch eine Ueberraschung für Sie! Auch abrechnen müssen wir später, wenn Sie gezeichnet und ich gegessen hab'. Morgen ist der Zins, Herr Gabriel, sonst hätt' ich so nix g'sagt."

Richtig, morgen ist der Erste! Wenn der Wochenlohn des Herrn Straubinger, wie sicher zu erwarten stand, nun ausblieb, dann gab's so schnell keine Arbeit und kein Geld wieder. Gabriel hatte schon rückständige Miete bei Frau Wewerka, trotzdem er ihr alle Zeichnungen als Abzahlung lieferte — und Frau Wewerka war selbst eine arme Frau.

Dies waren die Erwägungen, als Gabriel sich still an den Küchentisch setzte und aus der Schublade desselben ein Schälchen mit blauer Farbe und Pinsel und Feder herausholte. Die Taschentücher, die er nach Geschmack mit B. oder P. zeichnen sollte, lagen schon bereit auf dem Tisch. Als er eines entfaltete, um die Ecke auszumessen, flog ihm ein an ihn adressierter Brief entgegen, — jedenfalls die Ueberraschung, von der Frau Wewerka ihm gesprochen hatte. Er erschrak. In den ersten Monaten nach seiner Flucht „aus dem Gefängnis" hatte Gabriel mit fieberhafter Ungeduld auf einen Brief gewartet. Es kam keiner. Sein Vater hatte jedes seiner Schreiben unbeantwortet gelassen und der väterliche Zorn lastete schwer auf dem Gemüte des jungen Mannes. Den Willen der Eltern zu ehren, war ihm frühzeitig und strenge eingeprägt worden. Wie mußte er unter dem Drucke seiner Lehrlingsschaft gelitten haben, daß er die Fessel von sich geworfen hatte, gegen den Willen des Vaters. Doch nicht weniger litt er seither unter der Unzugänglichkeit und Unversöhnlichkeit des alten Mannes, darunter, daß dieser ihn nicht verstehen wollte, daß er ihn für schlecht hielt, weil er den alten Satzungen untreu geworden war. Nun kam nach drei Jahren ein Brief. Die Handschrift des Vaters trug er nicht; die steif gemalten Buchstaben waren ihm ganz unbekannt. Das heftige Klopfen seiner Pulse raubte ihm fast den Atem, als er den Umschlag des Briefes öffnete, und auf grobem

Papier, dessen ursprüngliche Bestimmung sicher nicht die war, einem Briefe zu dienen, sah er in krausen Zügen jene Hieroglyphen, hebräische Currentschrift, die ihm in seiner Jugend so vertraut geworden waren.

Ein Blick auf die Unterschrift lehrte ihn, daß er einen Brief von seiner alten Hüterin Sarah in Händen habe. Es mußte Wichtiges sein, das sie Gabriel zu sagen hatte, denn den groben, arbeitsharten Fingern fiel es schwer, die Feder zu führen.

Der junge Mann las:

„Mein Gabriel, mein Goldkind!

Es war nicht meine Schuld, daß ich Dir nicht geschrieben habe. Er hat es nicht erlaubt, kein gutes Wort für Dich, seitdem Du wie ein Dieb durchgegangen bist, so sagte er. Ich wußte es freilich, daß Du kein Dieb bist und Fräulein Magdalene sagte immer, Du könntest schönere Bilder malen, als die im Wohnzimmer hängen. Aber es hat ihn immer so aufgeregt, wenn ich von Dir gesprochen habe und besonders in der letzten Zeit. Ich wollte Dir schreiben, ehe es zu spät war, aber es kam schneller als man denken konnte und ich will nur trachten, daß sie das Begräbnis aufschieben, bis Du hier bist, denn sein letztes Wort war doch Gabriel. Seitdem er tot ist und ich niemanden zu pflegen und zu bedienen habe, meine ich, ich muß auch sterben, aber ich warte noch auf Dich.

Deine

Sarah."

Nachschrift: „Fräulein Magdalene läßt grüßen. Ihr Vater ist auch gestorben und sie ist zu Verwandten gezogen".

Tot, tot! Wann war es? Ein hastiger Griff nach dem Briefkouvert. Der Brief war schon in verschiedenen Wohnungen gewesen, war nachgeschickt worden und war zu spät gekommen.

Sie haben mich nicht erwarten können. Alles ist vorbei! Keine Verzeihung — und doch Sarah schreibt, sein letztes Wort war Gabriel. Wenn ich in den drei Jahren schon etwas geworden wäre und hätte vor ihn hintreten können und sagen: „Vater, auch mein Weg ist ehrenhaft und führt zu gutem Ziel." — — Mutter, Mutter, Du hättest mich vielleicht verstanden. Warum hast Du mich nicht

mitgenommen? Wenn ich nur wüßte, ob ich schlecht bin? Ja, ich bin schlecht, denn ich habe meinen Vater allein gelassen; ich bin schlecht, denn ich wollte klüger sein als er. Ich habe Hirngespinnsten nachgejagt und über Träumen von Schönheit und Ruhm meine nächste Pflicht versäumt. — — —

Gabriel fuhr von seinem Sitze auf. Gleichmütig tickte die Küchenuhr und Frau Wewerka führte im Nebenzimmer ein böhmisches Selbstgespräch. Die engen Wände des kleinen Raumes drückten ihn und abermals überkam ihn das schreckliche Gefühl, im Gefängnis zu sein. Da hörte er im Nebenzimmer einen Sessel rücken, das Zeichen, daß Frau Wewerka gleich erscheinen werde und reden ohne Aufhören.

„Nur das nicht,“ flüsterte Gabriel und schlüpfte zur Thür hinaus.

Das unsicher und flackerig erleuchtete Stiegenhaus, in das Gabriel scheuen Schrittes trat, erschien ihm so unheimlich, daß er mehrere Treppen auf einmal nahm und planlos fortlief. Dabei hatte er plötzlich das Gefühl, als werde er auf der unteren Stiege von einem schwarzen Schatten verfolgt.

„Das böse Gewissen,“ sagte er halblaut und eilte, so rasch er konnte, um dem dunklen Thoreingang zu entfliehen und unter Menschen zu kommen. Menschen, ja Menschen waren es, die jetzt zwischen sieben und acht Uhr abends die innere Stadt zu Tausenden durchfluteten, aber fremde Menschen. Keine Seele, zu der er hätte sprechen können, kein Freund, den er hätte befragen können in dem schmerzvollen Zweifel, der sein Inneres durchwogte.

Die geschäftigen Menschen stießen und drängten den jungen Mann, der im Glanze der Lichter und Laternen so blaß und elend aussah, und manch mitleidiger Blick streifte ihn, der ohne Hut mit wirrem Haupthaar und energie- und willenlosem Gang langsam dahinschlenderte. Der Menschenstrom trieb ihn die Rothenthurmstraße hinunter, doch Niemand blieb stehen, ihm die quälenden Fragen zu beantworten: bin ich schlecht? warum lebe ich?

So erreichte er den Quai und die Brücke, und unter der Brücke sah er die tanzenden Lichter. Wohin? Wohin?

Abwärts, abwärts dem großen Strome zu, der am Grabe des Vaters vorbeifließt!

„Nehmt mich mit! Ich will ihm sagen, daß ich nicht schlecht sein wollte.“

Und er beugte sich und neigte sich über das Geländer der Brücke und die tanzenden Lichtlein unten hätten ihre Lockung vollbracht, wenn nicht eine Hand den sich vorbeugenden Körper kräftig zurückgerissen hätte.

Gabriel stand einem Manne gegenüber, den der lange schwarze Rock und der eigentümliche Halskragen alsbald als katholischen Geistlichen erkennen ließen.

„Was wollen Sie von mir?“ herrschte Gabriel ihn an.

„Ich will nichts von Ihnen. Ich will nur meine Pflicht thun, die darin besteht, den Bedrängten beizustehen und den Verzweifelnden zu helfen.“

Ganz ruhig und wie selbstverständlich legte der Geistliche seinen Arm in den Gabriels. Es war ein eigentümliches Gefühl, das Gabriel nun mit einem Mal überkam.

Das Seltsame, Wunderbare, Unmögliche, das er noch vor einigen Minuten herbeigesehnt hatte, war zur Thatsache geworden: Aus der wirren fremden Menschenmasse hatte sich ein Mensch losgelöst, um an seinem Schicksal teilzunehmen! Dieser Mensch, er trug zwar jenen Rock, den man ihn von frühester Jugend an hassen gelehrt hatte, weil er das Zeichen der Ungläubigkeit und der Verfolgung für seinen Stamm war, — aber jetzt lag der Arm des Trägers fest und liebevoll in dem seinen. Das Bedürfnis nach Anschmiegung und die Sehnsucht danach, verstanden zu werden, waren so groß und mächtig, daß er, wie ein Kind, willenlos sich der Führung des Geistlichen hingab.

Dieser vermied es, die volksbelebten Straßen zu durchschreiten. Gassen und Durchhäuser emsig durchschneidend, kehrte er schließlich doch wieder auf den Stephansplatz zurück und betrat mit dem jungen Mann durch ein Seitenpförtchen den Dom. An der Schwelle wollte Gabriel sich losreißen. „Ich bin schlecht,“ murmelte er mit halb erstickter Stimme.

Da faßte ihn sein neuer Freund mit festem Griff.

„Du bist nicht schlecht. Ich kenne dich; ich habe dich schon lange beobachtet. Du bist ein unglückliches Menschen-

kind. Was Deine Seele braucht, ist Liebe und Schönheit, und die sollst Du bei uns finden."

Es brauste die Orgel in mächtigem Klang; berauschende Wolken von Weihrauch schlugen den Eintretenden entgegen; Lichter blitzten auf wie aus weiter, weiter Ferne und die aufstrebenden Pfeiler schienen sich in's Unendliche zu verlieren.

Gabriel sank in einem Betstuhle vor einem bekränzten Bildnisse der Madonna regungslos wie entseelt zusammen.

* * *

Köstlicher Frühlingssonnenschein lag auf den Kieswegen und den symmetrisch zugestutzten Hecken und Bäumen des Belvederegartens. Die jungen knospenden Triebe drängten den warmen Strahlen so energisch entgegen, als hätten die alten Stämme nie erfahren, was eine Gartenscheere sei. Vielleicht wollten sie's aber auch nur den Menschen zeigen, wie man's machen müsse: kräftig drauf los gewachsen, wenn's geht und so lang es geht! Auch den Sandsteinsphinxen, die anscheinend so gedankenvoll in die Luft starrten, schien die Sonne fröhlich entgegen, als wollte sie ihnen sagen, das Rätsel des Lebens ist gelöst; die Lösung heißt: Freude und Schönheit.

Und inmitten des Gartens, in dem Palaste, der Jahrzehnte lang der Kunst geweiht war, da hingen tausendfältig die Versuche, einen Teil der Lösung des Lebensrätsels in Farben und Formen dem Menschen klar zu machen.

Wie die Natur in ihren sich immer gleich bleibenden Elementen mannigfach und veränderlich auf den Menschen zu wirken vermag, je nach der Gruppierung und dem Vorherrschen der einzelnen Elemente, so sind auch Kunstwerke verschieden in ihrer Wirkung, abhängig von Beleuchtung und Umgebung und nicht zum mindesten abhängig von der Stimmung des Beschauers.

An jenem Frühlingstage konnte Alles, was die großen Meister geschaffen, in den hohen Galleriesälen doppelt schön erscheinen. Vorhänge verhüllten zwar die breiten Fenster, damit kein direkter Sonnenstrahl die kostbaren Leinwande verderbe, aber die Frühlingsluft, den Frühlingsduft konnte

man nicht ausschließen und auch manch goldener Strahl schlüpfte verstohlen in den Saal und verbreitete sein Licht — ungünstig vielleicht für den pedantischen Beschauer, aber günstig für die Seelen der Körper, die von Künstlerhand hingezaubert worden waren. Sie wurden lebendig in dem unsicheren Lichte. Schelmischer denn je schienen die nackten Kindlein des Rubens heute zu lachen, holdseliger die Madonna im Grünen dem Knäblein entgegen zu blicken, der hoheitsvolle Blick der Justina schien bewegt und gemildert. Und der Johannes erst! So wie man bei Menschen oft nicht sagen kann, warum man sie eigentlich lieb hat, so auch bei Bildern. Sie geben uns gerade das, was wir brauchen, um innerlich zufrieden zu werden, und deshalb kehren wir immer wieder zu ihnen zurück, mag auch unser Verstand andere Kunstwerke bereitwilligst für ebenso schön und noch schöner erklären. Im Banne des Blickes, den der Johannes von Murillo forschend und träumerisch, kindlich, doch wie ein tapferes Kind, auf die Welt heftet, stand ein junger Mann. Er hatte schon einigemal die Säle der Galerie langsam durchschritten, doch immer wieder zog es ihn zum Johannes zurück. Nicht prüfend, nicht kritisierend stand er da, sondern hingegeben einer Kette von Erinnerungen. Der Johannes war ja der erste Eindruck von Kunst gewesen, den er in seiner Jugend empfangen, dabei ein Lied — eine Stimme — und nachher kurze, gestohlene Augenblicke nie geahnter Freuden. Und die Freuden, wem dankte er sie, wer hatte in jenen längst vergangenen Tagen seinem Leben Form und Farbe gegeben? Magdalene!

Unweit des jungen Mannes, der schmalschulterig, mit etwas vorgebeugter, schüchterner, unfreier Haltung vor dem Gemälde stand, saß eine Dame, die fleißig in ihrem Skizzenbuche zeichnete. Der junge Mann hatte ihr nur sein blasses, scharf geschnittenes Profil zugewandt, und sie schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, bis der Name Magdalene leise von seinen Lippen geklungen war. Sie blickte auf, eine heftige Bewegung von ihr machte den eifrigen Beschauer darauf aufmerksam, daß er nicht allein sei. Er wandte sich um, und gleichzeitig streckten sich zwei Hände aus, um sich in warmem, freundschaftlichem Druck zu begegnen.

„Gabriel, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen und gerade hier! Und der Johannes, er hat Sie auch gefesselt, Sie an längst entschwundene Tage erinnert.“

Ein Sonnenstrahl fiel von rückwärts auf Magdalenens aschblondes Haar; die Freude, die Überraschung hatten ihre zarten Wangen gerötet, so daß sie in dem Moment so frisch und rosig aussah wie vor zehn Jahren.

Der junge Mann starrte das Mädchen wie traumverloren an. Er hielt ihre Hand fest in der seinen, fand aber auf ihre herzlichen Worte keine Erwiderung.

„Haben Sie kein Wort für Ihre Jugendfreundin? Ich dachte so viel an Sie und hörte nie mehr etwas von Ihnen, Gabriel.“

Als Magdalene diesen Namen aussprach, ließ der junge Mann mit einer heftigen Bewegung ihre Hand los.

„Verzeihen Sie die vertrauliche Ansprache. Die alten Zeiten waren plötzlich so lebendig in mir geworden — —“

Eine dunkle Röte stieg in das Antlitz des jungen Mannes.

„Ich heiße Johannes — mit meinem Taufnamen. Gabriel ist mein Familienname — ich lebte einige Jahre in Rom, wo — man mir die Mittel verschaffte, mein Leben der Kunst zu weihen.“

Mit unsäglicher Anstrengung hatte Gabriel diese wenigen Sätze hervorgestoßen, dann wandte er sich von Magdalenen ab und sah den Johannes im Bilde mit starrem Blicke an.

„Und Ihr Vater?“

„Tot.“

Ein paar schwere Thränen entquollen seinen weitgeöffneten Augen.

„Nun vermag ich mich über Ihren Schritt zu freuen — Johannes.“

„Freuen?“ Gabriel fuhr heftig herum, als er das Wort fragend und mit leisem Stirnrunzeln begleitet, wiederholte.

„Ja, freuen, von Herzen freuen, da Sie mit diesem Schritte Niemandem mehr weh und sich so wohl gethan haben.“

Keine Bewegung, kein Wort Gabriels verrieten Zustimmung und Widerspruch zu dem, was Magdalene gesagt.

„Denn sehen Sie, Johannes,“ fuhr Magdalene, im Sprechen immer wärmer werdend, fort, „die Religion, der Gesichtskreis und der Gedankenkreis, in dem Sie geboren sind, sie waren dem Künstler in Ihnen hinderlich. Nun Sie glauben gelernt, jenen Glauben, der die Besten von uns zu den großen Menschen und Künstlern gemacht hat, die Menschen allen Glaubens zur Bewunderung zwingen — in dem Glauben werden auch Sie das richtige Ausdrucksmittel für Ihre Kunst finden, — in ihm werden Sie Großes leisten, ein rechter Künstler werden.“

„Wer nur immer glauben könnte!“ flüsterte Gabriel fast unhörbar.

„Momente des Zweifels kommen Allen, die nicht stumpfsinnig vor sich hinleben. Aber könnte ein Mensch Solches hervorbringen“ — Magdalene wies auf das Kunstwerk Murillo's — „wenn er nicht glaubte, und ist ein Glauben nicht göttlich, der Solches hervorbringt?“

„Wie Sie so warm und überzeugend sprechen können, Magdalene! Mir haftet ein zweifelnder, grüblerischer Sinn an, der mich leicht schwankend macht. Ich brauche oft eine kräftige Hand, die mich zurechtweist, wenn mir der Weg vor den Augen zu entschwinden droht. Magdalene, seit meinen Knabenjahren waren Sie meine Muse, wollen Sie auch weiter mein leitender Engel bleiben?“

„Von Herzen gern, Johannes.“

Stumm schritten die Beiden durch die weiten Säle, doch streiften sie die Werke der Meister nur mit geistesabwesendem Blick.

Auch die Freitreppe wandelten sie noch stumm hinab, aber draußen, zwischen den Hecken im Frühlingssonnenschein ließ sich's vertraulich erzählen und sprechen von Vergangenheit und Zukunft.

* *
*

Auf der Veranda eines Häuschens in der Hinterbrühl, nahe der Königswiese saß Magdalene Gabriel und ließ ein dickes Bübchen von ungefähr anderthalb Jahren auf den Knieen tanzen.

„Wem sieht das Kind ähnlich?“ fragte sie ihren Mann, der eben damit beschäftigt war, das schöne Landschaftsbild mit dem „schwarzen Thurm“ auf dem bewaldeten Bergrücken in einer Aquarellskizze aufzunehmen.

„Wem sieht das Kind ähnlich?“ wiederholte sie zum zweitenmal, da Gabriel die Frage überhört zu haben schien.

— Meinem Vater in jedem Zug, sagte Gabriel, ohne von seiner Arbeit aufzusehen.

„Johannes, ist das Dein Ernst? Markus ist doch blond.“

— Den Vorteil hat er allerdings, aber ich finde doch im Schnitt der Augen, der Nase und auch im Ausdruck des Mundes, wenn der kleine Kerl lacht, entschieden meinen Vater wieder. Das ist wohl ein großer Nachteil für das Kind?

Magdalene stand mit dem Kinde auf dem Arm auf und trat zu ihrem Mann hin.

„Wie Du nur sprichst! Sind wir nicht froh Johannes, daß wir das Kind haben, frisch und gesund, mag es auch vielleicht — weniger hübsch sein.“

Gabriel legte den Pinsel aus der Hand und mit stummer, stürmischer Zärtlichkeit nahm er den Kleinen in seine Arme.

„Johannes, erinnerst Du Dich noch des Momentes, da Du an meinem Bette knietest? Ich war zu schwach, um nur die Augen zu öffnen und das Kind so elend, daß man meinte, sein kaum entzündetes Lebensflämmchen müsse jeden Moment erlöschen. Und da, Johannes, ich hörte es, da betetest Du laut und flehtest — und in meinem Innern vereinte ich mein Gebet mit dem Deinen und Du schriest auf: „O Gott, laß ein Wunder geschehen — wenn es einen Gott giebt — und ich will Dir opfern von dem Besten, das ich habe!“ Weißt Du es noch, Johannes?“

Magdalene kniete und umfing Mann und Kind mit ihren Armen und suchte den Blick ihres Mannes, der aber sah starr und unverwandt auf das blonde Lockenköpfchen an seiner Brust.

„Und unser Gebet wurde erhört. Das Wunder geschah. Ich wurde gesund, das Kind, es blüht und gedeiht, aber was Du versprochen hast, hast Du noch nicht gehalten. Vom Besten, das Du hast, von Deiner Kunst mußt Du opfern, ein Bild so schön und heilig wie unsere Liebe.“

Noch immer schwieg der Mann.

Magdalene erhob sich.

„Johannes, und wenn es eine Strafe gäbe für Gelübde, die man nicht hält, wenn Du gestraft würdest an dem Kinde — — — —?"

Gabriel wurde bleich.

— Du hast Recht, Magdalene. Wenn es damals ein Wunder war, das Dich und mein Kind mir erhielt, dann kann es auch eine Strafe geben, wenn ich das Gelöbnis jener entsetzlichen Stunde nicht erfülle. Beruhige Dich, Magdalene, meine Schuld soll es nicht sein, wenn unser Schatz nicht weiter gedeiht.

Mit unendlicher Zärtlichkeit strich Gabriel über die Wänglein des Kleinen.

„Und Du wolltest endlich, Johannes?"

— Ja, ein Votivbild malen.

„Gott sei Dank."

— Ein Jesuskind in der Krippe, oder Christus und Johannes — ich weiß es noch nicht. Nur brauche ich Zeit dazu und Studien und das Kind, das Kind mußt Du mir überlassen.

„Von Herzen gern, wachend oder schlafend, wie Du das Modellchen brauchst."

* *
*

Von dem Tage an erfaßte den jungen Künstler eine seltsame Unruhe. Die Gegenwart Magdalenens, die bisher immer etwas Beruhigendes für ihn gehabt hatte, ward ihm plötzlich unbehaglich und manches unbefangene Wort, manche ganz unabsichtlich herbeigeführte Wendung ihres Gespräches deutete er in einem Sinne, der ihm lästiger war, als er es sich eingestehen wollte.

Gabriel, der sonst wohl Naturfreund aber kein Tourist war, begann nun plötzlich eine Leidenschaft für weite, oft über ganze Tage sich ausdehnende Spaziergänge zu bekunden. —

In der Brühl, mit ihren außerordentlich schönen, zum Teil ganz wild und hochgebirgsartig sich darstellenden Felspartien und Waldhängen fand Gabriel reichlich Gelegenheit,

diesem Verlangen, sich stundenlang allein zu ergehen, nachzugeben. Ein oft gewähltes Ziel, wenn er sich müde geschlendert hatte, war die Höldrichsmühle, wo zwischen schattigen Bäumen ein kleines Gasthaus einen hübschen Ruheplatz bot.

Eines heißen Nachmittags saß Gabriel bei einer Tasse Kaffee an einem Tisch nahe des Waldweges.

„Elsa, Siegfried!“ hörte er plötzlich eine jugendliche Stimme hinter sich rufen.

„Ihr wißt, daß Ihr heute keine Blumen pflücken dürft, weil Samstag ist.“

Rasch wendete Gabriel seinen Kopf nach der Richtung, aus der die Stimme erklungen war. Wie lange hatte er das in seiner Jugend so wichtige Argument, etwas nicht thun zu dürfen „weil Samstag ist“ nicht mehr gehört!

Elsa, ein kleines, schwarzhaariges, dunkeläugiges Menschenkind, blickte beschämt auf ein paar Heckenrosen, die sie hinter dem Rücken ihrer Hüterin gepflückt hatte und war nicht sicher, ob sie sie behalten dürfe oder wegwerfen müsse. Ein etwas kleinerer Rotkopf, der dem Helden, dessen Namen er trug, nicht nachzueifern schien, denn er zeigte sich sichtlich geängstigt durch einen kleinen Hund, der sich ihm genähert hatte, Siegfried war dem Rufe des jungen Mädchens, das auf einer Bank am Wege saß, gerne gefolgt. Mit mehr hastigen als graziös zärtlichen Bewegungen schmiegte er sich an sie.

„Clara, hat der liebe Gott verboten, am Samstag etwas abzupflücken?“ fragte der Knabe.

Zögernd kam ein ja von den Lippen des jungen Mädchens.

Elsa fragte nun hastig:

„Warum thut er's dann selbst? Da oben hinter dem Felsen ist der ganze Rasen bedeckt mit den Rosenblättern, die der liebe Gott heute ganz frisch abgerupft und hingestreut hat. Ich habe selbst welche fallen sehen.“

„Das wird wohl der Wind gethan haben.“

„Nein, es war gar kein Wind zu sehen.“

— So beharrliche, kleine Fragesteller bringen uns oft an Punkte, wo das Antworten schwer fällt, sagte Gabriel

von seinem Sitze aufstehend und sich dem jungen Mädchen zuwendend.

„Ich weiß oft nicht, was ich sagen soll! Die Kinder sind nicht mehr in dem Alter, wo sie zu fragen aufhören und sich nur der Befriedigung eines religiösen Gefühls hingeben. Ich habe früher als meine Geschwister zu fragen aufgehört.“

— Meinen Sie nicht, daß auch für Sie nochmals eine Zeit kommt, in der Sie wieder zu fragen anfangen?

„Ich hoffe das nicht. Ich glaube, das würde mich sehr unglücklich machen.“

— Sie leben wohl ausschließlich im engsten Familienkreise.

„Ja. Als Aelteste habe ich Mutterstelle bei den Kindern zu vertreten. Der Vater hat sie mir ganz allein anvertraut, seitdem die Mutter tot ist.“

— Ihr Vater ist sehr fromm?

„Ja, sehr.“

„Erlauben Sie?“

Mit der in Österreich oft üblichen Ungeniertheit setzte Gabriel sich auf die eine Ecke der Bank und fing an, rasch nacheinander dicke Rauchwolken vor sich hinzublasen. Nach einigen Minuten, die Elsa und Siegfried dazu benutzten, sich flüsternd über den Fremden zu unterhalten, warf er, sich plötzlich besinnend, die brennende Cigarre fort.

„Verzeihen Sie, daß ich doppelt rücksichtslos war, in Ihrer Gegenwart zu rauchen, zudem ich doch wußte, daß es Sie heute verletzen müsse.“

Dem jungen Mädchen stieg eine rasche Blutwelle in das hübsche, dunkle Gesicht.

„Aus Ihrer Bemerkung sehe ich, daß Sie unsere Gesetze sehr wohl kennen. Wenn Sie nicht die Kraft und den Willen haben, ihnen nachzuleben, so kann ich als Fremde es nur im allgemeinen bedauern, — verletzen kann es mich nicht. Übrigens ist es auch Zeit, daß wir nachhause gehen. Kommt, Kinder —“

Mit einem freundlichen Gruß erhob sie sich und schlug die Richtung nach dem „Neuweg“ ein.

* * *

Der Zufall hatte Gabriel mit Clara Salzer bekannt gemacht, aber einem unbewußt in ihm aufkeimenden, lebhaften Verlangen nachgebend, war es sicher kein Zufall mehr, der ihn das Mädchen auf ihren täglichen Spaziergängen mit ihren Geschwistern immer wieder begegnen ließ. Die Überzeugung, daß sie es mit einem Glaubensgenossen zu thun habe, hatte Clara viel zutraulicher gemacht, als sie es sonst einem Fremden gegenüber gewesen wäre, und so war Gabriel bald in ihre ganz einfachen Verhältnisse eingeweiht. Ihr Vater war Getreidehändler und hatte der Schwächlichkeit seines Söhnchens zuliebe eine Sommerwohnung in Mödling gemietet, wo alle Vorschriften und Bedingungen eines jüdisch-orthodoxen Lebens und durch die Nähe der waldreichen Brühl gleichzeitig die Anordnungen des Arztes befolgt werden konnten.

Clara war keine Schönheit, die das Auge des Malers im Sturm hätte gewinnen müssen, noch besonders liebenswürdig und kokett im Verkehr mit dem Fremden. Dennoch suchte Gabriel ihre Gesellschaft und konnte sich nicht satt hören an dem, was sie von ihrem im denkbar kleinsten Rahmen sich abspielenden Leben erzählte. Der Tonfall ihrer Stimme that ihm wohl; Worte und Redewendungen, die sie gebrauchte und die er jahrelang nicht gehört hatte, berührten ihn so traulich, so heimatlich, daß es ihm manchmal wie ein Traum, wie eine Unmöglichkeit erschien, zu denken, daß er seit langem schon einer andern Welt angehöre, daß er eine Frau habe, die für all' das, was ihn heute zu Thränen und zum Lachen brachte, kein Verständnis habe. — Und er fing an, die beiden Frauen zu vergleichen: Magdalene und Clara. Magdalene, die stets kühle, etwas langsam denkende und gemessene Frau, der Bildung und ein verfeinerter Sinn für das Formschöne eine bewußte Vornehmheit gegeben hatten, die sie nur in einer bestimmten Sphäre behaglich werden ließ, — und Clara, das Mädchen, das viel weniger gelernt, aber raschen, lebhaften Geistes war und die ursprünglich und unbeeinflußt, außer in religiöser Beziehung, in ihrer Natürlichkeit eine größere Anschauungs- und Anpassungsfähigkeit besaß.

Wie in ihrer äußeren Erscheinung, der zarten Blondine

und der derberen rundlichen Brünette, waren die beiden Frauen auch in ihrer Innerlichkeit typisch für die Verschiedenheit des Stammes, dem sie entsprossen. Gabriel, der bisher noch kein Judenmädchen gekannt, der es absichtlich vermieden hatte, mit seinen ehemaligen Glaubensgenossen zu verkehren, fühlte sich wie durch einen Zauber dahin gezogen, von wo er sich mit größtem Kraftaufwande einst losgerissen hatte: zum Judentum.

Nicht, daß er plötzlich wieder Vorliebe für die in seiner Jugend abgestreiften Formen empfunden hätte, nicht als Vertreterin ihrer Religion gefiel ihm das Mädchen, sondern als Produkt der Religions- und Lebensauffassung ihrer Väter war sie ihm sympatisch. —

Es war ungefähr vierzehn Tage, seit Gabriel seiner Frau das Versprechen, ein Votivbild zu malen, erneuert hatte und etwas länger als eine Woche, seit er Clara Salzer kannte. Wenn er zu jener Zeit im Beichtstuhl die vollständige Wahrheit über die Vorgänge in seinem Innern hätte darthun müssen, er hätte keinen sündigen Wunsch, keinen unehrenhaften Gedanken zu gestehen gehabt, und dennoch empfand er etwas wie quälende Gewissensbisse.

Er verschwieg Magdalenen, daß er auf seinen Spaziergängen ein Mädchen kennen gelernt hatte, und so viel sie auch schon geplaudert hatten — Clara wußte nicht, daß er Frau und Kind daheim habe. Er machte sich Vorwürfe über diese Heimlichkeit und Unaufrichtigkeit, fand aber doch nicht den Mut, sie aufzugeben und ward Magdalenen gegenüber nur noch gereizter.

Als eines Nachmittags Magdalene nach seinem Skizzenbuch griff und mit etwas gezwungenem Lächeln fragte, ob er schon landschaftliche Studien zu seinem Bilde gemacht habe, da sprang Gabriel erregt von seinem Sitze auf.

„Ich habe Dich oft meine Muse genannt, Magdalene, und Du hast für mein künstlerisches Schaffen immer das feinste Verständnis gezeigt — als Mensch aber hast Du mich nie verstanden. Du quälst mich, Magdalene.“

„Ich wollte Dich nicht quälen. Ich sehe Dich verstimmt und denke Anregung und Arbeit würde Dir gut thun.“

„Du magst ja Recht haben. Aber meine Arbeit ist keine mechanische Taglöhnerarbeit, die man beliebig beginnen kann und deren Gegenstand in der Wahl eines Anderne liegt."

Magdalene schwieg.

Unvermittelt fragte Gabriel: „Wo ist das Kind?"

„Es schläft."

„Wenn es erwacht, wollen wir einen Rundgang um die Königswiese machen."

Clara war heute mit ihrem Brüderchen nach Wien zum Arzt gefahren und kehrte erst gegen Abend wieder nach Mödling zurück.

* * *

Am nächsten Tag kam Gabriel langsam, gedankenvoll den Weg zur Höldnichsmühle herangeschritten.

Clara hatte sich mit ihrer Handarbeit an einem der Wirtstische niedergelassen und den Kindern zur „Jause" einen Imbiß von Milch und Brot geben lassen.

Als Siegfried den „Herrn von Gabriel" kommen sah, sprang er ihm entgegen und nicht achtend der Schwierigkeiten, die ihm die Aussprache der Zischlaute bereitete und erfüllt von der Wichtigkeit seiner Person und deren Gesundheit, schrie er schon von weitem:

„Der Herr Doktor hat gesagt, ich soll jeden Tag zwei Liter Milch trinken, dann wird man in einem Vierteljahr nicht mehr wissen, daß ich Scharlach gehabt habe."

Da Gabriel dieser Mitteilung gegenüber stumm blieb und nicht das vom Helden Siegfried erwartete und gewohnte Interesse für dessen Wohl zeigte, so forderte das Bübchen, sichtlich gekränkt, Elsa auf, Tannenzapfen suchen zu gehen und versprach gütigst, nachher noch ein Glas Milch zu trinken.

Clara, die fühlte, daß ihr Erziehungsresultat Herrn Gabriel nicht sehr imponieren könne, entschuldigte die Unart des Knaben mit seiner Kränklichkeit, doch immer noch blieb Gabriel stumm, als hätte niemand zu ihm gesprochen.

Nach einigen Minuten versuchte Clara, der Gabriels wortloses Hinbrüten unbehaglich wurde, einen anderen Gesprächsstoff.

„Ich war gestern in der Stadt.“

„Ich weiß es. Sie sagten mir ja vorgestern, daß Sie die Fahrt beabsichtigten.“

„In Wien habe ich etwas gekauft, was ich noch nie gekauft hatte. Sie können sicher nicht raten, was es war.“

„Dann bitte, sagen Sie es lieber gleich.“

„Ich war in einer Kunsthandlung und habe eine Photographie des Gemäldes, von dem Sie mir kürzlich sprachen, gekauft.“

„Den Triumphzug des Titus?“

„Ja, ich sah zwei Aufnahmen davon, eine große und eine kleine. Ich hätte lieber die große gekauft, aber ich fürchtete, meinen Vater zu erzürnen. Er erlaubt nie, daß ich für solche Sachen Geld ausgebe.“

„‚Solche Sachen‘ existieren wohl gar nicht für ihn?“

„Nein. Das Bild hat ihn zwar interessiert, weil es die Juden betrifft und Gruppen von Juden darauf zu sehen sind. Aber sonst interessiert er sich nicht für Kunstwerke, außer für alte silberne Becher und Geräte, wie wir sie an den Feiertagen gebrauchen. Und mir geht es mit der Kunst wie mit der Politik: ich hätte Freude und Interesse daran, wenn mein Verständnis dafür gebildet worden wäre. Ich glaube, daß die Mädchen christlicher Familien von all' dem mehr wissen, dadurch, daß sie von dem Umgang mit Männern nicht so ausgeschlossen sind und über all' diese Dinge sprechen hören.“

„Und wie gefällt Ihnen der Triumphzug des Titus?“

„Auch mich haben die Gruppen der Juden am meisten interessiert, die armen, geknechteten Gefangenen. Der alte Mann mit dem langen Barte, der die gefesselten Hände zu Fäusten ballt, sieht einem alten Lehrer meines Vaters ähnlich.“

„Wie hieß er,“ fragte Gabriel mit plötzlicher Lebhaftigkeit.

„Das weiß ich nicht. Ich sah ihn nur einmal, als ich noch ein Kind war. Mein Vater besuchte als Knabe die Talmudschule in Preßburg, und dort unterrichtete er.

„Und Ihr Vater findet, daß der alte Mann auf dem Bilde jenem Lehrer so ähnlich ist?“

„Ja, und den Ausdruck von Wut und Scham und Verzweiflung in dem Gesicht des Alten findet mein Vater so gut, weil er seinen Lehrer einmal in ähnlicher Aufregung gesehen hat, nachdem ihm sein einziger Sohn, ein Lump, durchgegangen war.“

„Wieso wissen Sie, daß der Sohn ein Lump war?“ fragte Gabriel mit heiserer Stimme.

„Eine Christin soll ihm in den Kopf gesetzt haben, daß er Künstler werden müsse. Das wäre natürlich noch nicht das Schlimmste gewesen und ich hätte ihn deshalb noch nicht für schlecht gehalten. Aber man sagt, er hätte sich später, nachdem er seinem Vater ein einsames Alter bereitet, taufen lassen, und das ist in meinen Augen seine Schlechtigkeit.“

„Fräulein Clara, fürchten Sie nicht, eine große Ungerechtigkeit zu begehen, wenn Sie einen Menschen so ungehört verdammen?“

„Halten Sie mich nicht für fanatisch und ungerecht, daß ich die Taufe des jungen Mannes von vornherein und ohne ihn zu kennen als eine Schlechtigkeit oder gelinde gesagt als Charakterschwäche bezeichne. Heute, wo wir Juden beständigen Angriffen ausgesetzt sind, muß ein Jude zum anderen stehen, mag er in religiösen Dingen noch so frei denken. Es ist feige und ehrlos, in das Lager der Angreifer überzugehen.“

Die braunen Augen Clara's blitzten und die emsigen Hände des sonst so sanftmütigen Hausmütterchens ballten sich in ehrlichem Zorn zur Faust.

Gabriel schaute dem erregten Mädchen mit blassen Lippen starr in's Antlitz.

„Und Sie könnten einen Mann, der solche Charakterschwäche, solche Ehrlosigkeit gezeigt hätte, nie lieben — —?“

„Lieben? Lieben? Ja, lieben könnte ich ihn, wenn ich ihn lieben müßte, denn Liebe ist stärker als Verstand und Wille, — aber ich würde an dieser Liebe zugrunde gehen, denn er wäre mir verächtlich.“

„Clara,“ entrang es sich in entsetzlichem Weh der Brust des moralisch Gefolterten. „Ich bin der Lump, der geächtete Sohn des Lehrers! Hast Du mich lieb, Clara, wie ich Dich liebe, Du ehrliches, tapferes Kind?“

„Ja, aber gehen Sie."

Gabriel ging.

* * *

Am nächsten Tage machte Gabriel keinen Spaziergang. Magdalene fand ihn so blaß und elend aussehend, daß sie ihn gerne nach seinem Befinden gefragt hätte, wenn sie nicht gefürchtet hätte, keine Antwort zu bekommen. Nach dem Mittagessen nahm er das Kind auf den Arm, setzte es aber bald wieder in sein Stühlchen und sagte, er wolle nun an die Arbeit gehen.

Wie ein Sonnenschein überblitzte es Magdalenens Gesicht. „Nun wird alles wieder gut," sagte sie halblaut. Gabriel, der die Worte gehört hatte, nickte mechanisch zustimmend und ging in sein Atelier.

Magdalene wollte ihm in gewohnter Weise mit ihrer Handarbeit in den ihr heiligen Raum folgen, da hörte sie absichtlich geräuschvoll den Schlüssel von innen umdrehen.

Das war ein fürchterlicher Ton für Magdalene; es war wie wenn ein kostbares Gefäß plötzlich einen Sprung bekommen hätte.

Warum, fragte sich Magdalene, warum darf ich an dieser Arbeit nicht teilnehmen, wie an den anderen?

Das große Gemälde „Der Triumphzug des Titus", dieses Werk, das Gabriels Ruhm als Künstler gegründet hatte, hatte Magdalene Skizze um Skizze, fast Pinselstrich um Pinselstrich entstehen sehen. Sie war ihrem Manne immer eine feinfühlige, kunstsinnige Beratherin gewesen. Zur rechten Zeit das Wort, zur rechten Zeit das Schweigen beherrschend, hatte sie stets Zutritt zu seiner Arbeitsstätte gehabt.

Warum verbannte er sie plötzlich aus dem Raum? Zürnte er ihr, daß sie ihn an sein Gelöbnis erinnert hatte? Sie bereute nicht, es gethan zu haben. Ja, er sollte das Votivbild malen. Damit würde nicht nur der tiefste Wunsch ihrer Seele erfüllt, sondern auch das höchste Ziel ihres Ehrgeizes für ihren Mann erreicht werden; damit würde er, auch dem Inhalte seiner Schöpfungen nach, jenen Künstlern nachstreben, die Magdalene um ihres frommen Glaubens willen so unendlich schätzte und verehrte.

Vielleicht will er mich diesmal überraschen, sagte sich Magdalene zu ihrer eigenen Beruhigung, als sie über ihre Stickerei gebeugt auf der schattigen Veranda saß, aber der kreischende Ton des Schlüssels verklang nicht in ihrem Ohr.

Der Nachmittag schlich dahin, der Abend brach herein und die beginnende Dämmerung mußte dem Maler längst jede Arbeit unmöglich gemacht haben. Nichts regte sich im Atelier.

Klopfenden Herzens beschloß Magdalene endlich, von der Seite des Schlafzimmers, nicht durch die Thüre, die absichtlich vor ihr verschlossen worden war, mit dem Kinde zum „Gutenachtsagen“ bei seinem Vater einzutreten.

Der Kleine hatte schon sein langes Nachthemdchen an und lehnte müde sein Köpfchen an die Schulter der Mutter, als sie mit ihm die Schwelle des Arbeitszimmers betrat.

Magdalene blickte zuerst nach der Staffelei, denn von dort würde sie, wie sie dachte, der erste erstaunte und vorwurfsvolle Blick des Gatten treffen. Das Kind hatte aber nach der anderen Seite gesehen, und mit wichtiger Miene legte es nun sein Fingerchen an den Mund.

„Bubi still sein, Papa schläft,“ sagte es.

Magdalene wandte sich nun dem Divan zu, auf den das Kind deutete.

Dort lag Gabriel, ausgestreckt, starren Auges, ein Fläschchen in der schlaff herabhängenden Hand. Ein Blatt lag auf dem nächsten Tische.

Zitternd ließ Magdalene das Kind in einen Armstuhl gleiten.

„Johannes,“ schrie sie auf und beugte sich in furchtbarem Entsetzen über den Körper des Entseelten und bei dem langsam verdämmernden Schein der untergegangenen Sonne begann sie zu lesen.

„Und wenn ich es noch tausendmal und aber tausend-
„mal versuchte, Magdalene, ich könnte nur andere Worte
„finden um stets dasselbe zu sagen. Ich kann mein
„Leben nicht länger ertragen, denn es ist eine Kette von
„Lügen. Wie wohl es mir thut, einmal die Wahrheit
„in's Auge zu fassen! Ja, ich habe gelogen mein Leben
„lang!

„Ich habe gelogen, da ich meine Kunst höher stellte als „meinen Vater, denn ich litt schwerer unter seinem Fluch, „als wenn man mir die Hand abgehauen hätte, die den „Pinsel führt.

„Ich habe gelogen, als ich mich zu einem Glauben „bekannte, der meinem Herzen fremd geblieben ist; und, „Magdalene, ich habe gelogen, da ich Dich zum Weibe „nahm, die ich schätzte, aber nicht liebte, nur hoffend, in „Dir eine Stütze zu finden für meine Schwäche. Und ich „habe gelogen, da ich ein Mädchen meines Stammes „fand und erkannte, daß ich sie liebte in dem Momente, „wo sie meine gerechte Richterin wurde.

„Ich log und log mit jedem Atemzuge.

„Und nun, Magdalene, da Du verlangst und darauf „bestehst, daß ich auch in meiner Kunst lüge, daß ich im „Bilde heuchlerisch und lügnerisch darstellen soll, was ich „nicht glaube, da versagt mir die Kraft der Schwäche. „Das Einzige in der Welt, das ich frei von Lug und „Trug mir erhalten habe — meine Kunst — soll auch „rein bleiben!

„Ich weiß, daß ich mit dem Entschlusse, freiwillig in „den Tod zu gehen, Dir, meiner gläubigen Magdalene, „Entsetzliches zufüge — aber in Deinem Glauben wirst „Du auch Trost finden und in unserem Kinde. Du wirst „es erziehen, und wirst es in Deinem Sinne erziehen.

„Wohl ihm, wenn es glauben kann!

„Aber, Magdalene, wenn der Knabe denken lernt und „ihm Dein Glaube fremd wird — dann zwinge seine junge „Seele in keine Fessel. Laß ihn frei sein und wahr, „damit er ein ehrlicher, würdiger Mensch werde!

„Habe Dank für all' Deine Güte und vor Allem „dafür, daß Du mir den Weg wiesest in das hehre Heilig„tum der Kunst.

Gabriel."

Ruth.

Biblisches Idyll in einem Akt

von

Martha Hellmuth.

Personen:

Naemi, Wittwe Eli-Melech's, eine Betlehemitin.
Arpa, Ruth, ihre Schwiegertöchter, Moabiterinnen, Wittwen Chiljon's und Mahlon's.
Boas, aus dem Geschlechte Eli-Melech's.
Ruben, ein Betlehemite, Schwestersohn Eli-Melech's.
Joab, Vertrauter des Boas, Aufseher in seinen Diensten.
Serah, Asriel, Amram, Aelteste des Volkes.
Thirza, Jerusa, Sarah, ebräische Weiber, Schnitter und Schnitterinnen.

Ort der Handlung: Betlehem, im Lande Juda.

I. Scene.

(Sommerabend. Sonnenuntergang. Anhöhe in der Nähe Betlehems.)
Naemi, Arpa, Ruth.

Naemi:

Hier rastet, meine Töchter, langsam sinkt
Die Sonne in ihr rothes Wolkenpfühl,
In Gold und Purpur bettet sich der Tag,
Er leuchtet über meiner Heimath Fluren,
Und zeigt mir im Erlöschen einmal noch
Die sel'gen Stätten, wo ich glücklich war.

Ruth:

O, meine theure Mutter, weine nicht,
Mühselig Deinem Alter war der Gang
Im Staub des Wegs, in heißer Mittagsgluth,
Nicht um Verlornes traure schmerzensvoll,
In bessre Zukunft wende Deinen Blick,
Wir, Deine Kinder, stehen treu zu Dir.

Naemi:

Nicht also, ihr geliebten Töchter sprecht,
Ihr liebtet mich, als hätt' ich Euch geboren,
Die ich nur meiner Söhne Mutter war.
Durch Euch erfuhr ich erst, wie süß es sei,
Wenn weiblich sich an's Herz der treuen Mutter,
Die Tochter liebend und vertrauend schmiegt.
Ihr war't mir Blüthe, Knosp' und Frucht des Lebens,
Doch unsern Bund zerriß der bittre Tod.
Mein Gatte starb, es starben meine Söhne,
Drei Wittwen, kinderlose, trauern wir.
Mein Leben ist dahin, und schnöde Selbstsucht
Des Alters spräch' aus mir, begehrte ich,
Daß Ihr begrabt in Schnee die blüh'nde Jugend
Und mit mir unfruchtbar verwelkt, verdorrt.
Geht hin in's Leben, jung seid Ihr und lieblich,
Und unsrer Väter Gott, er gebe Euch
Den zärtlichsten Beschützer, Haus und Hof,
Und schöne Kinder, die wie Rosen blüh'n.
Vergeßt, was Ihr besessen und verloren,
Mein Schoß kann Euch nicht neue Gatten schenken,
Die treu Euch lieben, ehren und behüten;
Drum geht und laßt mich, alt und unnütz, sterben,
Winkt mir ein Grab doch in der Heimath Erde.

Arpa:

Vergönne, theure Mutter, daß ich scheide,
Fremd ist das Land mir, das uns rings umgiebt,
Zurück ins Haus der Meinen sehn' ich mich,
Die mit mir trauern um verlornes Glück,

Dir dankt' ich es, und bis zum letzten Hauch
Werd' ich in Ehrfurcht Deinen Namen nennen.

Naemi:

Der Segen Gottes leite Dich, mein Kind,
Und seine Engel schirmen Deine Pfade.

(Umarmung, Arpa geht.)

II. Scene.

Naemi, Ruth.

Naemi:

Und Du, mein Lieblingskind, mein Herzenstrost,
Warum, da Deine Schwester nun gegangen,
Willst Du noch weilen bei der müden Frau,
Die Deine helle Jugend trüb verdunkelt,
Ein Schatten, bald des finstren Grabes Raub,
Kehr' um zu Deinem Volk, zu Deinem Gott,
Wie Arpa heimgekehrt ist zu den Ihren.

Ruth (vor ihr niederknieend):

Sprich nicht davon, daß ich Dich je verlasse,
Denn, wo Du hingehst, sieh, da geh' auch ich,
Und wo Du weilst, da will ich auch verweilen,
Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott mein Gott,
Und wo Du stirbst, da, Mutter, sterb' auch ich,
Da will ich auch begraben werden.
Ich lieb' in Dir den Gatten meiner Jugend,
Der sanft und treu, ein Abbild Deines Wesens,
Das Leben mir verklärt, wie Mondenlicht, —
Du bist, was von dem Theuern mir geblieben,
Und wie sich immer mein Geschick auch wende,
Der Tod allein muß Dich und mich je scheiden!

Naemi (sie umarmend):

Dem Ewigen sei Dank, daß er Dich mir,
Geliebte Ruth, zur Tochter hat gegeben.
Wer nennt sich reicher, als ich Arme bin?
Wer solches Herzens Heiligthum gefunden,

Was kann er fürchten, und was ficht ihn an? —
Noch einmal will ich hoffen, glauben, beten,
Doch nicht für mich, für Dich geliebtes Kind.
Zu Dir, mein Gott, ich wende nun den Blick,
Gieb tausendfältig, was sie gab, zurück,
Nicht enden will ich mein inbrünstig Flehen,
Bis ich sie darf gekrönt, gesegnet sehen,
Denn nur in ihrem Glücke ruht mein Glück.
Komm, meine Tochter, leite meine Schritte,
Und führe mich zu unsrer Armuth Hütte.

III. Scene.

(Morgen.)

Naemi, Ruth (aus ihrer Hütte tretend), Thirza, Sarah, Jerusa.

Thirza:

Wer ist's, die dort den jungen Tag begrüßt,
So kümmerlich, so elend und verfallen,
Wie jenes Dach, das Obdach ihr gewährt? —

Sarah:

Die ärmlichste der Hütten ist's im Ort,
Und öde lag sie bis auf diesen Tag.

Jerusa:

Doch welch ein schönes, rosig frisches Weib
Stützt sie, die schmerzgebrochen und gebeugt;
Es blickt aus seinen großen schwarzen Augen
So tief und sanft, wie ein unschuldig Kind.

Thirza:

Laßt uns die fremden Frauen doch begrüßen,
Ein freundlicher Willkomm thut Jedem wohl.

Sarah:

Friede sei mit Euch; thut Euch Hilfe Noth,
So zählt auf uns, die wir Euch Nachbarn sind.

Naemi:

Kennst Du mich nicht mehr, gute Sarah, sprich,
Wohl kannt' ich Dich in Deiner Jugend Tagen,
Und so auch Dich, Jerusa, Thirza, Dich.

(Die drei Frauen bestürzt.)

Sarah:

Die Hütte ist es Eli-Melech's, wißt,
Er zog dereinst in's Land der Moabiter,
Mit ihm sein Weib und seine Söhne beide —

Thirza:

Sein Weib, Naemi hieß sie, groß und stark
Und schön war sie, und Du — doch Deine Stimme —

Jerusa:

Sie ist's, es ist Naemi, doch wie krank,
Wie gramgebeugt, ergraut, gebleicht von Thränen —

Naemi:

Ja wohl bin ich's, einst Eure Jugendfreundin,
Gespielin und Gefährtin Eures Glück's.
Wohl Euch, daß Ihr verarmt nicht und beraubt
Gleich mir, die Tage Eures Alters schaut.
Naemi bin ich nicht mehr, Mara nennt mich,
Die tief Betrübte; reich einst zog ich aus,
Leer und verlassen kehre ich zurück.
Doch nein, ich will nicht klagen; Eines blieb mir,
Und dies wiegt tausendfach Verlornes auf.
Seht hier, dies junge Weib war meines Sohnes,
War Mahlon's Gattin; Ruth ist sie genannt,
Ein moabitisch Weib; sie ist das Letzte,
Was mir das harte Schicksal übrig ließ,
Das Gatten, Söhne, Reichthum mir entrissen! —
Sie blieb mir treu, sie folgte mir in's Elend.
Ihr liebreich Herz ist Stütze mir und Stab!

Sarah (zu Ruth):

Bist Du so fromm, ein Kind der Moabiter,

Der Götzendiener, die den wahren Gott
Verleugnen und verfluchen? —

Ruth:

Was ist Fluch? —
Ich lernte nicht das Wort und nicht den Sinn.
Ein halbes Kind noch, fand ich meinen Gatten,
Er lehrte mich, was Frieden sei und Glück,
Und lieben lernt' ich, was ihm hold und theuer. —
Er lehrte mich, die Eltern pflegen, ehren,
Und ihrer Weisheit und Erfahrung folgen.
Er lehrte mich, den Wald, die Blumen lieben,
Den Himmel und der Sonne heilig Licht,
Und einen unsichtbaren Segensgeist,
Der ihn und mich und diese Welt geschaffen,
In der ich glücklich athme, wandle, wirke,
Und alles Schöne als ein sichtbar Zeugnis
Des großen guten Gottes froh erfasse.

Thirza:

So glaubst Du nicht an Baal und an Astarte,
Und kennst nicht ihren schnöden Dienst?

Ruth:

Was meinst Du?

Naemi:

Sie ist ein züchtiges und frommes Weib,
Ihr dürft getrost sie zu den Unsern zählen;
Sind auch die Bräuche fremd ihr, die Ihr übt,
Bekehrt ist sie zu unserm einz'gen Gotte, —
Gelobt sei Er, — und thut nach seinem Wort.

Jerusa:

So will ich Eure Heimkehr Allen künden,
Die Eures Blutes sind. (Ab.)

Naemi:

Weß' ist das Feld,

Das golden sich im Strahl der Sonne wiegt,
Wie Meereswellen fluthen seine Halme,
So voll und reich, wer ist der Ernte Herr? —

Sarah:

Boas ist's, aus der Sippe Deines Eli,
Ein wackrer Mann, ein Frommer und Gerechter,
Freund jedes Redlichen, der Bösen Feind,
Und ohne Weib bis heut, so reich er ist.
Er meidet alle Töchter Betlehem's,
Er kennt nur Arbeit und Gebet.

Naemi (zu Ruth):

Geh' meine Tochter, solchen Reichthum's Fülle
Läßt für die Armuth manche Aehre steh'n.
Geh' seinen Schnittern nach, und wenn sie mäh'n,
Lies auf, was Du wirst ungeerntet seh'n,
Wir dürfen nicht das Kärglichste verschmäh'n.

Sarah:

Thu, was die weise Mutter Dir gesagt,
Geh' Deines Wegs getrost und unverzagt.

Naemi (legt segnend die Hand auf das Haupt der Ruth):

Laß', o mein Gott, die Ernte ihr gerathen
Zum Segen, lohne ihr nach ihren Thaten! —
(Ruth ab, Thirza und Sarah leiten Naemi in die Hütte.)

IV. Scene.

(Ruth auf dem Felde des Boas, Aehren lesend. Heißer Sommertag. Mittagstunde.)

Joab:

Du schöne Fremde, sprich, wie nennt man Dich? —

Ruth:

Ruth ist mein Name.

Joab:

Wem gehörst Du an? —

Ruth:

Was fragst Du doch, rasch flieht der Sommertag,
Und eilen muß ich, darf nicht müßig sein.

Joab:

Und woher kommst Du, niemals sah ich Dich,
Denn wer Dich je erblickt, vergißt Dich nie.

Ruth:

Ich bin Naemi's Tochter, die mit mir
Zurückgekehrt vom Land der Moabiter.
Krank ist sie, einsam, und verlangt nach mir,
Drum laß mich eilen, bis mein Werk vollbracht.
So viel der Aehren liegen hier verstreut,
Laß mich sie sammeln; Brot bedarf die Arme,
Die meiner Hut vertraut und mir so lieb.

Joab:

Sanft, wie das Gurren einer Turteltaube,
Tönt Deine Stimme, gerne lausch' ich Dir.
Doch laß mich helfen, denn die Sonne sengt
Und bräunt den Flaum der unbeschirmten Wange.

Ruth:

Was thut's, bring' ich der theuern Mutter nur
In Fülle heim, was ihr Erquickung schafft! —

Joab:

Wenn Dich mein Herr sieht, segnet er Dein Thun
Und hilft wohl Dir und denen, die Du liebst.
Dort naht er, sagen will ich ihm, wie treu,
Wie zärtlich Du für Deine Mutter sorgst. (Ab.)

V. Scene.

Ruth. Boas. Jaob. Schnitter und Schnitterinnen.

Boas:

Mein Joab kündet mir, welch frommes Werk

Du hier vollbringst, ich ehre Deine That.
Hat Deine Mutter mehr der Kinder noch,
Dir gleich an Frömmigkeit? —

Ruth:

Nicht meine Mutter,
Nur meines früh verlornen Gatten ist sie,
Und dennoch lieb' ich sie, wie nichts auf Erden,
Naemi heißt sie.

Boas:

Wohl, so kenn' ich sie,
Ein biedres Weib; ich lobe Dich, mein Kind,
Daß Du ihr also dienst; Du thatest wohl,
Daß Du zu Fremden nicht den Fuß gewendet.
Naemi's Gatte stammt aus gleichem Blut
Wie ich, und Euch Beschützer will ich sein.
Du hast Dein Volk, Dein Heimathland verlassen,
Die Eltern und Geschwister, alles Theure.
So heilig war Dir das Gedächtniß dessen,
Den Du geliebt, dem Du als Weib gefolgt.
Glaub' mir, der Gott, in dessen mächt'gen Schutz
Du Dich begabst und unter dessen Flügeln
Du Ruhe suchtest, ist ein Gott der Treue,
Und seinen Treuen lohnt er königlich.
Wie ich ihn liebe, will ich Dir vergelten,
Weil Du so tief begriffen sein Gebot;
Den Herrn preis' ich, daß er mich gesegnet,
In Dir und Deiner Mutter dien' ich ihm.

(Zu den Schnittern.)

Laßt dieses junge Weib in Frieden schaffen,
Sie sammle ein, so viel das Feld ihr beut,
Je mehr sie unsrer vollen Aehren liest,
Um so zufriedner bin; Segen bringt
Ihr holdes Thun der Flur, die sie betritt,
Drum nehmt nicht Alles, laßt nach Lust sie ernten!
Und sinkt der Tag, an meiner Seite rasten
Soll Ruth, die Moabitin, und das reichste,
Das schönste Mahl soll laben und erquicken

Die Gute, die im Dienst der reinsten Liebe,
Der warmen Kindesliebe, müde ward! —

(Zu Ruth.)

Leb' wohl und meine Brudergrüße bring'
Naemi, Deiner Schwieger, länger nicht
Soll sie entbehren, was dem Alter frommt.
Sag' ihr, daß Gott sie überreich begnadet,
Da er ihr solches Kind als Trost geschenkt. (Ab.)

VI. Scene.

Hütte der Naemi. Abendstunde.

Naemi. Ruth.

Ruth:

Er sprach zu mir; so mild, wie einst Dein Sohn,
Sein Angesicht war sonnig, wie der Tag,
Der auf die reichen Felder niedersah.
O Mutter, freue Dich mit mir; zu Ende
Sind Noth und Sorge, er verhieß uns Hilfe,
Und fest vertrau' ich auf sein redlich Wort.

Naemi:

Wohl, meine Tochter, sprachst Du und Du bist
Zur guten Stunde ihm begegnet; mild
Und fromm ist Boas, wie's mein Eli war,
Ihr ganz Geschlecht, es ist von Gott gesegnet.
Du aber, die in meiner Prüfung Tagen,
Als jeder Trost entschwand, mit Himmelstreue
Bei der Verlass'nen ausgeharrt; Du bist
Des besten Mannes werth, aus Deinem Glück
Soll neue Hoffnung, neuer Trost mir blüh'n,
Hat Dir mein Sohn den Erben nicht erweckt,
So wird der Herr mein heiß Gebet erhören
Und Dir den Sohn, den lang ersehnten, schenken,
Wenn Boas Dich zu seinem Weib erwählt.

Ruth:

O Mutter, was doch sprichst Du, wie vermöcht' ich

Je Deinen Sohn, der mir so theuer war,
So zu vergessen, daß dem zweiten Manne
Ich mich vermählte? —

Naemi:

Ich, des Todten Mutter,
Ich selbst will Dich die Wege finden lehren
Zu Boas' Herzen, wie's mein Herz mir kündet.
Dein Leben, Ruth, soll enden nicht mit Dir,
Dein edler Sinn, Dein opferfreudig Herz,
Dein selbstlos rein Gemüth, sie sollen leben,
Fortleben herrlich in dem Gottgeschöpf,
Dem Du wirst Mutter sein; und alles Leid,
Das Gott, der Unerforschliche, mir sandte,
Verschwinden wird es vor dem sel'gen Glück,
Wenn ich Dein Kind in meinen Armen halte,
Wenn ich in ihm die heil'ge Mutter segne!

Ruth:

Ich will Dein Kind sein, Mutter, andres nicht,
Mein Herz begehrt nach keiner Liebe sonst,
In Dir ist Frieden mir und Heil beschlossen.
Doch komm und nimm, sieh, was ich Vorrath brachte,
Es gab mir Boas ja im Ueberfluß.
Komm, gute Mutter, sammle Kraft und Muth,
Dein Lächeln ist das Labsal Deiner Ruth.

Naemi

(die Vorräthe zwischen sich und Ruth theilend):

Hör' mich, mein Kind, ich will Dir Ruhe schaffen,
Daß Dir's soll wohlergeh'n; vernimm denn, Ruth,
Die Nachbarinnen haben mir gesagt,
Daß Boas heut in seiner Tenne worfelt
Und ist's gethan, dort ruht bis Sonnenaufgang.
So geh' und bade Dich und salbe Dich,
Leg' an Dein Feierkleid, darin Du einst
Den Augen meines Sohnes wohlgefielst.
Denn schön, wie Deine Seele Gott gebildet,

Hat er auch Deinen jungen Leib erschaffen.
Und wenn der Abend sinkt, so geh' hinab,
Verbirg Dich, daß Dein Antlitz Niemand kenne,
Und lag're Dich, wenn Nacht die Erde deckt,
Zu Boas' Füßen, sagen wird er Dir,
Was Du sollst thun, und Freude wird Dir werden.

Ruth:

Gehorsam, Mutter, wie ich stets Dir war,
Will Deine Weisung ich auch heut befolgen.
Was Gutes mir hienieden immer werde,
Beglückt mich nur, wenn es Dein Herz erfreut.
Und schenkt mir Boas Gunst; um Deinetwillen,
Du Vielgeprüfte, will ich sie bewahren,
Daß ich Dir Deiner Tage jeden kann
Selig und sonnig machen!

Naemi:

Gott mit Dir! — (Ruth geht ab.)

VII. Scene.

In der Tenne, die Boas gehört. Abendstunde.

Boas. Joab.

Joab:

Dein Angesicht, o Herr, ist mild und fröhlich,
Nie sah ich solchen Glanz in Deinen Zügen.

Boas:

Es ist der Widerschein von jenem Antlitz,
Das heut zum ersten Male ich erblickt,
Und das mir dennoch so vertraut, so lieb,
Als hätt' ich es gekannt seit Kindertagen.
Du weißt, mein Joab, daß als Mädchenfeind,
Als Weiberhasser ich den Meinen gelte.
Und gern gesteh' ich's ein; bis heut'gen Tags
War mir der Mann und seine schlichte Art,

Sein biedrer Handschlag, seine ernste Freundschaft
Mehr, als das wankelmüthig launenhafte
Geschlecht der Weiber und ihr leer Geschwätz.
Die Reize, die sie schmücken, schienen mir
Fallstricke nur für unerfahr'ne Herzen.
Nur Eitelkeit, so wähnt' ich, und Gefallsucht,
Belebten diese flatterhaften Wesen;
Nicht Ernst noch Tiefe wohnt' in ihrer Brust,
Und treulos wären sie, wie Wind und Wellen.
Doch dieses Weib in seiner süßen Jugend,
So zart und sanft: und doch so sicher ruhend
In reiner Tugend, hat das tiefste Herz
Mir umgewandelt; immer seh' ich sie,
Wie sie die blüh'nde Wange sorglos bot,
Das Lockenhaupt dem wilden Sonnenbrand;
Gleichgiltig gegen eigene Beschwerden
Und ganz verloren in ihr Liebeswerk
Für eine Andre, für die schwache Greisin,
Die heilig ihr, weil sie den Frühverlornen,
Den heißgeliebten Gatten ihr gebar.
O Liebestreue, die den Tod, das Grab
Dankbar und unvergänglich überdauert,
Wirkst solche Wunder Du im Weibesherzen,
Lehrst Du an Deine Göttlichkeit uns glauben.
Dies Herz, das also liebt, so heiß und groß,
In mir erweckt es Liebe grenzenlos! —

Joab:

Herr, welches Weib, das Du zur Ehe forderst,
Wird sich nicht selig preisen; stehst Du nicht
In kraftvoll reifer Mannheit, hat Dich Gott
Nicht reich gesegnet; Hof und Haus und Felder,
Sie prangen, tragen Frucht Dir tausendfach.
Nur Eines fehlt in Deines Reichthums Fülle,
Die junge Herrin, die sein schönster Schmuck.
Herr, wähl' die Moabitin Dir zum Weib,
Denn würdig ist sie Dein an Seel' und Leib:
Sie hat im Prüfungsfeuer sich bewährt,

Wie Gold in heißen Flammen sich verklärt,
Ihr Liebreiz wärmt und hellet Deinen Herd! —

Boas:

Doch, ob sie wiederkehrt; ihr habt sie doch,
Wie ich gebot, die Aehren sammeln lassen,
So viel sie nur begehrte? —

Joab:

Herr, Dein Wort
Ist Deinen Knechten theuer; bist Du doch
Uns huldreich stets; drum ist Gehorsam uns
Die liebste Pflicht. — Ich lasse Dich allein,
Es naht die Nacht und müde wirst Du sein. —
(Joab ab.)

Boas (sich zur Ruhe legend):

O liebliche Gestalt; umschwebe mich
Im nächt'gen Traum und laß mich träumend Dir
Gesteh'n, was meine Seele ganz erfüllt,
Die Liebe, die in ihrer Tiefe ruht —
O wärst Du nahe; komm, o komme Ruth! —
(Er schlummert ein.)

VIII. Scene.

Ruth, im festlichen Schmuck, tritt leise ein.
(Der Mond geht auf und erhellt den Raum.)

Ruth:

Wie duftet süß und lind die Sommernacht,
Und blickt mit klaren Sternenaugen nieder;
Der Felder goldner Segen liegt gemäht
Und kündet uns ein reich und glücklich Jahr.
Ihr schlummert sanft, Gefährten meiner Arbeit;
Sie ward mir leicht, denn immer war es mir,
Als schaute meines Mahlon treuer Blick
Auf meine Ernte: als sei er bei mir,
Als streichelte er mir leis die Locken,

Wie einst, wenn wohlgefällig ihm mein Thun.
Du mein verlorner lieblicher Gefährte,
O wüßtest Du, wie einsam dieses Herz,
Das einst so selig an dem Deinen schlug! —
Und jener ernste Mann, der väterlich,
Mit Freundeshuld der Fremden sich geneigt, —
Kann ich ihn lieben nicht, wie ich Dich liebte,
Darf ich doch seinem Edelmuth vertrau'n,
Der sich Verlass'ner gnadenvoll erbarmt.
So hab' ich denn den schweren Gang gewagt.
Gott, den ich glaube, hilf Du Deiner Magd! —

(Boas erwacht.)

Boas (erwachend):

Wer trat herein, indeß ich schlief und träumte
Von ihr, die ich im Wachen schau', im Schlaf,
Und die auch jetzt dem sel'gen Blick erscheint,
Als hätte meines Herzens Sehnsucht sie
Zu mir getragen, sprich, bist Du es wirklich,
Holdselge Ruth?

Ruth:

Ich bin es, mein Gebieter.
Laß mich, o Herr, der liebreich mich getröstet,
Vor Deinen Augen Gnade finden, breite
Den Fittig Deiner Huld ob meinem Haupt.
Naemi sendet mich und kündet Dir:
Du bist der Erbe unsres kleinen Feldes,
Verwüstet liegt's und öde, einstmals doch
Gewährt' es Frucht Naemi und den Ihren.
So Du uns, Herr, willst hilfreich sein; mit Fleiß
Und Mühe hoffen wohl wir's zu versehen.
Und giebt der Himmel Sonnenschein und Regen
Zu rechter Zeit, so bringt es Nahrung wohl
Mir und der Mutter. Deine milde Hand
Thu auf, o Herr, und spende Rettung uns,
Daß wir, was Noth thut, schaffen, unsre Hütte,
Die ganz verfallen liegt, neu aufzurichten,
Und unsern Acker sorglich zu bestellen.

Boas:

All was Du sagst, mein Kind, ist so gerecht
Und so verständig, daß mit Freuden ich
Den klugen Worten lausche; sei gewiß,
Daß die bescheidne Bitte ich erfülle.
Wohl sprachst Du wahr, daß ich der Erbe bin,
Doch Einer noch ist näher Euch als ich,
Ruben, der Eli-Melech's Schwestersohn.
Er blüht in frischer Jugend und mein Haupt
Hat manchen Winter's Frost und manchen Sommer's
Gluthauch gestreift, und tiefe Spuren zieht
Die Zeit in ihrem Wandel. Näher bin
Dem Alter ich, als Deiner sonn'gen Jugend
Der schöne Jüngling; wählen muß er selbst.

Ruth:

Nicht stänb' es wohl mir an, Dir, Herr, zu sagen,
Was mir im Herzen räthselhaft sich regt.
Doch ich gedenke sein, der bis zu Dir
Den zagen Fuß geleitet, welches Loos
Er mir auch füge, — dankbar und gehorsam
Nehm' ich es hin: er kennt mein tiefstes Wünschen,
Und Deinem Gott, der auch der meine ist,
Vertrau' ich meine Seele hoffnungsvoll.
Laß mich, o Herr, wie es Naemi mir,
Wie's mir mein eigen kindlich Herz gebietet,
Zu Deinen Füßen ruhen; bist Du doch
Mein Helfer, mein Beschützer!

Boas:

Schlummre sanft.
Nicht sichrer weilst Du in des Vater's Haus
Als hier in trauter Nähe, meine Tochter.
Bis morgen harre; eh der Tag vergangen
Ist Dein Geschick entschieden. Wählt Dich Ruben,
So muß dem höchsten Glücke ich entsagen,
Und will es fassen und ertragen lernen,

Wenn's Gottes Rathschluß ist. Wählt er Dich nicht,
So bist Du mein, o Ruth, mein Eigenthum,
So wahr der Herr lebt, und als Gottgeschenk,
Als heilig höchstes, will ich Dich bewahren.
So raste denn in meiner treuen Hut,
Sanft sei Dein Schlummer, süß Dein Träumen, Ruth! —

IX. Scene.

Ein großer Ruheplatz in Bethlehem.
Serah. Asriel. Amram. (Aelteste des Volks.)
Thirza. Jerusa. Sarah. Boas. Joab. Ruben.

Boas:

Euch Allen ward es kund, daß aus der Ferne
Naemi kehrte, Eli-Melech's Wittwe.
Er war mein Freund in frühen Jugendtagen
Und unsre Väter waren nah verwandt.
Sie kam zurück, verarmt und kinderlos,
Und bietet feil, um ihre Noth zu lindern,
Das Feld, das einstmals ihres Gatten war.
Ich bin, dem Herrn sei Dank, so reich begütert,
Daß ich ihr für die Heimathsscholle gern
Will bieten zehnfach, was sie fordern mag.
Denn heilig ist sie als Vermächtniß mir
Des todten Freundes, unsres wackern Bruder's,
Du, Ruben, aber bist noch enger ihr
Verwandt als ich, und darum frag' ich heut
Vor diesen Allen Dich, ob Du gewillt,
Das kleine Erbe treulich anzutreten
Und zu verwalten so gewissenhaft,
Daß sie vor Noth und Mangel bleibt bewahrt.
Jung bist Du, Ruben, rüstig, wohl erfahren
In jeder Arbeit, die der Acker heischt,
Und gerne leih' ich meine Hilfe Dir,
Wie immer Du sie forderst.

Ruben:

Gut, ich will's.
Ist das nur die Bedingung, thu ich's gern.

Boas:

Doch Eins noch wisse: Welchen Tages Du
Das Feld erstehest, das Naemi's Eigen,
Mußt Du das junge Weib, das mit ihr kam,
Die Wittwe ihres jüngsten Sohnes, Ruth,
Zum Weibe nehmen. Eli-Melech's Stamm
Stirbt sonst mit ihr und heil'ge Pflicht, Du weißt,
Ist es dem Erben, daß er dem Verstorbnen
Erwecke einen Namen auf sein Erbtheil,
Auf daß in schweigender Vergessenheit,
In stummer Todeskälte nicht erlösche,
Was einst an Werth und Tugend dies Geschlecht
Besaß und was in Ehren es geübt.

Ruben:

Ich sollte, die ein Anderer schon vor mir
Gewählt, und deren erste schönste Blüthe er
Genossen hat, zu meinem Weibe machen?
Die Fremde, deren Abkunft und Geschlecht
Mir unbekannt, die andern Göttern dient? —

Sarah:

Du weißt nicht, junger Thor, was Du verschmähst,
Welch einen Schatz von Reinheit, Lieb' und Güte.
Sie hat an ihrer Schwieger mehr gethan,
Hat besser sie geliebt als sieben Söhne.

Thirza:

Wer unter Juda's Töchtern hat des Ew'gen
Gebot, daß wir die Eltern ehren sollen,
Auf daß es wohl uns gehe und wir leben,
Erfüllt so treu, als sie?

Asriel:

Und ward sie nicht
Wie wir, in den Gesetzen unterwiesen

Von Kindheit an, um wie viel größer noch
Ist ihre That! —

Amram:

Das ganze Volk es weiß,
Welch tugendsames Weib sie ist; mit Stolz
Wird zu den Unsern sie gezählt, und Du,
Du wolltest sie verwerfen? —

Ruben:

Sei sie auch,
So schön als gut, mir taugt sie nicht zum Weibe,
Sie hat schon einem Gatten angehört;
Der Becher, draus ein Andrer sich berauscht,
Er lockt mich nicht, sein Feuer ist verraucht! —
Ich geb' mein Anrecht auf das Erbe Dir,
Du magst es nehmen, Boas, sammt dem Weibe! —

Boas:

Ihr Alle hörtet an, was Ruben sprach.

(Ruth erscheint mit Naemi.)

Wohlan, vor diesen Allen, hier versammelt,
Erwähl' ich Dich zu meinem Weibe, Ruth.
Und Dir, Naemi, thu ich auf mein Haus;
Dort walte, als die theuerste der Mütter,
Von unsrer Liebe sorglich treu behütet.
All was ich bin, ich stell's in Deinen Dienst,
Denn Deinem Herzen, Deiner großen Seele,
Verdank' ich's, daß sich Ruth mir zugeneigt.
Gieb uns, Naemi, Deinen Muttersegen,
Wenn Ruth gewillt, mein Weib zu werden? —

Ruth:

Ja!
Demüthig, Herr, nehm ich die Werbung an
Und preise Gott, daß er Dein edles Herz
Mir zugelenkt.

Naemi:

Der Herr, er segne Euch,
Die Thränen sind getrocknet, die ich weinte,
Denn Sohn und Tochter nenn' ich wieder mein.
Und sel'ger Zukunft Tage seh' ich dämmern,
Da neu mein Leben blüht in holden Kindern,
Die Eures Edelsinnes echte Erben;
So wird das Alter mir zur Jugend werden! —

Serah:

Wir Alle hier sind Zeugen, frohen Herzen's,
Daß Boas Ruth zu seinem Weibe nahm!
Aus diesem Bund erstehe Heil und Glück!
Euch Beiden, die so liebreich und gerecht
Entstamm' ein hehr und königlich Geschlecht!
Wie Lea und wie Rahel sei Dir Ruth,
Die Beide das Haus Israel gebaut,
Stammmutter heil'ger Helden ist die Braut,
Die heute Du Dir liebend angetraut,
Das Heil der Welt entsproßt aus ihrem Blut! —

Mittheilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 9.	Berlin, im Dezember.	1901.

Zur Geschichte des Verbandes.

Zum neunten Male unterbreiten wir der Oeffentlichkeit unseren Bericht.

Die Zahl der Vereine hat wieder zugenommen. Die Mittheilungen über die im verflossenen Jahre in den Vereinen gehaltenen Vorträge und Referate reden eine beredte Sprache und ermuthigen uns, auf dem eingeschlagenen Wege unverdrossen fortzuschreiten. Ein großer Theil der Vereine hat auch bereits eigene Bibliotheken aufzuweisen, die von den Mitgliedern stark benutzt werden.

Die Vortragenden rekrutiren sich aus den verschiedensten Kreisen, und die Themata umfassen fast alle Zweige unserer Wissenschaft. Nicht nur Gelehrte von Beruf, sondern auch Männer, die sonst im praktischen, werkthätigen Leben arbeiten, stellen ihre Kraft in den Dienst unserer Sache und bemühen sich nach bestem Können, das Ergebniß ihrer Studien in öffentlichen Vorträgen mitzutheilen. Kleinere Vereine, die

sich den Luxus, auswärtige Redner kommen zu lassen, nicht gestatten können, haben die Einrichtung von Leseabenden getroffen, an welchen auch die Damen aktiv mitwirken. Ja, in verschiedenen Vereinen traten sie sogar als Rednerinnen auf, eine neue Erscheinung, die uns weniger überrascht als erfreut, da man bis jetzt doch geneigt war, den jüdischen Frauen einen großen Theil der Schuld an dem Niedergang des Judenthums zuzuschreiben.

Auch die von uns gegebene Anregung, das Andenken großer Männer durch eine besondere Feier zu ehren, ist in vielen Vereinen auf fruchtbaren Boden gefallen. Die Vortrags-Saison ist im vorigen Jahre mit einer Feier zu Ehren Samuel David Luzzatto's und in diesem mit einer solchen zu Ehren Zacharias Frankel's eröffnet worden.

In vielen Vereinen hat man, unserer Anregung folgend, Vortrags-Cyklen veranstaltet, die, nach den uns zugegangenen Berichten zu urtheilen, sich gut bewähren und eine dauernde, nachahmenswerthe Einrichtung zu bleiben scheinen.

Durch die Herausgabe des Jahrbuches, das jetzt zum fünften Male erscheint, ist eine gemeinschaftliche Publikation von dauerndem Werthe geschaffen worden, die uns hoffen läßt, daß es uns einmal doch gelingen wird, auch andere nützliche Schriften, insbesondere belletristische, für einen verhältnißmäßig billigen Preis herstellen zu können. Dies wäre aber nur dann zu verwirklichen, wenn alle Vereine, was wir noch immer hoffen, den Anschluß an den Verband als eine Ehrenpflicht ansehen würden. Auf die oft an uns gerichtete Frage: Was bietet uns der Verband? können wir nur erwidern: Die Leistungen des Verbandes sind in erster Reihe ideeller und erst in letzter Reihe materieller Natur. Was der Verband bis jetzt geleistet hat? Nun, daß wir in Deutschland jetzt genau 150 Literatur-Vereine haben, ist und wird immer bleiben die größte Leistung des Verbandes. Nur eine geringe Zahl dieser Vereine ist ohne unsere Mithilfe entstanden, und alle Vereine, ob sie dem Verbande angehören oder nicht, dürften uns schwerlich das Zeugniß verweigern, daß, so oft sie an uns herangetreten sind, sei es wegen Redner, wegen des Jahrbuches, wegen Angabe von Quellenmaterial zu wissenschaftlichen Vorträgen

oder wegen Ueberweisung nützlicher Schriften, wir stets bemüht waren, ihnen thunlichst entgegen zu kommen.

Auch in diesem Jahre haben viele kleinere Vereine verschiedene Schriften vom Verbande gratis zugeschickt erhalten, und an sämmtliche Vereine sind kürzlich verschiedene Schriften als Geschenk von Herrn Professor D. Strack abgegangen, wofür an dieser Stelle nochmals unser herzlichster Dank ausgesprochen sei.

Die Hauptaufgabe des Verbandes muß es bleiben, den Wanderredner-Fonds zu kräftigen. Sobald derselbe über größere Mittel verfügen wird, wird der Verband auch in materieller Beziehung seine Leistungen erweitern können.

Leider hat der im vorigen Jahre für den Herbst 1901 angekündigte Verbandstag, weil um diese Zeit auch der Rabbiner-Verband tagen sollte, nicht stattfinden können.

Wir haben uns daher genöthigt gesehen, die Abhaltung desselben hinauszuschieben. Derselbe wird bestimmt in diesem Jahre stattfinden und ein großes Arbeitsfeld vorfinden. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die Verhandlungen des nächsten Verbandstages zu einem Anschluß sämmtlicher Vereine an den Verband führen werden, damit wir mit geeinter Kraft das uns einigende und allen vorschwebende Ziel erreichen können: die Wissenschaft des Judenthums zum Gemeingut der Juden zu machen!

Verzeichniß

sämmtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 186 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Franken, 1. Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, 2. Vorsitzender; Dr. med. L. Schuster, Schriftführer; Dr. med. Carl Berliner, Kassirer. Beisitzer: Rentner Herm. Gottfeld, Fabrikant Robert Marx, städt. Ingenieur S. Oestreicher.

2. **Allenstein** (Ostpr.) 58 Mitglieder. Vorstand: Dr. Kamnitzer, Rabbiner Dr. Olitzki, Oberlehrer Levy, Kaufmann Woythaler, Kaufmann H. Daniel und Cantor Karo.

3. **Altona.** Vorstand: Wolff Möller, Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Annaberg** (Erzgebirge). 30 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Fabrikant S. Bry, Kassirer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer und Bibliothekar; Fabrikant H. Rosenthal und Kaufmann Gottschalk, Ausschußmitglieder.

5. **Ansbach.** 29 Mitgl. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Districts-Rabbiner; Kassirer: Cantor Krämer; Schriftführer: Lehrer Dingfelder.

6. **Augsburg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Ludwig Bauer, Bankier Gustav Flesch, Distriktsrabbiner Dr. Heinrich Groß, Bankier Emil Gutmann, Fabrikbesitzer Heinrich Landauer.

7. **Aurich.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hauptlehrer H. Reuß, 1. Vorsitzender; Karl Wallhenner, 2. Vorsitzender; Kaufmann Heß, Schriftführer.

8. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, A. Koburger, Dr. Strauß, Emil Wassermann, Dr. Jos. Werner.

9. **Barmen.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grabowski, Vorsitzender; B. Mosheim, Kassirer.

10. **Berlin.** 700 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. Moritz Levin und Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Rentier M. Heymann, Schatzmeister. Beisitzer: Schriftsteller W. Bambus, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fränkel, Benas Levy, Prof. Dr. M. Philippson, Oberlehrer Dr. M. Schäfer.

11. **Bernburg.** 60 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Albert Spanier, 2. Vorsitzender; Ludwig Gumpel, Schriftführer; Alfred Simonsohn, Kassirer. Beisitzer: Leopold Maichke, Louis Calm, Louis Märker, Josef Schwab, Marcus Mannes, W. Löwenstein.

12. **Beuel a. Rh.** 38 Mitglieder. Vorstand: Cand. med. Max Behr, 1. Vorsitzender; Kaufm. S. Kaufmann, 2 Vorsitzender; Albert Herz, 1. Schriftführer; Kaufm. Seligm. Sommer, 2. Schriftführer; Kaufm. Herm. Hirschhorn, Kassirer. Beisitzer: Salomon Behr, Abraham Salomon, Moses Levy, David Kaufmann.

13. **Beuthen** (Oberschl.). 170 Mitglieder. Vorstand: Stadtrath Leopold Guttmann, Rabbiner Dr. Kopfstein, Prediger Dr. Emmerich, Dr. med. Pick, Dr. med. Friedländer, Ingenieur Grünwald, Lehrer Eisenberg, Disponent Felix Gattel, Disponent Rothkugel.

14. **Bingen a. Rh.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünfeld, Rabbiner Dr. Neuwirth, Eduard Gümbel, Julius Landau, Dr. med. Ebertsheim, Rechtsanwalt Strauß, Ferdinand Seligmann II.

15. **Birnbaum.** 15 Mitglieder. Vorstand: Ph. Falkenstein.

16. **Bochum.** 100 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, 2. Vors.; Lehrer M. Ostermann, Schriftführer; Kfm. J. Cahn, Kassirer; Kfm. H. Buxbaum, Bibliothekar.

17. **Bonn.** 120 Mitglieder. Ehrenmitglied des Vorstandes Rabbiner Dr. Rülf. Vorsitzender und stellvertretender Vorsitzender fehlen z. Z. Dr. Alfred Klee, Schriftführer; Rechtsanwalt Rosenberg, stellvertretender Schriftführer; Louis David, Schatzmeister; Leopold Feldmann und Max Herschel, Beisitzer.

18. **Brakel** (Kr. Höxter). 20 Mitgl. Vorstand: J. Flechtheim, Vorsitzender; B. Heineberg, Aug. Sommer und Lehrer M. Weiler.

19. **Brandenburg a. H.** 45 Mitglieder. Vorstand. Rabbiner Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. A. Sittner, 2. Vorsitzender; Paul Epstein, Schatzmeister; Alb. Nathansohn, 1. Schriftführer; Cantor Löwinsohn, 2. Schriftführer.

20. **Braunschweig.** 84 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, Vorsitzender; Kaufmann B. Mielziner, Schriftführer: Kaufmann M. Regensburger, Kassirer; Bankier F. Spanjer-Herford, Bibliothekar.

21. **Bremen.** 110 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rosenak, Jul. Aschendorff, Nathan Abraham, Dr. A. Gorodiski, Dr. J. Pinette, Julius Abraham, H. Steinberg, B. Zacharias.

22. **Breslau.** 275 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Wollstein, 1. Vorsitzender; Dr. Braun, 2. Vorsitzender; Max Marcus, Schatzmeister; Rechtsanwalt F. Hirschberg, 1. Schriftführer; Professor Dr. Leopold Cohn, 2. Schriftführer. Beisitzer: Louis Burgfeld, Rabbiner Dr. Guttmann, H. Jacobsohn, Rechtsanwalt Carl Joel, Rabbiner Dr. Rosenthal, Rechtsanwalt Dr. Samuelsohn.

23. **Briesen,** Westpr. 31 Mitgl. Vorstand: Rabb. Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Ziegeleibesitzer Fr. Moses, 2. Vors.; Adolf Jaeger, Schriftführer; S. Pottlitzer, Kassirer; Dr. med. Wolff, Bibliothekar.

24. **Bromberg.** 144 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter, Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Rechtsanwalt Fuchs.

25. **Cassel.** 132 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, Kaufm. B. Hohenthal, S. Hoffa, Beisitzer.

26. **Coburg.** 40 Mitglieder. Emanuel Seligmann, Vorsitzender; Simon Oppenheim, Max Neumann, Leo Sachs.

27. **Cöthen** (Anhalt). 52 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. B. Seligkowitz, M. Mendershausen, S. Markus.

28. **Cottbus.** 36 Mitglieder. Vorstand: Oscar Stern, 1. Vorsitzender; Waldemar Reiersbach, 2. Vorsitzender; A. Oppenheim, Kassirer; Dr. Schirokauer, Schriftführer; Prediger Kamerase, Bibliothekar.

29. **Culmsee.** 25 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Lehrer Brisch, M. Jacobsohn, Wittenberg, H. Bergmann, A. Cohn, Gelhaar.

30. **Czarnikau.** 73 Mitglieder. Vorstand: M. Simonsohn, 1. Vorsitzender; J. Crohn, 2. Vorsitzender; J. Hirschberg u. Schleimer, Beisitzer; Lehrer Cohn, Bibliothelar; M. Kochmann, Schriftführer; Lemchen, Rendant.

31. **Danzig.** 198 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, 1. Vorsitzender, Gustav Davidsohn, 2. Vorsitzender; Max Jacoby, Schriftführer; Moritz Cohn, Kassirer; Ludwig Kalischer, Bibliothekar; Sanitätsrath Dr. Wallenberg und Rechtsanwalt Steinhardt, Beisitzer.

32. **Dortmund.** 129 ordentliche, 15 außerordentl. Mitglieder. Vorstand: Prediger Rothschild, Vorsitzender; S. Freund, stellv. Vors.; Adolf Elias, Sanitätsrath Dr. Blankenstein, Jacob Nathan Wolff, Jacob Baum, Isidor Goldschmidt.

33. **Düsseldorf.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. E. David, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, Schriftführer; Carl Herzfeld, Schatzmeister; Dr. Freundlich, Louis Cohen, Karl W. Simons, Jac. Wolf, Beisitzer.

34. **Duisburg-Ruhrort.** 104 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Goldbaum-Duisburg, 1. Vorsitzender; Jul. Philipps-Ruhrort, 2. Vorsitzender; R. Nußbaum-Duisburg, 1. Schriftführer; M. Levy-Duisburg, 2. Schriftführer; M. Löwe-Duisburg, Kassirer.

35. **Eberswalde.** 45 Mitglieder. Vorstand: Prediger Eduard Hamburger, Vorsitzender; Kaufm. Albert Jacob, stellvertr. Vorsitzender; Ernst Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Rendant; H. Jonas.

36. **Eisenach.** 61 Mitglieder. Vorstand: Prediger E. Meyer, 1. Vorsitzender; H. Grünstein, 2. Vorsitzender; M. Klebe, Rendant; D. Mandelbaum, Schriftf.; G. Neuhaus, Bibliothekar; J. Löwenstein und L. Rothschild, Beisitzer.

37. **Elberfeld.** 150 Mitglieder. Vorstand: Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. L. Wetzstein, 2. Vorsitzender; H. Herz, Schriftführer; L. Fleischhacker, Kassirer; J. Kann, Bibliothekar.

38. **Erfurt.** 87 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, 1. Vorsitzender; Isaak Lamm, 2. Vorsitzender; Dr. Gustav Reichmann, 1. Schriftführer; Leopold Heilbrunn, 2. Schriftführer; G. Neukamp, Kassirer.

39. **Erlangen.** 20 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Joseph Karpf, 1. Vorsitzender; Lehrer Morgenthau, Sekretär und 2. Vorsitzender; Moses Stern, Kassirer.

40. **Essen** (Ruhr). 151 ordentliche und 27 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. S. Wallach, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Kanzleirath Hirsch, 2. Schriftführer; Kaufmann Siegfr. Cohen, Rendant; Bankier Isaak Sim. Hirschland und Bankier Herz L. Hirschland, Beisitzer.

41. **Filehne.** 54 Mitglieder. Vorstand: J. Joseph, Vorsitzender; Albert Maaß, Schriftführer; Gustav Löffer, Rendant; S. Levysohn und A. Salinger, Beisitzer.

42. **Forst i. L.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanw. Zuckermann, Fabrikbesitzer Jacob, Prediger Pulvermann.

43. **Frankfurt a. M.** 230 Mitglieder. Vorstand: A. Geiger, Vorsitzender; Dr. Heinemann, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassirer; Raph. Ettlinger, Dr. Jacob Horowitz, J. Landsberg, H. Wisloch.

44. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Hochfeld, Vorsitzender; Dr. Levy, Max Alexander, Louis Simon; Oscar Stensch, Bibliothekar.

45. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

46. **Geestemünde.** 60 Mitglieder. Vorstand: Hermann Bock.

47. **Gelnhausen.** 38 Mitglieder. Vorstand: Max Stern, Lehrer Strauß, Arthur Meyer, J. Moritz, M. Lorsch.

48. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 102 Mitglieder. Vorstand: Dr. H. Wallerstein-Gelsenkirchen, 1. Vorsitzender; Dr. Bonnin-Wattenscheid, 2. Vorsitzender; Lehrer Katz-Gelsenkirchen, 1. Schriftführer, Lehrer Rothschild-Wattenscheid, 2. Schriftführer; M. Sammelsdorff-Wattenscheid, 3. Schriftführer; D. Kleestadt-Gelsenkirchen, Kassirer; Lehrer Kaufmann-Gelsenkirchen, Bibliothekar.

49. **Glogau.** 112 Mitglieder. Vorstand: Eduard Mamlock, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Lucas, Cantor Fränkel, Amtsgerichtsrath Fränkel, Dr. med. Mendelsohn, Stellvertreter Max Fürth.

50. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobsohn, Vorsitzender; Leopold Günkiewicz, stellvertr. Vors.; Sam. Chraplewski, Schriftführer; Lesser Fink, stellvertr. Schriftführer; Joseph Krzywynos, Schatzmeister; Hermann Cohn, Bibliothekar; Bernhard Cohn, stellvertretender Bibliothekar.

51. **Gollub.** 36 Mitglieder. Vorstand: Lehrer A. Kadisch, 1. Vorsitzender; Mühlenbesitzer H. Lewin, 2. Vorsitzender; J. Tuchler, Schriftführer; Sam. Hirsch II., Kassirer.

52. **Gotha.** 65 Mitgl. Vorstand: D. Katzenstein, Dr. Meyer.

53. **Grätz** (Prov. Posen). 42 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, 1. Vorsitzender; B. Byk, 2. Vorsitzender; E. Koppenheim, Kassirer: N. F. Krueger, Schriftführer; S. Jablonski, Bibliothekar.

54. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn, Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

55. **Hamburg.** 154 Mitgl. Vorstand: H. Gumpertz, Vorsitzender; Dr. Fink, Schriftführer; Moritz Heimann, Kassenwart; Prof. Dr. Fels, Dr. Toeplitz, Dr. Frank, Samson Goldschmidt, Alfred Levy, Alfred Cohn, Salomon Goldschmidt, Gustav Tuch, Beisitzer.

56. **Hameln.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer S. Bachrach, Vorsitzender; Max Frankenstein, Rechnungsführer; S. Maybaum, Louis Adler und Arnhold Levy in Coppenbrügge, Beisitzer.

57. **Hannover.** 181 Mitglieder. Vorstand: Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Director Dr. Knoller, Consul Simon, Rechtsanwalt Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorff.

58. **Heilbronn a. N.** 40 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender; Albert Amberg, Schriftführer; Gottfried Gumbel, Schatzmeister; Gustav Strauß und Albert Scheuer, Beisitzer.

59. **Hildesheim.** 50 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, Bankier August Dux, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal.

60. **Hirschberg i. Schl.** 48 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann, Fabrikant Fraenkel.

61. **Hörde.** 36 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, 1. Vorsitzender; Jakob Gans, 2. Vorsitzender; L. Strauß, Schriftführer; Max Rosenthal, Kassirer; Felix Heimann, Bibliothekar.

62. **Höxter.** 23 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender: Dr. K. Neustadt, 1. stellvertr. Vorsitzender; Ph. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

63. **Hoppstädten a. d. Nahe.** 60 Mitgl. Vorstand: Land-Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vors.; Lehrer F. Eppstein, 2. Vors.; Leopold Kronenberger II; Siegmund Weil; Aron Kronenberger; Henri Michel, Birkenfeld-Neubrücke; Lehrer L. Katz, Bosen; S. Mendel, Gonnesweiler.

64. **Inowrazlaw.** 145 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, 1. Vorsitzender; Dr. Warschauer, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Latte; Abramczyk, Schriftführer; Librowicz, Rendant.

65. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Bezirks-Rabbiner Dr. W. Landsberg, 1. Vorsitzender; Dr. med. J. Dreyfuß, 2. Vorsitzender; Kantor W. Zwillenberg, Schriftführer; Kaufmann P. Hirschfeld, Kassirer; Fabrikant L. Felsenthal, Beisitzer.

66. **Karlsruhe** (Baden). 220 Mitglieder. Vorstand: Geh. Regierungsrath Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrath Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Dr. med. Th. Homburger, Schriftführer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Dr. med. Max Rosenberg, Chemiker Dr. Kronstein.

67. **Kempen i. Pos.** 75 Mitglieder. Vorstand: Moritz Lubliner, Vorsitzender; J. Caro, Stellvertreter; D. Schacher, Schriftführer; A. Dzialowski, Schatzmeister; Hermann Fischer, Beisitzer.

68. **Kiel.** 43 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, 1. Vorsitzender; Brauereidirektor Katz, 2. Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer; Kfm. Tannenwald, Beisitzer; Kfm. E. Schumm, Schatzmeister.

69. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Adler, 1. Vorsitzender; Adolf Stiebel, 2. Vorsitzender; Cantor Bamberger, Bibliothekar; Gustav Lauber, Schriftführer.

70. **Köln a. Rh.** 400 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Frank, 1. Vorsitzender; J. Wolffsohn, 2. Vorsitzender; Noa Kaufmann, Kassirer; Oberlehrer A. Herrmanns, Bibliothekar; Hermann Moses, Schriftführer; S, P. van Perlstein, Beisitzer.

71. **Königsberg i. Pr.** 150 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Bankdirektor Grodsenski, 1. stellvertr. Vorsitzender; Rechtsanwalt Bognisch, 2. stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. Schereschewsky, Kassirer; Kaufmann M Feinstein, Schriftführer; Rabb. Dr. Perles, stellvertr. Schriftführer; Kaufm. J. Towbin, Bibliothekar; Obercantor Birnbaum, Rentier J. Kirschner, Kaufm. M. L. Vogelewitz, Beisitzer.

72. **Konstanz.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Hannes, E. Rothschild, J. Rosenfeld, Rechtsanwalt Bloch, Lehrer A. Geismar, S. Schwarz, H. Thanhauser.

73. **Krotoschin.** 53 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Kaufmann Emil Cohn, 2. Vorsitzender; Kaufmann Markus Lewy, Schatzmeister; Kaufmann Julius Neumark, Schriftführer; Lehrer Alex. Margolius, Bibliothekar; Kaufm. Moritz Wagner und Lehrer Wolf, Revisoren.

74. **Labischin.** Vorstand: Lehrer Spier.

75. **Lage.** 90 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein-Lage, Vorsitzender; A. Plaut-Detmold und M. Kabaeker-Lemgo, Stellvertreter; A. Herzfeld-Lage, Schriftführer; M. Löwenthal-Lage, Schatzmeister.

76. **Landsberg a. W.** 32 Mitglieder. Vorstand: Siegmund Cohn, 1. Vorsitzender; Hugo Noack, 2. Vorsitzender und Bibliothekar; Albert David, Schriftführer; Louis Lubasch, Rendant.

77. **Leipzig.** 231 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, 1. Vorsitzender; S. Nelke, 2. Vorsitzender; Jacob Blumenfeld und Dr. M. Zeitlin, Schriftführer; Oscar Blümlein, Schatzmeister.

78. **Lippstadt.** 41 Mitglieder. Vorstand: Math. Rosenbaum, 1. Vorsitzender: Samuel Sostheim, 2. Vorsitzender; J. Hammerschlag, Schatzmeister; J. Rosenfeld, Bibliothekar; B. Stern, Schriftführer.

79. **Lissa i. P.** 110 Mitglieder. Vorstand: Dr. Bäck, L. Biber feld, Hauptlehrer A. Herbst, Rechtsanwalt S. Nürnberg, Dr. Scherbel.

80. **Loebau** (Westpr.). 25 Mitgl. Vorstand: Kfm. J. Jacobsohn, Vorsitzender; Kfm. H. Cohn, Kassirer; Lehrer Tobias, Schriftführer und Bibliothekar.

81. **Loewen.** 18 Mitgl. Vorstand: Bahnspediteur D. Hermann, Vorsitzender; G. Muscat, Schriftführer.

82. **Lublinitz.** 32 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Kaufmann Louis Schlesinger, Lehrer Schöps.

83. **Lübeck.** 70 Mitglieder. Vorstand: Jacob Würzburg, Otto Meyer, Joseph Carlebach.

84. **Magdeburg.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Rahmer, 1. Vorsitzender; Oberstabsarzt Dr. Rosenthal, 2. Vorsitzender; M. Singer, Kassenführer; Rechtsanwalt und Notar Choyke, Schriftführer; Kaufm. Max Weil, Bibliothekar.

85. **Mainz.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salfeld, Vorsitzender; R.-A. Dr. Loeb, Stellvertreter; Eugen Herzog, Kassirer; B. Nußbaum, Schriftführer; Dr. med. J. Metzger, Stellvertreter; S. Lazarus, E. Heiden-Heimer, M. Kahn, Dr. jur. Schauer, Beisitzer

86. **Mannheim.** 200 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Max Goldschmidt, Schriftführer; Direktor Rosenbaum, Kassirer; Dr. Gust. Kaufmann und Dr. med. Felsenthal, Beisitzer.

87. **Marburg** (Hessen). 56 Mitgl. Rabb. Dr. Munk, Vors.

88. **Meiningen.** 40 Mitgl. Vorstand: Hugo Heinemann, Vors.

89. **Memel.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Em. Carlebach, Vorsitzender; Kfm. Leon Scheinhaus, stellvertr. Vors.; Kfm. S. Ch. Bernstein, Kassirer; Kaufm. G. Millner, Schriftführer; Kfm. L. Hanemann, Bibliothekar; R.-A. Jacobsohn, Kfm D. L. Wolffsohn und Urias Rattner, Beisitzer; Kaufm. Siegfried Rudeitzky und Kaufm. Max Berlowitz, Kassen-Revisoren.

90. **Metz.** 150 Mitglieder. Vorstand: Oberlehrer Zéligzon, 1. Vorsitzender; Dr. L. Levy, 2. Vors. u. Bibliothekar; J. Rosenmayer, Schriftführer; D. Weil, Schatzmeister; Oberrabbiner Dr. Netter und Apotheker S. Levy, Beisitzer.

91. **Militsch** (Bez. Breslau). 12 Mitgl. Vorstand: S. Hauptmann, Vorsitzender; J. Hirschel, Kassenführer; G. Brinnitzer, Schriftführer.

92. **Mülhausen** (Elsaß). 146 Mitglieder. Vorstand: Charles Schweitzer, Vorsitzender; Henri Wallach, Stellvertreter; Dr. Kapauner, Bibliothekar; Raphael Blum, Schatzmeister; J. Bloch-Dreyfuß, Schriftf.

93. **München.** 470 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrath Gotthelf, 2. Vorsitzender; Hermann Weil, Albert Schulmann, Justizrath Boscowitz, Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt Dr. Fränkel, Dr. Merzbacher, Staatsanw. Silbermann, Charles Haas, Direktor Kahn, Justizrath Dr. Rosenthal.

94. **Myslowitz** (Oberschl.). 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Norden, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer J. Bach, Bibliothekar; H. Rosenau, Schriftf.; A. Kuhn, Rendant.

95. **Nakel.** 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. G. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Baerwald, Stellvertreter; J. E. Behr, Schriftführer; David Itzig, Schatzmeister, Siegmund Baerwald, Bibliothekar; Louis Lewin und D. Hermann, Beisitzer.

96. **Neisse i. Schles.** 50 Mitglieder. Vorstand: Fabrikbesitzer Julius Hahn, 1. Vorsitzender; Rabbiner M. Ellguther, 2. Vorsitzender, Schriftführer und Bibliothekar; J. Rechnitz, Rendant; Oscar Sorauer und Zahnarzt E. Berger, Beisitzer.

97. **Neuwied.** 62 Mitgl. Vorstand: Dr. Lichtenstein, Vors.; Dr. Aron, Stellvertreter; Regier.-Baumeister Ratkowski, Schriftführer; Jos. Geisel, Kassirer; S. Flatow, A. Nathan, Jul. Meyer, Beisitzer.

98. **Nürnberg.** 530 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Commerzienrath L. Metzger, Schatzmeister; S. Bloch, Controleur; Wilhelm Ottensooser, Bibliothekar.

99. **Oberstein a. d. Nahe.** 42 Mitglieder. Vorstand: Land-Rabb. Dr. Lewit, 1. Vors.; Elias Neuhäuser, 2. Vors.; Oscar Stern; Louis Liefmann; S. Weingarten; Julius Wolff; Max Aronheim, Idar; Nathan Bähr, Idar.

100. **Obornik.** 25 Mitglieder. Vorstand: L. Götz, Vorsitzender; L. Friedmann, Kassirer; Mannheim, Schriftführer; Lehrer Gutmann, Bibliothekar; J. Zwirn, Beisitzer.

101. **Offenbach a. M.** 100 Mitglieder. Vorstand: E. Gabriel, Rabb. Dr. Goldschmidt, Stephan Gombrich, Ferdinand Hitz, Heinrich Merzbach, Siegfried Stark, Alfred Strauß.

102. **Oppeln.** 109 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck; Dr. Schlesinger, Rechtsanwalt Cohn, Max Friedländer, Adolph Goldfeld, Adolph Herlitz, Hermann Proskauer.

103. **Osterode** (Ostpr.). 32 Mitglieder. Vorstand: J. Sturmann, Vorsitzender; S. Jacobsohn, Stellvertreter; L. Wittenberg, Schriftführer; Dr. Ritterband, Bibliothekar; S. Elias, Rendant.

104. **Ostrowo i. P.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Freund, 1. Vorsitzender; Kgl. Oekonomierath Goldstein, 2. Vorsitzender; Leopold Grabowski, Kassenführer; Julius Sternberg und Jacob Fabisch, Beisitzer; Benno Weiß, Stellvertreter des 2. Vorsitzenden.

105. **Pankow.** 28 Mitglieder. Vorstand: Albert Katz, Vorsitzender; Direktor M. Wilinski, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Heimann, Schatzmeister; Gärtner Herzfeld und Glasermeister Selbiger, Beisitzer.

106. **Pinne.** 43 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, 1. Vorsitzender; Max Szamatólski, 2. Vorsitzender und Schriftführer; Salomon Abraham, Kassirer.

107. **Pirmasens.** 76 Mitglieder. Vorstand: Jacob Kahn, Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer.

108. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassirer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

109. **Pleß O.-Schl.** 42 Mitglieder. Vorstand: H. Timendorfer, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rau, B. Bielschowsky, B. Steiner, Simon.

110. **Potsdam.** 84 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Josef Josephsohn, 1. Vorsitzender; Willy Wolff, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rieger, Schriftwart; Wilhelm Lehmann, Schatzmeister.

111. **Prenzlau.** 63 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bähr, 1. Vorsitzender; David Meyer, 2. Vorsitzender; Louis Marcuse, Schatzmeister; Leo Friedländer, Schriftführer; Albert Lindenheim, Bibliothekar.

112. **Rahden.**

113. **Ratibor.** 92 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Adolf Blumenthal, 1. Vorsitzender; Kaufm. S. Wechselmann, 2. Vorsitzender; Disponent Richard Loewy, Schriftführer; Banquier Hans Hoeniger, Rendant; Lehrer Bieberfeld, Bibliothekar.

114. **Rawitsch.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. J. Cohn, 1. Vorsitzender; R.-A. Breslauer, 2. Vorsitzender; Toeplitz, Kassirer; Salo Wittenberg, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

115. **Rogasen** (Bez. Posen). 50 Mitgl. Vorstand: S. Ruschin, Vorsitzender; Lehrer J. Brock, Bibliothekar und stellv. Schriftführer; J. Lissner, Kassirer; J. Rummelsburg, Beisitzer.

116. **Saargemünd.** 65 Mitgl. Vorstand: David Coblentz, Vorsitzender; Dr. Dreyfus, Ehrenvorsitzender; Aron Meyer, Vicepräs.; Max Coblentz, Kassirer; André Cahen, Schriftführer; Kantor Cohn, Bibliothekar; Heinrich Mörse und Jonas Fohlen, Beisitzende.

117. **Samter.** 63 Mitglieder. Vorstand. Dr. Wreschner, Gustav Kauf, L. Wagner, L. Holländer, Lehrer Borchardt, L. Kollenscher.

118. **Schildberg**. 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bamberger, J. Feibelsohn, Lehrer Singermann.

119. **Schivelbein i. Pomm.** 33 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, 1. Vorsitzender; Martin Borchardt, 2. Vorsitzender; Daniel Lewy, Schatzmeister; H. Saul, Schriftführer; Isidor Gabbe, Bibliothekar.

120. **Schneidemühl.** 90 Mitglieder. Vorstand: Dr. Mislowitzer, 1. Vorsitzender; Rabbiner Braun, 2. Vorsitzender; Lehrer Lewin, Schriftführer; Kaufmann J. Edel, Rendant; Buchhändler Mottek, Bibliothekar. Bankier Berliner und Thierarzt Heymann, Beisitzer.

121. **Schönlanke.** 50 Mitglieder. Ehrenpräsident: Rabbiner Waeldler. Vorstand: H. Bochner, Vorsitzender; S. Badt, Stellvertreter; S. Engel und S. Eppenstein, Beisitzer; Moses Fabian, Schriftführer; Lehrer Wolff, Bibliothekar; Cantor Cohn, Kassirer.

122. **Schroda.** 38 Mitglieder: Vorstand: Buchdruckereibesitzer J. Bernstein, 1. Vorsitzender; Prediger M. Heimann, Stellvertreter; Kfm. J. Holzbock, Schriftführer und Bibliothekar; Kfm. H. Grunardt, Schatzmeister; Kaufm. B. Baruch, Beisitzer. — Der Verein wurde am 3. November 1901 gegründet.

123. **Schwedt a. O.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Holzer, Vorsitzender; A. Müllerheim, stellvertret. Vors.; A. Räsener, Kassirer; Hirschfeld, Schriftführer; G. A. Meinhardt, stellvertr. Schriftf.

124. **Schweinfurt.** 71 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Banquier L. Lehmann.

125. **Schwetz** (Weichsel). 85 Mitglieder. Vorstand: Ad. Knopf, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Nordheimer, stellvertr. Vorsitzender; Dentist S. Wechsler, Schriftführer; Apotheker Dr. Schlesinger, Schatzmeister; Lehrer N. Dahl, Bibliothekar.

126. **Soetern** (Fürstenthum Birkenfeld). 40 Mtgl. Vorstand: Landrabb. Dr Lewit, Ehrenpräsident; Lehrer Baum, 1. Vorsitzender; Isak Sender, 2. Vors.; Hermann Hirsch; Emil Kahn; David Sender; Jacob Wolff.

127. **Speyer.** 120 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Jul. Seligmann, Sekretär; Leop. Klein, Rechner; Jakob. Altschüler, Lehmann Rheinauer, Dr. Reis und Leo Waldbott, Beisitzer.

128. **Stadtlengsfeld.** 18 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzer, Lehrer Baumgart, M. Klar.

129. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand: Max Falkenstein, 1. Vorsitzender; Werner Emmerich, 2. Vors.; A. Katzenstein, Schriftführer.

130. **Stettin.** 183 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. H. Vogelstein, 1. Vorsitzender; Gotthold Lewy, 2. Vorsitzender; M. Wolfen, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. Ehrenberg und Sigismund Wiener, Beisitzer.

131. **Stolp** (Pomm.). 77 Mitglieder. Vorstand: Herm. Blau, Vorsitzender; Siegfried Samuel, Schriftführer; G. A. Jacobsohn, Bibliothekar; Max Gottschalk, Kassirer; Moritz Aron u. Hugo Freundlich, Beisitzer. Stellvertr. Vorsitzender vacat (Leo Müllerheim gestorben).

132. **Straßburg i. E.** 107 Mitglieder. Vorstand: J. Haas, M. Secretan, A. Bloch, L. Koch, M. Schwartz.

133. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

134. **Stuttgart.** 190 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Kaulla, Vorsitzender.

135. **Tarnowitz.** 67 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Löwenthal, Vorsitzender; S. Kamm, Bach, Beuthner, Leo Panofsky.

136. **Thorn.** 130 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Stein, Schriftführer; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; M. Loewensohn, Hermann Moskiewicz und D. Gerson, Beisitzer.

137. **Tilsit.** 65 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Grumach, 2. Vorsitzender; Kaufmann J. Sebba, Schriftführer; Kaufmann M. Glaß, Schatzmeister.

138. **Tremessen.** 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Levin, Vorsitzender und Bibliothekar; Kaufmann Kempe, Schriftführer; Kaufm. Zucker, Rechnungsführer.

139. **Trier-Mosel.** 74 Mitglieder. Vorstand: Isidor Isay, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Isidor Mayer, Bibliothekar; J. Juda, Schriftführer.

140. **Ulm a. D.** 169 Mitglieder. Vorstand: Leop. Marx.

141. **Vallendar.** 33 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander.

142. **Warburg i. W.** 25 Mitglieder. Vorstand; Jac. Lehmann, 1. Vorsitzender; Siegm. Block, 2. Vorsitzender; Lehrer E. Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

143. **Wesel a. Rh.** 13 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Harff und Kaufmann Hermann Leyens, Beisitzer.

144. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Adolf Witkowski, Schriftführer; Adolf Lubinski, Rendant.

145. **Witten a. d. R.** 55 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Oswald, 1. Vorsitzender; Kaufmann G. Blanck, 2. Vorsitzender; Dr. med. Marx, Schriftführer; Kaufmann S. Löwenstein, Cassierer; Kaufmann L. Schartenberg, Bibliothekar.

146. **Wongrowitz.** 51 Mitglieder. Geschäftsführender Vorstand: Kaufm. J. Förder, 1. Vorsitzender; E. Fuchs, 2. Vorsitzender; D. Förder, Kassirer; J. Becher. — Wissenschaftlicher Vorstand: Cantor Niczkowski; 1. Vorsitzender; Rosenberg, 2. Vorsitzender; Spiewkowski, Bibliothekar, B. Gerson.

147. **Worms.** 30 aktive und 60 passive Mitglieder. Vorstand: Ad. Sinsheimer, Vorsitzender; M. Loeb, E. Eller, H. Joseph, F. Honig, A. Stein, B. Stern.

148. **Wreschen.** 49 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Vorsitzender: Stadtrath M. Miodowski, stellvertr. Vorsitzender; Kreisphysikus Dr. Michaelsohn, Schriftführer; Rechtsanwalt Peyser, Rendant; Lehrer Cohn, Bibliothekar.

149. **Wronke.** 52 Mitglieder. Vorstand: Hermann Jaeckel, 1. Vorsitzender; Bernhard Treitel, 2. Vors.; Sigm. Haim, Schriftführer; Mich. Hirsch, Kassirer; Louis Rothholz, Bibliothekar; Max Lippmann.

150. **Würzburg.** 160 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Jacob Weißbart, Schriftführer; Em. Goldschmidt, Kassirer; Dr. Guttenberg und Dr. Bacherach, Beisitzer.

Bericht
über die literarische Thätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1900/1901.

Aachen.

Vorträge: Dr. Ludwig Pick, Berlin: Nietzsche und das Judenthum. — Marcell Salzer, Wien: Recitation epischer, lyrischer und dramatischer Stellen aus der heiligen Schrift. — Director Dr. Loewenberg, Hamburg: Gabriel Rießer. — Dr. Simchowitz, Köln: Leopold Zunz. — Dr. med. Ludwig Schuster, Aachen: Die Reformation und der Talmud.

Allenstein (Ostpr.).

Vorträge: Rabb. Dr. Olitzki: Fl. Josephus und seine Zeit. — Dr. Eppenstein, Briesen: Jüdische Staatsmänner in Spanien. — Rabbiner Dr. Vogelstein, Königsberg: Die Juden in Rom im Zeitalter Dantes. — Rabbiner Dr. Olitzki: Joh. Reuchlin und das hebr. Schriftthum. — Rabbiner Dr. Silberstein, Elbing: Die Poesie der Bibel.

Discussionsabende: Zahnarzt Krüger: S. D. Luzzatto. — Rabbiner Dr. Olitzki: Messiaslehre und Messiasse. — Dr. Kamnitzer: Patriotismus der Juden. — Dr. Kamnitzer: Heinrich Grätz.

Die Bibliothek hat ca. 300 Bände. Bibliothekar: Dr. Olitzki.

Ansbach.

Vorträge: Rabb. Dr. Kohn: Jüdische Wirthschaftsgeschichte I. — Jüdische Wirthschaftsgeschichte II. — Soziale Stellung der Frau nach altjüdischer Auffassung. — Soziale Stellung des Sklaven nach altjüdischer Auffassung. — Geldverhältnisse im altjüdischen Reiche. — Steuerwesen im altjüdischen Reiche. — Eine geistige Größe des Judenthums. — Schulwesen im altjüdischen Reiche. — Blüthenlese aus den Werken des Maimonides. — Eine Leuchte der Diaspora in Deutschland.

Bibliothek ca. 200 Bände. Bibliothekar: Lehrer Dingfelder.

Bamberg.

Vorträge: K. E. Franzos: Die deutsche Ghetto-Novelle. — Dr. Strauß: Die rechtliche und sociale Stellung der Juden im Mittelalter. — Dr. A. Eckstein: Die bayer. Landtagsabgeordneten jüd. Glaubens. I. — Prof. Cornill: Alttestamentliche Poesie. — Siegm. Morgenroth: Ueber Ludwig Bamberger.

Gemeinde-Bibliothek.

Barmen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Grabowski: Ein kurzer Gang durch die Geschichte des Judenthums. — Dr. Edelstein, Bonn: Zwecke und Ziele des Zionismus. — Dr. Ollendorff, Barmen: Moses u. Lycurg. — Dr. Grabowski: Optimismus und Pessimismus in der heil. Schrift. — Dr. Kohut, Berlin: Friedrich der Große und Josef II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judenthum. — Dr. Cahn, Bonn: Das alte und das neue Ghetto.

Bibliothek mit 25 Bänden. Bibliothekar: Dr. Grabowski.

Berlin.

Vorträge: Dienstag, 23. October 1900: Gedenkfeier zu Ehren Samuel David Luzzatto's unter Mitwirkung des Chors der Synagoge Lindenstr. Dr. Gustav Karpeles: Gedächtnißrede auf Luzzatto. Dienstag, 13. Novbr. 1900: Lic. theol. Privatdocent D. J. Benzinger: Die sociale Gesetzgebung der alten Israeliten. Dienstag, 11. Dezbr. 1900: Rabbiner Dr. Eschelbacher: Die Semiten. Dienstag, 15. Jan. 1901: Prof. Dr. Leopold Cohn, Breslau: Wilhelm von Humboldt und die Juden. Dienstag, 14. Febr. 1901: Dr. E. Mittwoch: Die Lage der Juden in den mohamedanischen Ländern. Dienstag, 16. April 1901: Oberrabbiner Dr. M. Güdemann, Wien: Bileam.

Vortrags-Cyclen: Dienstag, 1. November 1900, Sonnabend, 1. Dezember 1900, Donnerstag, 3. Januar 1901: Director Dr. M. Stern: Geschichte der Juden in Deutschland. Dienstag, 31. Januar 1901, Mittwoch, 27. Februar 1901, Donnerstag, 28. März 1901: Dr. M. Joseph: Die Sittenlehre des Judenthums.

Bernburg.

Vorträge: Dr. Flaschner, Bernburg: Ein jüdischer Diplomat. — M. Steinhardt, Magdeburg: Die Feindesliebe im Judenthum.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Alfred Simonsohn.

Der Verein brachte zum Purimfeste ein vom Vorsitzenden Moritz Schwab verfaßtes dramatisches Werk in 3 Acten: „Esther" zur Aufführung.

Beuel a. Rh. (bei Bonn).

Vorträge. Lehrer D. Heumann, Beuel: Die Palästinäischen Schulen und das Patriarchat. — Dr. med. Kahn, New-York: Die Stellung der Juden in der Gegenwart. — Cand. med. Max Behr: Die Emancipation der Juden unter Napoleon I. — Prof. Löbl, Wien: Recitationen von Dichtungen jüdischer Autoren. — Dr. med. E. Edelstein, Bonn: Jüdische Aerzte in der Weltgeschichte. — Recitation von Lessings „Die Juden" durch Vereinsmitglieder nach einer Einleitung „Ueber die Stellung Lessings zum Judenthum" durch Cand. med. Max Behr.

Außerdem hatte der Verein monatlich eine gesellige Zusammenkunft. Die betreffenden Abende werden durch Declamationen, Musik- und Gesangsvorträge ausgefüllt.

Beuthen (Oberschl.).

Vorträge: Ingenieur Max Grünwald: Nahrungsmittel und Nahrungsmittelfälschung. — Dr. Tuch: Förderung der Bodenkultur unter den Juden.

Diskussionsabende: Leopold Guttmann: Entwickelung des Welthandels. — Disponent Berger: Moderne Handelsfragen.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Eisenberg.

Bingen a. Rh.

Vorträge: Dr. med. Edelstein, Bonn: Die Bedeutung jüdischer Aerzte in der Geschichte der Medicin. — R.-A. Dr. Fuld, Mainz: Das Blutmärchen. — Carl Emil Franzos, Berlin: Recitation aus seinen Werken. — R.-A. Strauß, Bingen: Der geplante Judentag. — Professor Dr. Nover, Mainz: Süßkind von Trimberg. — Dr. Tuch, Berlin: Moderne Bestrebungen zur Förderung des Ackerbaues unter den Juden Deutschlands.

Birnbaum.

Vorträge: Ph. Falkenstein, Birnbaum: Heinrich Heine's Leben und Wirken. — Dr. H. Tietz, Inowrazlaw: Die Entstehung des Werkes „Jerusalem" von Mendelssohn und dessen Inhaltsangabe.

Es fanden 10 Leseabende statt, an welchen folgende Werkchen gelesen und unter Leitung des Herrn Falkenstein besprochen wurden: Im Priesterhause (von Clara Steinitz). — Eine Standhafte (von W. Frank). — Aus alter und neuer Zeit (von A. Katz). — Die Jüdin (von Paulsen, übers. v. H. Fiek).

Bibliothek mit 25 Bänden. Bibliothekar: Ph. Falkenstein.

Bochum.

Vorträge: Dr. med. Ruff, Karlsbad: Die Frau als Hüterin der Gesundheit im Hause. — Rabbiner Dr. Berger, Krotoschin: Ein jüdischer Dante. — Prediger Dr. Leimdörfer, Hamburg: Ein tragischer Heros unter den Rabbinen. — Rabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Cultur. — Rabbiner Dr. Blumenstein, Luxemburg: Die Sittenlehre des Ritualcodex. — Dr. Stern, Berlin: Geld- und Handelsgeschäfte bei den deutschen Juden im Mittelalter. — Rabbiner Dr. David, Bochum: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: H. Buxbaum.

Bonn.

Vorträge: Dr. Ruff, Karlsbad: Leid und Freud' im jüdischen Hause. — Dr. Löwenstein, Düren: Schopenhauers Stellung zum Judenthum. — Rechtsanw. Dr. Schauer, Mainz: Socialethik in Alt-Israel. — Lehrer Baum, Bonn: Sabbathai Zewi. — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwill. — Wolfgang Auerbach, Frankfurt a. M.: Don Josef von Naxos. — Purimfeier: a) Dr. Rülf: Das Purimfest und seine historische Bedeutung. b) Alfred Auerbach vom Stadttheater in Frankfurt a. M.: Recitationen. — Dr. Tuch, Berlin: Jüdische Bauern auf deutschem Boden. — Dr. Frank, Köln: Der Prophet Elias.

An alle Vorträge schlossen sich Diskussionen.

Brakel, Kr. Höxter.

Vorträge: Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: National oder religiös. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Heinrich Heine und das Judenthum.

Den Vorträgen schloß sich stets eine längere oder kürzere Diskussion an.

Bibliothek mit 56 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Weiler.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Karpeles, Berlin: Glaubenstreue u. Glaubenswechsel. — Dr. Ackermann: Am Beginne des Jahrhunderts. — Dr. M. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — Dr. Landau, Berlin: Der Humor im Judenthum. — Dr. Ackermann: Jüdische Belletristik (Vorlesung).

Braunschweig.

Vorträge: Dr. Löwenberg, Hamburg: Ahasver in Sage und Dichtung. — F. Spanjer-Herford, Braunschweig: Der Teufel im Glauben und in der Literatur. — Dr. Rosenthal, Preuß. Stargard: Eleasar Hakalir, Pindar und Edda. — Dr. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Prof. Dr. Philippson, Berlin: Das Judenthum im heutigen Deutschland.

Außerdem fand ein Diskussionsabend statt über das Thema: Zionismus. Referent: Referendar Gronemann, Hannover.

Bremen.

Vorträge: Dr. jur. Hugo Abraham, Bremen: „Juda" von Münchhausen. — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghettonovellen. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — Landrabbiner Dr. Mannheimer, Oldenburg: Jüdische Frauen. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Biblische Stoffe im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Rosenak, Bremen: 1. Unsere Leiden und Freuden. 2. Aus der Bremisch-jüdischen Geschichtsmappe.

Bibliothek mit 49 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Guttmann, Breslau: Jehuda Halewi als Dichter und Denker. — Prof. Dr. M. Philippson, Berlin: Das deutsche Judenthum der Gegenwart. — Rabb. Dr. Immanuel Deutsch, Breslau: Die Tochter eines Kaufmanns von Venedig (Sara Copia Sullam). — Docent Dr. S. Horovitz, Breslau: Ueber das Buch der Frommen. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Breslau: Das 200jährige Jubiläum des „entdeckten Judenthums". — Recitator Marcell Salzer, Wien: Recitationen.

Diskussionsabend: Rabb. Dr. Guttmann, Breslau: Der in Aussicht genommene Judentag.

Briesen, Westpr.

Vorträge: 27. Oktober und 27. November, Lehrer Schapiru: Der Schulchan Aruch. — 15. December, Rabbiner Dr. Eppenstein: Jüdische Staatsmänner in Spanien.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. med. Wolff.

Bromberg.

Vorträge: Rabb. Dr. Walter: Eine jüdische Vorkämpferin der Frauenemancipation im 17. Jahrhundert. — Professor Dr. Horovitz: Baruch Spinoza, im Anschluß an den gleichnamigen Roman von Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Freudenthal: Frauenliebe und -Leben vor drei Jahrhunderten. — Dr. E. Tuch: Die Juden in der Landwirthschaft.
Bibliothek mit 40 Bänden.

Cassel.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Prager, Cassel: 1. Religion und Aberglauben (drei Vorträge). 2. Jüdische Volkssagen über Alexander den Großen. 3. Josephus. — Seminardirigent Dr. Lazarus, Cassel: 1. Juden in morgenländischen Sagen. 2. Jud Süß. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Die Bibel in der Natur. — Lehrer Horwitz: 1. Die Juden unter der Fremdherrschaft. 2. Der alte Dessauer und sein Hoffaktor.
Bibliothek mit 290 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Dr. Wertheim, Fürth: Sozialpolitik in der Bibel. — Dr. Bruno Oppenheim: Die Emanzipation des Judenthums im neunzehnten Jahrhundert. — Dr. Adolf Kohut: Friedrich der Große und Joseph II. — Dr. Gustav Karpeles: Einwirkung der Juden auf die Kulturentwickelung.
Eine Bibliothek ist im Entstehen begriffen.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. B. Seligkowitz: Die Juden in China nach Berichten von Missionaren. — Dr. Gustav Karpeles: Was haben die Juden in der Literatur geleistet? — R.-A. Dr. Cohn: Das Recht der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. — Dr. B. Seligkowitz: Die Psychologie des Vorurtheils.
Diskussionsabende fanden alle vier Wochen statt.

Cottbus.

Vorträge: Dr. G. Karpeles: Der Talmud. — W. Reyersbach, Cottbus: Nathan der Weise, von Lessing. — Dr. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Rabb. Kamerase, Cottbus: Moses Mendelssohn. — Dr. Kohut, Berlin: Der Berliner jüdische Salon in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. — Rabb. Dr. Elsaß, Landsberg: Sam. David Luzzatto.
Diskussionsabende: Rabb. Kamerase: Jüdischer Religionsunterricht. — Dr. med. Schirokauer: Jüdische Krankenpflegerinnen.

Culmsee.

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenberg, Thorn: Die Juden unter selbstständiger Herrschaft der jüdischen Könige zur Zeit des zweiten Tempels. — Schriftsteller Erichsen, Breslau: Die jüdische Kulturarbeit in Palästina.

Czarnikau.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl, Czarnikau: Humanität in der politischen und agrarischen Gesetzgebung des Judenthums. — Rabb. Dr. Richter, Filehne: Spinoza und seine Stellung zum Judenthum. — Lehrer Rosenbaum, Inowrazlaw: Die Juden und die Landwirthschaft. — Herr Boschwitz, Filehne: Die Zukunft im Lichte des Zionismus.

Leseabend: Dr. Weyl, Czarnikau: Einleitung in die jüdische Literaturgeschichte.

Bibliothek mit 230 Bänden und 6 Zeitschriften, welche den Mitgliedern durch Boten zugestellt werden.

Danzig.

Vorträge: 1901. 9. Januar, Rabb. Dr. Walter, Bromberg: Modernes Schulwesen in einem alten Ritualkodex. — 10. Februar, Recitator Marcell Salzer, Wien: Recitationen aus der Bibel und aus Kompert. — 6. März, R.-A. Behrendt-Danzig: Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen, I. Teil. — 5. Novbr., Julius Levy, Danzig; Die altjüdische sociale Gesetzgebung und ihr Verhältniß zu den Anschauungen der Gegenwart. — 10. Dezember, Rabb. Dr. Freudenthal, Danzig: Kaiser und Patriarch.

Bibliothek mit 140 Bänden. Bibliothekar: Kantor Kalischer.

Dortmund.

Vorträge: Dr. med. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Lehrer E. Goldschmidt, Dortmund: Die Chazaren. — Landrabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Kultur. — Dr. Blumenstein, Luxemburg: Die Sittenlehre des jüdischen Ritualgesetzes. — Kantor Zivi, Elberfeld: Ursprung und Entwickelung der jüdischen Musik. — Siegfried Freund, Dortmund: Aaron Bernstein, sein Leben und Wirken.

Besondere Diskussionsabende wurden nicht abgehalten; vielmehr fanden Besprechungen im Anschluß an die Vorträge statt.

Bibliothek mit ca. 80 Bänden.

Düsseldorf.

Vorträge: 1900. 26. November, Dr. Rosenthal, Köln: Die Hauptbewegungen des Judenthums im 19. Jahrhundert. — 1901. 22. Januar, Dr. Löwenstein, Mosbach: Joselin von Roßheim — 11. Februar, Dr. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — 18. März, Professor Dr. Nover, Mainz: Süßkind von Trimberg, ein jüdischer Minnesänger, und seine Zeit.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Dr. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghettonovellen. — Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur. — Dr. Löwenberg, Hamburg: Gabriel Rießer und die Emanzipation der deutschen Juden. — Dr. Stern, Berlin: Handel und Geldgeschäfte der Juden im Mittelalter. — Recitationsabend des Herrn Marcell Salzer, Wien. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebr. Poesie. — Dr. Frank, Köln: Der Prophet Eliah.

An die Vorträge schlossen sich Diskussionen an.

Bibliothek mit 24 Bänden. Bibliothekar: Max Löwe.

Eisenach.

Vorträge: Pred. E. Meyer: Jehuda Halevi. — Dr. G. Huth: Die Juden in Sibirien. — Dr. M. Sabzer: Die Namen der Juden. — Lehrer Steinhardt, Magdeburg: Das Wesen der Symbolik. — Lehrer M. Horwitz, Cassel: König Jerome und die Juden. — Dr. Jacob, Göttingen: Bibelübersetzungen. — Dr. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Dr. Tuch: Die Juden in der Landwirthschaft.

Bibliothek mit 140 Bänden. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Elberfeld.

Vorträge: Rabb. Dr. Plaut, Frankfurt a. M.: Uebertritte zum Judenthum im alten Rom. — Rabbiner Dr. Auerbach, Elberfeld: Warum wollen wir Juden sein. — Rabb. Dr. Samuel, Essen: Unser Gebetbuch, literar-historisch betrachtet. — Hermann Zivi, Elberfeld: Mittel zur geistigen Hebung des Judenthums. — Dr. med. Ruff, Carlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — A. M. Epstein, Elberfeld: In welcher Beziehung steht der Staat zur Nationalität nach modernen und alten Anschauungen.

Bibliothekar: Julius Kann.

Erfurt.

Vorträge: Rabb. Dr. Salzberger, Erfurt: Die Makkabäer. — Realschullehrer Gustav Eichengrün, Wolfenbüttel: Einfluß der Bibel auf den Bilderreichtum der deutschen Sprache. — Frau Dr. Salzberger, Erfurt: Lessings „Nathan der Weise". — Recitator Marcell Salzer, Wien: Glanzstücke der alttestamentlichen Poesie. — Universitäts-Prof. Dr. Cornill, Breslau: Alttestamentliche Poesie. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Dr. med. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Prediger Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur. — Rabb. Dr. Leimdörfer, Hamburg: Sokrates und Salomo, der Weiseste der Griechen und der der Hebräer. — Rabb. Dr. Blumenstein, Luxemburg: Die Sittenlehre im mittelalterlichen Ritualcodex. — Schriftsteller Karl Emil Franzos, Berlin: Vorlesung aus seinen Werken: Barnower Geschichten. — Dir. Dr. Moritz Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — Recitator Marcell Salzer, Wien: I. Biblische Erzählungen u. Poesien. II. Humoristisches aus dem jüdischen Leben. (Purimfeier.) — Rabb. Dr. Samuel, Essen: Shylock, ein Charakterbild in der Dichtung und in der Wahrheit. (Zugleich: Generalversammlung.)

Diskussionsabende: In Fortsetzung des vorjährigen wurde im Berichtsjahre der 2. Vortrags-Cyklus für junge Leute (Damen und Herren) an neun Abenden abgehalten. Die vom Vorsitzenden Rabb. Dr. Samuel in fortlaufenden Referaten behandelte Geschichtsepoche war: Vom babylonischen Exil bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus. In der Chanukkawoche fand ein Festabend mit Ansprache, Deklamationen, Verloosung u. s. w., zum Schluß des Cyklus wiederum eine kleinere Festlichkeit statt. Diese Veranstaltungen, sowie die den Beschluß jedes Abends bildenden Darbietungen, als Vorlesungen aus den Werken von Mosenthal, Franzos, Kristeller, Loewenberg, Zangwill, sowie auch von Goethe, Chamisso, Hebbel und Klavier- und Gesangsvorträge wurden von einem aus den Herren Stern, Bacharach, Pinz, Liebmann, Goldschmidt und Goldberg bestehenden Komitee geleitet. Trotz schwankender Besuchsziffer hat der Cyklus die Bestrebungen des Hauptvereins in wirksamer Weise unterstützt und soll eine dauernde Institution desselben bleiben.

Die Bibliothek enthält 250 Bände. Bibliothek-Kommission: Dr. Samuel, Kanzleirath Hirsch, Dr. med. Cohen.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Dr. Richter: Spinoza und seine Stellung zum Judenthum. — Dr. Tuch: Bodencultur unter den Juden. — Lehrer Moses, Schneidemühl: Rabbi Akiba und seine Zeit. — Rabbiner Dr. Worms, Neustettin: Salomon Ibn Gabirol. — Rabbiner Dr. Weil, Czarnikau: Agrargesetze bei den Juden. — Lehrer Lewin, Schneidemühl: Luzatto.

Bibliothek mit ca. 80 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Buchinski

Forst i. L.

Vorträge: Dr. Kohut, Berlin: Alexander v. Humboldt und die Juden. — Kaufmann Reiersbach, Cottbus: Nathan der Weise. — Dr. Karpeles, Berlin: Aus dem Leben Heinrich Heine's. — Prediger Pulvermann, Forst: 1. Das letzte Jahrhundert der jüdischen Selbstständigkeit. 2. Der Inhalt unserer Gebete. 3. Die Mithilfe der Frau zur Festigung des Judenthums.

Die Anlegung einer Bibliothek ist beschlossen worden.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Rabbiner Dr. Salfeld, Mainz: Israels Leid im Liede. — Red. Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt. — Dr. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit gethan? — Dr. Asher, Bern: Die Verdienste der Juden um die Naturw. im 17. Jahrhundert. — Rabb. Dr. Löwenstein, Mosbach: Rabbi Joselmann von Rosheim. — Prof. Dr. Philippson, Berlin: Der große Kurfürst und die Juden. — Rabb. Dr. Kottek-Homburg: Die 4 Gefangenen. — Prof. Dr. Sulzbach, Frankfurt: Frankfurter Purim. — S. Fränkel, München: Zangwill.

Bibliothek. Bibliothekar: Dr. J. Horovitz.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Hochfeld: Die Judenverfolgungen im Mittelalter und ihre Ursachen. — Dr. Georg Huth: Die Juden in Sibirien. — Stud. iur. Alexander: Klassenkämpfe und soziale Reformen im alten Israel. — Prof. Dr. L. Geiger: Michal Beer, ein deutscher Dichter jüdischen Glaubens. — Dr. med. Adolf Loewenstein: Einst und jetzt.

Friedberg (Hessen).

Vorträge: Gymnasiallehrer Hirsch: Was ein Judenfeind vor 2000 Jahren den Juden vorzuwerfen hatte. — Lehrer Ehrmann: Die östliche Gefahr.

Geestemünde.

Vorträge: Lehrer Bachenheimer, Geestemünde: Jüdische Gesänge und Aufführung derselben mit Musikbegleitung. — Lehrer Steinhard, Magdeburg: Das Wesen der Symbolik. — Rabb. Dr. Bondi, Mainz: Die Enkel Raschi's. — Dr. Mannheimer, Oldenburg: Der Talmud.

Gelnhausen.

Vorträge: Lehrer Strauß: Falsche Propheten. — Rabbiner Dr. Kottek, Homburg: Jud Süß. — Lehrer Strauß: Die Juden in Preußen, von 1701—1901.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Siegfr. Strauß.

Gelsenkirchen-Wattenscheid.

Vorträge: Dr. med. Ruff, Karlsbad: Leid und Freud im jüd. Hause. — Rabbiner Dr. Samuel, Essen: Die leitenden Gedanken in dem ethischen Mischnatraktate: Sprüche der Väter. — Lehrer Lilienfeld, Steele: Der Kaufmann von Venedig, geschichtlich und kritisch beleuchtet. — Rabbiner Dr. Leimdörfer, Hamburg: Akiba, der tragische Heros der Rabbinen. — Rabbiner Dr. Blumenstein-Luxemburg: Die Sittenlehre des Ritualkodex. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Ein jüdischer Staat im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Köln: Don Isaak Abarbanel.

An jeden Vortrag schloß sich eine lebhafte Diskussion.

Im Verein junger Kaufleute wurden noch außerdem folgende Vorträge gehalten: Lehrer Kaufmann, Gelsenkirchen: Moses Mendelssohn und seine Bedeutung für die deutschen Juden. — Lehrer Katz, Gelsenkirchen: Ein Gang durch die Geschichte der deutschen Juden. — Dr. med. Rubens: Der Talmud. — Lehrer Kaufmann: Vorkämpfer für die Erlangung der Gleichberechtigung der Juden in Deutschland.

Die Bibliothek umfaßt ca. 60 Bände. Bibliothekar: Lehrer Kaufmann, Gelsenkirchen.

Glogau.

Vorträge: Dr. G. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Professor Dr. Martin Philippson: Fürstliche Plünderer und jüdische Opfer. — Dr. Lucas: Der Streit um den Talmud zur Zeit der Humanisten.

Im Jahre 1900 vertheilte der Verein an 5 Konfirmanden deutsche Bibeln, bis Ende 1900 154 Exemplare.

Unsere Bibliothek enthält gegenwärtig 930 Bände. Die Bücher sind von jüdischen Autoren oder andersgläubigen Autoren, wenn sie jüdische Interessen in objektivem Sinne behandeln. Die Bibliothek enthält ferner eine große Anzahl Broschüren und die vom früheren Beth Hamidrasch übernommenen talmudischen Werke. Eine Anzahl Zeitschriften circuliren regelmäßig bei den Mitgliedern. Bibliothekar: Günther Friedmann.

Gollub W.-Pr.

Vorträge: Albert Katz, Berlin: Die Ethik des Talmud. — Lehrer Kadisch: Rabbi Akiba und Barkochba. — Lehrer Kadisch: Jüdische Helden zur Zeit der macedonischen, ägyptischen und syrischen Herrschaft. — Lehrer Kadisch: Sabbatai Zewi und die Sabbatianer. — Chanukka-Feier. — Kadisch: Der Judenstaat.

Außerdem wurden an mehreren Diskussionsabenden neben Beantwortung von Fragekasten-Fragen aus Schriften jüdischer Schriftsteller von Frl. Amalie Braunstein und Frl. Mally Hirsch Vorlesungen gehalten.

Zu Purim fand ein sehr besuchtes Theatervergnügen statt.

Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: Der Vorsitzende.

Vom Verein wurden an zwei würdige Schüler bei deren Entlassung aus der Volksschule je ein jüdisches Geschichtswerk als Prämien vertheilt.

Grätz (Posen).

Vorträge: Dr. Silberberg: Des Lebens Ernst und Freude im Lichte der Bibel. — Dr. Lewin, Pinne: Eine Judenverfolgung im Lande Posen im Jahre 1656. — Dr. Huth, Charlottenburg: Die Juden in Sibirien. — Erichsen, Breslau: Reiseerlebnisse im Orient.

Bibliothek mit 160 Bänden. Bibliothekar: S. Jablonski.

Hamburg.

Vorträge: Pred. Dr. D. Leimdörfer, Hamburg: Der Weiseste der Hellenen und der der Hebräer. — Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien (nach eigenen Reisebeobachtungen und Studien). — Dr. med. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghettonovellen. — Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden in den polnischen Aufständen. — Rabbiner Dr. Grunwald, Hamburg: Luzzatto. — Hermann Zivi, Elberfeld: Ursprung und Entwicklung der jüdischen Musik. — Dr. J. Loewenberg, Hamburg: Estherdramen. — Dr. Eugen Mittwoch, Berlin: Die Lage der Juden in mohammedanischen Ländern (Eindrücke nach einer im letzten Jahre unternommenen Orientreise). — Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Islam und Weltliteratur.

Hameln.

Der Verein wurde am 24. November 1901 gegründet und sprach am selben Abend Lehrer Goldschmidt, Dortmund, über: Die Chazzaren.

Hannover.

Vorträge: Redakteur M. A. Klausner, Berlin: Der Jargon. — Landrabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Im Garten der Kultur. — Dr. med. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Rabb. Dr. Salfeld, Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Recitator Marcell Salzer, Wien: Altbiblische Poesien.

Hildesheim.

Vorträge: Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Psalmen und Weltliteratur. — Dr. med. Jos. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüdischen Hause. — Ref. S. Gronemann, Hannover: 1. Die Juden in Soll und Haben. 2. Ut mine Stromtid. — Gen.-Sekr. Dr. Tuch, Berlin: Die Juden in der Landwirthschaft.

Hirschberg i. Schl.

Vorträge: Dr. Biram: Luzzattos Leben und Wirken. — Frau Regina Neißer: Wilhelm von Humboldt und seine Familie in ihren Beziehungen zum Judenthum. — Dr. Biram: Ziele und Aufgaben der jüdischen Literaturvereine, zugleich ein kurzer Gang durch Israels Geschichte und Literatur.

Hörde.

Vorträge: Udewald, Hörde: Gabriel Rießer. — Dr. Ruff, Karlsbad: Freud' und Leid im jüd. Hause. — J. Sondheim, Hörde: Geschichte des Antisemitismus. — Rabb. Dr. Mannheimer, Oldenburg: Die Uhren im Alterthum. — Dr. med. Kahn, Bonn: Von seiner Fahrt auf dem Auswandererschiffe von Hamburg nach New-York. — Felix Heimann, Hörde: Gedanken aus dem 2. Jesaias. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Die Chazaren. — Dr. Stern, Berlin: Geschichte der Juden in Deutschland.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Felix Heimann.

Höxter.

Vorträge: Doz. Dr. Huth, Berlin: Die Juden Sibiriens. — Professor Löbel, Wien: Verschiedene Deklamationen. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: National oder religiös. — Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Der Eintritt der deutschen Juden in die bürgerliche Freiheit. — Dr. Simchowitz, Köln: Die jüdisch-deutsche Sprache und ihre Literatur.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Weinberg.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewit: Der erziehliche Einfluß im Judenthum. — Lehrer Eppstein: Vortrag aus der Oldenburgischen Geschichte zum Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs (16. Novbr. 1901). — Lehrer Baum, Soetern: Ein Gang durch die jüdische Geschichte. — Lehrer Eppstein: Zukunftsbilder (Chanukka-feier), — Bankier Laz. Kronenberger, Mainz: Die jüdische Frau. — Rabbiner Dr. Tawrogi, Kreuznach: Goethe und die Juden.

Der Verein wurde am 26. Oktober 1901 gegründet. An jedem Sonnabend Abend findet Versammlung statt, es werden theils Vorträge, theils Diskussionen und Vorlesungen gehalten.

Eine Vereinsbibliothek ist im Entstehen. — Am Chanukka, Mittwoch Nachmittag, den 11. Dezember, fand im Verein ein Kinderfest für alle jüdischen Schüler und Schülerinnen des Fürstenthums Birkenfeld statt.

Inowrazlaw.

Vorträge: Dr. E. Tuch, Berlin: Förderung der Bodenkultur unter den Juden. — Gymn.-Oberlehrer Dr. Balke, Rogasen: „Uriel Acosta" von Gutzkow. — Dr. Bergel, Inowrazlaw: Die jüd. Aerzte im Mittelalter. — Dr. Lewin, Wreschen: Spinoza und das Judenthum. — Redakteur M. A. Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. S. Bamberger.

Karlsruhe (Baden).

Vorträge: Gym.-Oberlehrer Dr. Heinr. Lewy, Mühlhausen i. E.: Hochzeit und Leichenfeier im jüdischen Alterthum. — Rabb. Dr. David, Düsseldorf: Das Buch Hiob und seine Bedeutung für unsere sittliche Weltanschauung. — Dr. med. Moses, Mannheim: Zum Kapitel der Nervosität bei den modernen Juden. — Geh. Reg.-Rath Dr. Cohen, Marburg: Die Idee der Freiheit.

Kempen i. Pos.

Vorträge: Rabbiner Dr. Königsberger, Pleschen: Aphorismen aus dem Ideeenkreis des Judenthums. — Rabbiner Dr. Löwenthal, Tarnowitz: Jüdischer Humor im 13. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Jacobsohn, Gnesen: Ein Gang durch den Dichtergarten Jehuda Halevis. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Purimfest in Alexandria.

Bibliothek mit 166 Bänden.

Kiel.

Vorträge: Dr. Rosenak, Bremen: Der falsche Messias. — Lehrer Katz, Kiel: 1. Geschichte der Juden von M. Mendelssohn's Tode bis zur Gegenwart. 2. Das Handwerk unter den Juden in Mittelalter und Gegenwart.

Diskussionsabende: Die Ethik des Judenthums, von Prof. Lazarus. Ref.: Dr. Jacob, Lehrer L. Katz. — Neu-hebr. Poesien. Ref.: Dr. Jacob, Cand. jur. B. David. — Die Juden in Altona. Ref.: Dr. jur. Lewi.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar. Lehrer L. Katz.

Kitzingen.

Vorträge: Dr. Salfeld, Mainz: Ein Denkmal aus jüdischer Leidenszeit. — Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im Judenthum. — Lehrer Mannheimer, Dettelbach: Die jüdischen Kolonien Palästinas. — Dr. Fuld, Mainz: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 60 Bänden. Bibliothekar: Cantor Bamberger.

Köln a. Rh.

a) Oeffentliche Vorträge: Museums-Direktor Frauberger, Düsseldorf: Das Kunstgewerbe in seiner Anwendung auf den jüdischen Kultus. — Dr. S. Simchowitz, Köln: Der Roman eines polnischen Juden (Sal. Maimon). — Kirchenrath Dr. Kroner, Stuttgart: Die geistige Neubelebung im Exil. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Das Theater bei den Juden.

b) Vorträge in Wochen-Versammlungen: Rabbiner Dr. Frank, Köln: Rückblick auf die Geschichte der Juden im verflossenen Jahre. — Lehrer S. Löb, Köln: Die Piutim. — Lehrer L. Frank, Köln: Die Juden an den Strömen Babels und Saadja Gaon, der erste Religions-Philosoph. — Redakteur Hermann Moses, Köln: Neuzeitliches jüdisches Gemeindeleben. — Rabbiner Dr. Marcus, Köln: Zweck und Ziele der jüdischen Literaturvereine. — Sal. Kaufmann, Köln: Flavius Josefus, sein Leben und seine Werke. — Lehrer S. Löb, Köln: Der Bann. — Rabb. Dr. Frank, Köln: Jüdische Münzen. — Lehrer M. Goldschmidt, Köln: Raschi. — Dr. S. Simchowitz, Köln: Einiges zur Geschichte der Juden in Polen.

Bibliothek mit 430 Bänden und vielen Zeitungen. Bibliothekare: Oberlehrer A. Herrmanns und Lehrer S. Löb.

Am 22. Dezember 1900: Chanukkahfest. Konzert und Ball. — Am 30. Januar 1901: Festabend zur Feier des 25jährigen Amtsjubiläums des Vorsitzenden, Herrn Rabb. Dr. Frank.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Perles, hier: Das Gebet im Judenthum. — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghetto-Novellen. — Rabbiner Dr. Vogelstein, hier: Samuel David Luzzatto. — Direktor Dr. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — Obercantor Birnbaum: Was hat die jüdische Gemeinde Königsbergs dem König Friedrich I. im Besonderen zu verdanken? — Rabbiner Dr. Freudenthal, Danzig: Glückel von Hameln. — Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden in der Landwirthschaft. — Rabb. Dr. Silberstein, Elbing: Die Poesie der Bibel. — Privatdocent Dr. Peiser, hier: Die Frau im alten Babylon. — Frau Dr. Rosalie Perles, hier: Ein moderner Erlöser des Judenthums. — Lehrer Siegm. Samuel: Altegyptische Inschriften und Bibelberichte.

Außerdem fanden am Chanukka u. Purim gesellige Abende mit Damen statt. Auch die Vorträge wurden vor Damen und Herren gehalten

Konstanz.

Vorträge: Dr. L. Hannes: Maimonides. — Dr. Bernheim: Grundzüge der socialen Gesetzgebung in der Bibel. — Rabbiner Dr. Littmann, Zürich: Pädagogische Grundsätze des Talmud. — Dr. L. Hannes: Biblische Frauengestalten. — Rabbiner Dr. Steckelmacher, Mannheim: Das Verhältniß des Judenthums zu Kant.

Krotoschin.

Vorträge: Rabb. Dr. Berger, hier: Ein jüdischer Dante. — Hauptlehrer Ries, hier: Erziehung durch Haus, Schule und Leben. — Dr. Tuch, Berlin: Bodenkultur unter den Juden in Deutschland. — Dozent Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Herder und die Bibel. — Lehrer Margolius, hier: Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung.

Bibliothek mit 210 Bänden; Bibliothekar: Lehrer Margolius. Lesezirkel mit 10 Zeitungen.

Lage.

Vorträge: Lehrer Plaut, Detmold: Die Bedeutung des Religionsunterrichts für die Erhaltung des Judenthums. — Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Die drei Räthselbücher der Menschheit. — Lehrer Goldschmidt, Dortmund: Rabbi Jochanan ben Sakkai u. d. jamnesische Synhedrium. — Dr. med. Simchowitz, Köln: Die jüdisch-deutsche Literatur. — Dr. Karpeles, Berlin: Heinrich Heine und seine Beziehungen zum Judenthum. — Lehrer Goldmann, Lemgo: Sabbatai Zewi.

Leipzig.

Vorträge: 1900. 23. Oktober, Dr. J. Ruff, Carlsbad: Freud und Leid im jüdischen Hause. — 26. November, Rabb. Dr. Seligmann, Hamburg: Das Problem der jüdischen Kultur. — 1901. 15. Januar, Dr. G. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — 18. Februar, Rabb. Dr. Salfeld, Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — 26. März, Rabb. Dr. Jacob-Göttingen: Die Sendung Moses von Schiller.

Bibliothek und Lesezimmer. Bibliothekar: Isr. Kahan.

Lippstadt.

Vorträge: Lehrer Plaut, Detmold: Würdigung der Arbeit im jüdischen Schriftthum. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Verwandte Züge im Geistesleben der Deutschen und Juden. — E. Goldschmidt, Dortmund: Die Juden im Königreich Westfalen. — Rabb. Dr. Rosenthal, Köln: Biblische Themen im deutschen Drama.

Bibliothek mit ca. 50 Bänden.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Deutsch, Lissa: Lipmann Heller, ein Meister und Muster seines Berufes, ein Märtyrer seiner Gesinnung. — Alb. Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. — Dr. Ludwig Rosenthal, Stargard: Kaliri, Pindar und Edda. — Dr. Bloch, Posen: Geist und Gesetz der hebräischen Poesie. — Frau Regina Neisser, Breslau: Der Einfluß jüdischer Frauen auf die Gesellschaft in Berlin und Wien vor 100 Jahren. — Dr. Tuch, Berlin: Die Juden als ackerbautreibendes Volk.

Bibliothek mit 333 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Behle.

5 Zeitschriften in 25 Exemplaren werden gehalten und circuliren unter den Mitgliedern.

Zufolge des Vortrages des Herrn Tuch bildete sich hier eine Ortsgruppe des Vereins zur Förderung der Landwirthschaft unter den Juden im Deutschen Reiche.

Eine geplante Chanukahfeier mußte ausfallen, dagegen fanden am 5. März eine Purim- und am 6. Oktober 1900 eine Simchat-Thora-feier statt, welche durch Prolog, Festrede des Dr. Bäck, Lissa, musikalische und theatralische Darbietungen gefeiert wurde.

Löbau.

Vorträge: Lehrer Tobias: Die Emanzipation der Juden in Preußen. — Geheimrath Dr. Wolff: Ueber Purim.

Der Verein unterhält eine Bibliothek von fast 400 Bänden und läßt 7 jüdische Zeitungen unter seinen Mitgliedern coursiren.

Loewen.

Vorträge: Rabb. Dr. Bäck, Oppeln: Die Bestrebungen der Juden zu Beginn des vorigen Jahrhunderts. — Cand. med. Unger, Loewen: Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Bäck, Oppeln: Napoleon I. und seine jüdischen Unterthanen.

Lublinitz.

Vorträge: Marcell Salzer, Wien: Rezitation biblischer und moderner Dichtungen. — Rabbiner Dr. Friedmann: Ueber die Apokryphen, namentlich das erste Makkabäerbuch und das Buch Judith (in Verbindung mit einer musikalisch-gesanglichen Soiree zur Feier des Chanukahfestes). — Rechtsanwalt Steinfeld: Ueber altes und modernes Verfassungsrecht.

Der Verein besitzt eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Friedmann.

Magdeburg.

Vorträge: Schriftsteller Felix Falk: Bar Kochba in Geschichte und Dichtung. — Dr. Georg Huth: Die Juden in Sibirien. — Dr. Ludwig Pick: Nietzsche und das Judenthum. — Dr. Ernst Tuch: Die Landwirthschaft bei den Juden. — Rabbiner Dr. Rahmer: Die Makkabäer-Kriege und -Siege. Zur Chanukkafeier. — (Die Purimfeier mußte in diesem Jahre wegen des kurz vorher erfolgten plötzlichen Todes des Vorstehers Herrn S. Singer ausfallen.)

Discussion schloß sich jedes Mal an den betr. Vortrag an.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Max Weil.

Mainz.

Vorträge: 1900. Oktober, Privatdozent Dr. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — November, Rabbiner Dr. Salfeld, Mainz: Die Welt und das Haus des deutschen Juden im Mittelalter. — Dezember, Dr. G. Karpeles, Berlin: Der Antheil der Juden an den Kulturbestrebungen der Menschheit. — 1901. Januar, Carl Emil Franzos, Berlin: Die deutsche Ghettonovelle mit besonderer Berücksichtigung von Auerbach, Kompert und Bernstein. — Februar, Rechtsanwalt Dr. Fuld, Mainz: Gabriel Rießer, ein jüdischer Parlamentarier. — Prof. Dr. J. Nover, Mainz: Süskind von Trimberg, ein jüdischer Minnesänger und seine Zeit.

Besonderes Interesse zeigte sich für die folgenden Discussionsabende und Themata: Im November 1900 referirte Rabb. Dr. Salfeld über die Juden in China nach dem Buche von Alb. Katz. — Im Dezember 1900 referirte Rechtsanwalt Dr. Schauer über den geplanten deutschen Judentag. — Im Januar 1901 sprach Dr. Salfeld über den am 2. Oktober 1900 gestorbenen Bildhauer Hugo Rheinhold.

Die Begründung einer Bibliothek ist wiederholt angeregt und dürfte im Laufe des neuen Vereinsjahres zur Ausführung gelangen.

Mannheim.

Vorträge: Dr. Georg Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. Unna, Mannheim: Die Stellung Schopenhauer's zum Judenthum. — Prof. Martin Philippson, Berlin: Das Judenthum und die übrigen Culturreligionen. — Prof. Dr. Günther, München: Die Vertretung der exacten Wissenschaften im mittelalterlichen Judenthum. — Rabb. Dr. Cohn, Basel: Ist Shylock ein Jude?

Marburg (Hessen).

Vorträge: 1900. 11. November, Dr. Munk: Die Juden in China. — 2. Dezember, Rabb. Dr. Wachenheimer, Aschaffenburg: Rabbi Akiba und seine Zeit. — 1901. 28. Januar, Rabb. Dr. Loewenstein, Mosbach: Joselmann von Rosheim.

Memel.

Vorträge: 1900. 7. November, Rabbiner Dr. Max Beermann, Insterburg: Nachmanides, Lebensbild eines spanischen Rabbiners aus dem 13. Jahrhundert. — 17. Dezember, Director Dr. Moritz Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — 1901. 9. Januar, Referendar Abrahamsohn, Memel (jetzt Königsberg): Judenlieder. — 11. Februar, Rabbiner Dr. Carlebach, Memel: „Festrede zu Ehren unseres Ehrenmitgliedes, emer. Rabbiner Dr. J. Rülf, Bonn, anläßlich seines 70. Geburtstages. — Schriftsteller Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden in der Landwirthschaft. — 13. März, Chefredacteur M. A. Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialect. — 5. Februar, Kaufmann Leon Scheinhaus, Memel: Aus den alten Gemeinden. — 7. und 21. März, derselbe: Zur Geschichte der russischen Juden im 19. Jahrhundert.

Bibliothek mit 112 Bänden, 59 Broschüren.

Metz.

Vorträge: Sigmund Schott, Frankfurt a. M.: Lessing und die Neuzeit. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Juden und Judenthum im 19. Jahrhundert. — Rabbiner Louis Lévy, Paris: Arbeit und Handwerk im jüdischen Alterthum (in französischer Sprache). — Dr. Louis Lévy, Metz: Judenthum und Hygiene. — Rabbiner Dr. Eweill, Buchsweiler: Die Judenemanzipation in Frankreich (in französischer Sprache). — Religionslehrer Kohn, Diedenhofen: Zauberei im Judenthum.

Leseabende: Frau J. Rosenmeyer, die Herren Markus, Oberlehrer Zéligzon, Dr. Meyer.

Am 27. Dezember fand eine Chanukafeier, bestehend aus einem Vortrag des Herrn Oberlehrer Zéligzon, sowie Vocal- und Instrumentalvorträgen statt.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Levy.

Militsch (Bez. Breslau).

Vorträge: Hauptlehrer Ries, Krotoschin: Erziehung in Haus, Schule und Leben. — Dr. Königsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum.

Mülhausen i. E.

Vorträge: Dr. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden der Menschheit geleistet? — Rabbiner Blum, hier: Le Messie et le Messianisme. — Rabbiner Dr. A. Cohn, Basel: Die Stellung der Frau im Judenthum. — Dr. Kroner, Kirchenrath, Stuttgart: Universalität und Nationalität. — Dr. Ehrmann, Baden (Schweiz): 19. und 57. Jahrhundert.

Die Vereinsbibliothek, die sich in der israelitischen Gewerbeschule befindet, erfreut sich starker Benutzung.

München.

Vorträge: Rabbiner Dr. Werner: Aus der neueren Geschichte des Judenthums. — Prof. Philippson, Berlin: Ein jüdischer Leibarzt der Königin Elisabeth von England und Shakespeares Shylock. — Dr. Simchowitz, Cöln: Die jüdisch-deutsche Literatur. — Prof. Cornill, Breslau: Das Buch Hiob.

Diskussionsabende: Dr. Ehrentreu, München: Eine rabbinische Berühmtheit aus Bayern. — Rabbiner Dr. Kohn, Ansbach: Die Mystik im Judenthum. — Rabbiner Dr. Werner, München: Bilder aus dem Leben unserer Vorfahren. — Dr. Holländer, München: Der Abfall vom Judenthum im Lichte moderner Literatur.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. J. Finkelscherer.

Myslowitz.

Vorträge: Gerichtsreferendar Dr. Simon: Die Philosophen des vorigen Jahrhunderts, insbesondere Christian Wilhelm Dohm, und deren Bedeutung für das Judenthum. — Gymnasialoberlehrer Dr. Ph. Aronstein: Das Judenthum und die Juden im Spiegel der modernen Literatur.

Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: J. Bach.

Am Chanukkafest wurden vier bedürftige Kinder von dem Verein eingekleidet und beschenkt.

Nakel.

Vorträge: 1900. 16. Oktober, Stud. phil. W. Davidsohn: Die Juden in China. — 16. Dezember, Alphonse Levy, Berlin: Jean Jaques Rousseau, ein judenfreundlicher Denker. — 1901. 6. Januar, Dr. Richter, Filehne: Spinoza und seine Stellung zum Judenthum. — 10. Februar, Prof. Dr. Max Löhr, Breslau: Die Religion des Geistes Moses. — 17. März, Dr. Rosenberg, Thorn: Goethes „Faust“ und „Kohelet“.

Diskussionen haben nur insofern stattgefunden, als das Thema in zwangloser Unterhaltung besprochen wurde.

Bei Eröffnung und Schluß der Vortragssaison haben sich an die Vorträge gesellige Unterhaltungen angeschlossen.

Neisse i. Schles.

Vorträge: Siegfried Laqueur, Breslau: Cremieux und die Juden. — Dr. med. John Hessel, Berlin: Leben und Leute in Westafrika nach eigenen Erlebnissen. — Dr. Ismar Freund, Breslau: Die gegenwärtige Lage des Judenthums. — Rabbiner Dr. Baeck, Oppeln: Die fortschrittliche Bewegung der Juden vor 100 Jahren. — Bibliothekar Dr. E. Zivier, Breslau: Jüdische Elemente in der russischen Volkspoesie.

An den Sonntag-Nachmittagen hielt der Schriftführer vor der Jugend der Gemeinde Vorlesungen ernsten und humoristischen Inhalts, die sich zahlreicher Beteiligung erfreuten.

Bibliothek mit 844 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Ellguther. Der Verein sucht seinem Zwecke besonders dadurch zu entsprechen, daß er neben den Vorträgen für die Vermehrung der Bibliothek sorgt, um dadurch seine Mitglieder zu belehren und zu unterhalten. In jüngster Zeit wurden allein 50 Bände belletristischer Literatur angeschafft.

Neuwied.

Vorträge: Lehrer Ransenberg: Warum haßt man uns Juden. — Chanukkah-Festabend. — Dr. Klee, Bonn: Jehuda Halevi. — Lehrer Ransenberg: Palästina.

Oberstein a. d. Nahe.

Vorträge: Landrabbiner Dr. Lewit: 1. Das Erziehungsprinzip im Judenthum und seine Bethätigung. 2. Die Poesie der Bibel.

Der Verein wurde am 7. Dezember 1901 gegründet bei Gelegenheit der Jubiläumsfeier der neuen Synagoge.

Obornik.

Vorträge: Lehrer Gutmann, hier: Die Sekte der Karäer. — Rabb. Dr. Auerbach, z. Z. Rogasen, jetzt Leipzig: Die Begründung der babylonischen Hochschulen. — Rabb. Dr. Silberberg, Grätz: Ein Blick in das Gedächtniß des Menschen.

Bibliothek mit 67 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Gutmann.

Bei der geringen Mitgliederzahl ist es dem Verein nicht möglich, mehrere Vortragsabende zu veranstalten. Zudem hat der Verein die Bibliothek, die fleißig benutzt wird, zu unterhalten.

Offenbach a. M.

Vorträge: Rabbiner Dr. Goldschmidt, hier: 1. Die Poesie der Gebete Israels, mit Proben a. d. gleichnamigen Werke des Redners. 2. Ueber dasselbe Thema, mit neuen Proben. — Dr. Heinemann, Frankfurt a. M.: Die Juden in Spanien. — Dr. Kottek, Homburg: Pfefferkorn und Reuchlin. — Dr. Salfeld, Mainz: Geschichtliche Erinnerungen auf einer Rheinreise.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Bäck: Cyklus der jüdischen Geschichte. — Dr. Guttmann, Breslau: Jehuda Halevi, ein Dichter und Denker. — Dr. Loewenthal, Tarnowitz: Immanuel Romi. — Schriftst. Erichsen, Breslau: Reiseerinnerungen aus Palästina u. Egypten. — Synagogen-Concert: Jüdische Melodien.

Außerdem fanden Deklamations-Abende statt (Poesien jüdischer Dichter des Mittelalters).

Osterode (Ostpr.).

Vorträge: 1900. 18. November, Dr. Beermann, Insterburg: Nachmanides und seine Zeit. — 1901. 17. Februar, J. Sturmann: Der Austritt aus der Synagogengemeinde. (Im Anschluß hieran: Diskussion.) — 24. März, Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Religiös oder national, mit Rücksicht auf die Jetztzeit.

Bibliothek mit 80 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Ostrowo (Posen).

Vorträge: 1900. 30. Oktober, Rabb. Dr. Bäck, Lissa i. P.: Die ältesten Bildner und Lehrmeister der Menschheit. — 2. Dezember, Rabb. Dr. Freund, hier: Biblische Perlen in moderner Fassung. — 1901. 13. Januar, Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Verwandtschaft zwischen dem Geiste der Deutschen und der Juden. — 17. Febr., Rabbiner Dr. Blumenthal, Ratibor: Elisa ben Abuja und Goethe's „Faust". — 10. März, Privatdozent Dr. Huth, Charlottenburg: Die Juden in Sibirien. — 31. März: Geselliges Vergnügen mit Vortrag, Gesangs- und dramatischen Aufführungen und recitatorischen Vorträgen des Rhetors Schoeffel aus Charlottenburg.

Bibliothek mit ca. 150 Bänden.

Pinne.

Vorträge: Schöffel, Charlottenburg: Recitations-Vortrag. — Rabb. Dr. Lewin, Pinne: Aus der Vergangenheit der Pinner jüdischen Gemeinde. — Rabb. Dr. Wreschner, Samter: Die Stellung der Frau im Judenthum.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekare: Martin Marcus, Alfred Marcus, Hugo Borchardt.

Pirmasens.

Vorträge: 17. Oktober, Dr. Karpeles, Berlin: Die Juden in der Weltkultur. — 27. November, Dr. med. Blum, Pirmasens: Die Hygiene des alten Testaments im Lichte moderner Anschauung.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Rabb. Dr. Rau: 1. Die Juden Chinas. 2. Die wissenschaftliche Pädagogig und die Pädagogig im Talmud. — Dr. E. Tuch, Berlin: Die Landwirthschaft unter den Juden. — Rabbiner Dr. Goldschmidt, Königshütte: Leopold Zunz.

Der Verein besitzt eine ganz kleine Bibliothek, da neben diesem Verein noch ein zweiter jüdischer (Mendelssohn-Verein) besteht, dessen Bibliothek größer ist.

Potsdam.

Vorträge: 1900. 15. November, Dr. Gust. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie. — 1901. 30. Januar, Dr. Rieger: Ludwig Jacabowski als Romancier. — 21. Februar, Dr. Eugen Mittwoch: Die Juden in mohammedanischen Ländern. — 6. März, Dr. Rieger: Zwei falsche Messiasse (Abraham Abulafia und David Rëubeni). — 25. März, Dr. Vogelstein, Stettin: Uriel Acosta (Dichtung und Wahrheit).

Prenzlau.

Vorträge: 1900. 4. November, Dr. Bähr: Die Juden in Prenzlau. — 2. Dezember, Dr. Finkel, Pasewalk: Erziehung und Unterricht bei den Juden. — 1901. 27. Januar, Dr. G. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie. — 17. Februar, Dr. E. Mittwoch, Berlin: Wanderung durch Palästina. — 9. Mai, Dr. Bähr, Prenzlau: Die Juden in Prenzlau (Fortsetzung).

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Albert Lindenheim.

Ratibor.

Vorträge: Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden in der Landwirthschaft. — Recitator Marcell Salzer, Wien: 1. Altbiblische Poesien. 2. Moderne Dichtungen. — Prof. Cornill, Breslau: Die salomonische Weisheit. — Rabbiner Dr. Freund, Ostrowo: Die Wanderungen des Ahasver. — Rabb. Dr. Blumenthal: Die Juden in England unter Königin Victoria.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Biberfeld.

Rawitsch.

Vorträge: Dr. Karpeles, Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Dr. Rosenberg, Thorn: Goethes Faust und Kohelet. — Schriftsteller L. Erichsen, Breslau: Palästina, die Juden in Palästina und Aegypten. — Rabb. Dr. Cohn, Rawitsch: Rabbi Meïr, ein jüdischer Weiser aus der talmudischen Zeit.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Cohn, Rawitsch: 1. Die Erbauungs- und Unterhaltungs-Lektüre unserer Alten. 2. Salomo Jizchaki. 3. Haben die Bestrebungen zur Förderung des Ackerbaues unter den Juden praktischen Zweck? 4. Die Juden in England. — Lehrer Hamel: Ueber religiöse Erziehung.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: S. Wittenberg.

Rogasen (Bez. Posen).

Vorträge: 1900. 4. November, Rabb. Dr. Auerbach, Rogasen (jetzt in Leipzig): Die Begründer der babylonischen Hochschulen. — 18. November, Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Juden in der Landwirthschaft. — 23. Dezbr., Rabb. Dr. L. A. Rosenthal, Pr. Stargard: Ein unbekannter Dichter (Rabbi Eleasar Hakalir). — 1901. 17. Febr., Lehrer J. Lewin, Schneidemühl: Gabriel Rießer.

Bibliothek mit 121 Bänden. Bibliothekar: Lehrer J. Brock.

Saargemünd.

Vorträge: Oberrabbiner Dr. Netter, Metz: Mendelssohn. — Rabb. Dr. Dreyfus, Weißenburg: Die Judenemanzipation, ein Werk der französischen Revolution. — Oberkantor Kahn, hier: Der synagogale Gesang in seiner Entwickelung.

Vorlesungen aus der jüdischen Geschichte wechseln mit Vorträgen aus dem Wochenabschnitte.

Eine Bibliothek, die jüdische Werke moderner Schriftsteller enthält, wurde begründet, auch jüdische Zeitschriften werden gehalten.

Samter.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wreschner: Stellung der Frau in Israel. — Rabb. Dr. Elsaß, Landsberg a. W.: Ueber S. D. Luzatto (Säkularfeier). — Rabbiner Dr. Silberberg, Grätz: Ueber Mnemotechnik. — Rabb. Dr. Perlitz, Nakel: Heine und das Judenthum. — Rabb. Dr. Bloch, Posen: Athalia und die Katastrophe im Hause Davids.

Außerdem fand ein Wintervergnügen am Chanukka und ein Sommervergnügen statt.

Bibliothek mit 198 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Borchardt.

Schivelbein i. Pomm.

Vorträge: Dr. L. Rosenthal, Pr. Stargard: Geistesleben der Gemeinde zu Alexandrien. — Dr. Adolf Kohut, Berlin: Alexander von Humboldt und das Judenthum.

Am Simchaß Thora, Chanukka u. Purim fanden Vergnügungen statt.

Bibliothek mit 40 Bänden. Bibliothekar: J. Gabbe.

Schneidemühl.

Vorträge: Rabb. Braun: Die Nächstenliebe in der mosaischen Religionslehre. — Dr. E. Tuch, Berlin: Ueber die Vorbereitung der Bodenkultur unter den Juden. — Dr. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Juden. — Lehrer Moses: Rabbi Akiba und seine Zeit. — Rabb. Dr. Richter, Filehne: Spinoza und seine Stellung zum Judenthum. — Rabb. Dr. Worms, Neustettin: Salomo Gabirol. — Lehrer Lewin: Samuel David Luzzatto.

Bibliothek mit 370 Bänden. Bibliothekar: Mottek.

Schönlanke.

Vorträge: Rabb. Dr. Perlitz, Nakel: Ueber Heinrich Heine. — Lehrer Cohn, Czarnikau: Was hat uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht? — Rabb. Dr. Pick, Berlin: Die Juden der neuen Zeit. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Socialpolitik in Bibel und Talmud. — Dr. Tuch, Berlin: Ueber Bodenkultur und die Juden. — Rabbiner Dr. Auerbach, Rogasen: Brauch und Sitte der deutschen Juden im Mittelalter. — Eli Boschwitz, Filehne: Die Zukunft des Judenthums.

Bibliothek mit 150 Bänden.

Schweinfurt.

Vorträge: Dr. Kohn, Ansbach: Immanuel von Rom. — Dr. Hommel: Die Juden unter der Herrschaft des fränkischen Landrechts. — Alfred Auerbach, Frankfurt a. M.: Recitationen. — Dr. Rosenthal, Köln: Don Isak Abarbanel und seine Zeit. — Dr. Stein, Schweinfurt: Der Prophet Jesaias. — Dr. Munk, Marburg: Die soziale Frage im Judenthum. — Dr. Tuch: Bodenkultur unter den Juden Deutschlands.

Eine kleine Bibliothek von 70 Bänden.

Schwetz (Weichsel).

Vorträge: Dr. Kohut, Steglitz-Berlin: Friedrich der Große und seine Beziehungen zu den Juden. — Dr. Guttmann, Culm: Das jüdische Weib. — Dr. Nordheimer, Schwetz a. W.: Das Kaddischgebet. — Dr. Freudenthal, Danzig: Frau Glückl aus Hameln.

Bibliothek mit 55 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Dahl.

Soetern (Fürstenthum Birkenfeld).

Vorträge: Landrabb. Dr. Lewit: Die Entwickelung der schriftlichen und mündlichen Lehre im Judenthum.

Der Verein wurde am 4. Januar 1902 gegründet. Es findet an jedem Sonnabend Abend Versammlung statt und wechseln Vorträge mit Vorlesungen und Diskussionen ab.

Speyer.

Vortrag: Großherz. Bezirks-Rabbiner Dr. Grünfeld, Bingen: Die soziale Frage im Judenthum.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Rabb. Dr. Salzer: 1. S. D. Luzzatto. 2. Sitten und Gebräuche im Volksleben der deutschen Juden. 3. Die Samaritaner. 4. Bilder und Gleichnisse aus Bibel und Talmud. — Lehrer Baumgart: Geschichte des isr. Schulwesens in Stadtlengsfeld im 19. Jahrhundert.

Steinheim (Westfalen).

Vorträge: Dr. G. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. G. Karpeles, Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit gethan? — Lehrer Katzenstein: Die Lage der Juden in Preußen vor 200 Jahren.

Bibliothek mit 15 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katzenstein.

Stettin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Vogelstein: S. D. Luzzatto, zur Erinnerung an dessen 100jährigen Geburtstag. — Rabbiner Dr. Finkel, Pasewalk: Kultur und Literatur der Juden in Galizien im 19. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Hochfeld, Frankfurt a. O.: Das Ende des Mittelalters. — Rabbiner Dr. Pick, Berlin: Nietzsche und das Judenthum. — Rabbiner Dr. E. Silberstein, Stargard i. P.: Esra und Nehemia in ihrer religionsgeschichtlichen Bedeutung. — Marcell Salzer, Wien: Recitationen.

Stolp (Pommern).

Vorträge: 1900. 25. Oktober, Rabb. Dr. Kalischer, Stolp: Samuel David Luzatto. — 29. November, Rabb. Dr. Freudenthal, Danzig: Glockel von Hameln. — 26. Dezbr., Rabb. Dr. Rosenthal, Pr. Stargard. — 1901. 3. Februar, Rabb. Dr. Worms, Neustettin: Jehuda Halevi. — 3. März, Dr. Adolf Kohut, Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen der Gegenwart.

Am 30. Oktober 1900 erster Diskussionsabend, dem alle zwei bis drei Wochen bis März hin ein solcher folgte. Referent: Rabbiner Dr. Kalischer, Stolp.

Strelno.

Vorträge hielten Rabbiner Rawitscher, hier, und Dr. Kohn, Inowrazlaw, über verschiedene Themata.

Stuttgart.

Vorträge: 1900. 30. November, Carl Emil Franzos, Berlin: Die deutsche Ghetto-Novelle. — 12. Dezbr., Max Hausmeister: Die Neu-Organisation der israelitisch. Gemeinden Württembergs. — 1901. 16. Januar, R.-A. Eduard Goldschmidt: Die Alliance israelite und ihre Bedeutung für uns Deutsche. — 13. Febr., Dr. Carl Ries: Die Pflege der Haut und ihr Einfluß auf die Gesundheit.

Die Bibliothek enthält vorzugsweise die Werke, welche zur Kenntniß der von uns ins Auge gefaßten Religions- und Kulturfragen von Wert sind.

Bibliothekar: Lehrer Adler.

Tarnowitz.

Vorträge: Rabb. Dr. Loewenthal: Was ist der Talmud? — Lehrer Eisenberg, Beuthen: Betrachtungen über die Sternenwelt. — Schriftsteller Albert Katz, Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien. — Rabb. Dr. Loewenthal: 1. Rabbi Jochanan ben Sakkai. 2. Die zehn Märtyrer.

Am Purim fand ein Vereinsfest in größerem Umfange statt.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Beuthner.

In den Wintermonaten finden in der Regel am Sonntag Nachmittag Vorlesungen über jüdische Geschichte, jüdische Literatur und jüdisches Leben statt.

Der Verein sendet den Mitgliedern Journalmappen ins Haus.

Thorn.

Vorträge: Rabb. Dr. Perlitz, Nakel: Heinrich Heine über das Judenthum. — Dr. Ernst Tuch, Charlottenburg: Die Landwirthschaft bei den Juden. — Rabb. Dr. Königsberger, Pleschen: Proselyten im Judenthum. — Rabbiner Dr. Walter, Bromberg: Eine jüdische Vorkämpferin der Frauenemancipation im 17. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Rosenthal, Preuß. Stargard: Geistesverwandtschaft zwischen den Deutschen und Juden. — Redakteur M. A. Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt.

Bibliothek mit 395 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Rabb. Dr. Ehrlich: 1. Uriel Acosta und Spinoza (mit nachfolgender Diskussion). 2. Sabbathai Zevi (mit nachfolgender Diskussion). — Direktor Dr. Stern, Berlin: Das erste Jahrtausend der deutschen Judenheit. — Rabb. Dr. F. Perles, Königsberg: Das Gebet im Judenthum (mit nachfolg. Disk.). — Rabbiner Dr. Olitzki, Allenstein: Flavius Josephus und seine Zeit. — General-Sekretär Dr. Ernst Tuch, Berlin: Die Landwirthschaft bei den Juden (mit nachfolgender Diskussion). — Rabbiner Dr. Vogelstein, Königsberg: Drei Religionsdisputationen im Mittelalter. — Redakteur Klausner, Berlin: Ein verkannter Dialekt.

Tremessen.

Vorträge: Lehrer Arndt, Tremessen: Die Hebräer in Egypten zur Zeit der Pharaonen. — Dr. Tuch, Berlin: Die Landwirthschaft bei den Juden. — Dr. Walter, Bromberg: Ein Vorkämpfer der Frauenemanzipation im 17. Jahrhundert. — Dr. Rosenberg, Thorn: Der große Judenprozeß in der Mark Brandenburg. — Lehrer Naftaly, Pakosch: Ueber Moses Mendelssohn.

Bibliothekar: Lehrer Levin.

Trier.

Vorträge: Otto F. Strauß, Frankfurt a. M.: Ueber die Bestrebungen, Schritte und Erfolge des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus. — Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Was haben die Juden an der Kultur der Menschheit geleistet? — Dr. Simchowitz, Köln: Zangwills Ghetto-Novellen. — Rabb. Dr. Grünfeld, Bingen: Zwei jüdische Gegner des Judenthums im 17. Jahrhundert, und zwar Baruch Spinoza und Sabbathai Zewi.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Isidor Mayer.

Ulm a. D.

Bibliothek mit 3257 Bänden. Bibliothekar: R.-A. Moos I.

Warburg i. W.

Vorträge: Dr. G. Karpeles, Berlin: Juden und Judenthum im neunzehnten Jahrhundert. — Dr. G. Huth, Berlin: Die Juden in Sibirien. — Dr. Rosenthal, Pr. Stargard: Drei Räthselbücher der Menschheit. — Dr. Simchowitz, Köln: Die jüdisch-deutsche Literatur. — Lehrer Alexander: 1. Jüdische Geschichte bis zur Zerstörung des zweiten Tempels. 2. Kulturgeschichtliches aus der Makkabäerzeit.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

Wesel a. Rh.

Vorträge: Zaudy u. Lehrer Spier: Vorlesungen und kleinere Vorträge aus der jüdischen Literatur, sowie aus dem wissenschaftlichen und gewerblichen Leben, wie: Hartwig Wessely. — Die Makkabäer. — Der Liberalismus im Judenthum. — Heinr. Heine. — Die Falaschas in Abessinien, u. a.

Diskussionsabende: Ueber den Judentag. — Der neue Hilfsverein in Deutschland.

Eine kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Spier.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. Joseph Feilchenfeld, Posen: Religionsgespräche im Mittelalter. — Cantor Niczkowski, hier: Die Sekten im Judenthum. — Dr. Bamberger, Inowrazlaw: Humanität im Judenthum. — Dr. Silberberg, Grätz: Ein Blick in Schul- und Studirzimmer unserer Alten.

Wreschen.

Vorträge: Rabb. Dr. M. Lewin: Samuel David Luzzatto. — Rabb. Dr. Jacobsohn, Gnesen: Der Traum im Talmud. — Rabbiner Dr. L. Wreschner, Samter: Stellung des Judenthums zur Wissenschaft und Bildung. — Schriftsteller Leo Erichsen, Breslau: Die Juden und die jüdische Kulturarbeit in Palästina. — Rabb. Dr. J. Cohn, Rawitsch: Rabbi Meir.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden.

Wronke.

Vorträge: 1900. 4. November, Rabb. Dr. L. A. Rosenthal, Pr. Stargard: Arbeit und Handwerk bei den alten Israeliten. — 8. Dezember, Rabb. Dr. Wreschner, Samter: Stellung der Frau im Judenthum. — 1901. 14. Februar, J. Rosenthal, Wronke: Wein und Alkoholismus vom Standpunkte des jüdischen Schriftthums.

Bibliothek mit 58 Bänden.

Würzburg.

Vorträge: 1900. 7. Nov., Prov.-Rabb. Dr. Munk, Marburg Die Bne Israel und die schwarzen Juden in Indien. — 28. Nov. Bez.-Rabbiner Dr. Loewenstein, Mosbach a. N.: Die Judenfrage in Rumänien. — 12. Dez., Distr.-Rabb. N. Bamberger, Würzburg: Der Traum in der jüd. Literatur. — 1901. 3. Jan., Alfred Auerbach, Mitglied des Frankfurter Theaters: Deklamat. Vortrag. Programm: Lyrische Dichtungen und Balladen von Byron, Heine, Lenau und Hartmann. „Maaser", Erzählung von M. Goldschmidt. Scenen aus dem Drama „Die Makkabäer" von Otto Ludwig. — 16. Januar, Distr.-Rabb. Dr. A. Cohn, Ichenhausen: König Salomo in Kohelet und Midrasch. — 12. Februar, Distr.-Rabb. Dr. P. Kohn, Ansbach: Grundlinien der jüd. Wirthschaftsgeschichte. — 12. März, Dr. Gustav Karpeles, Berlin: Was haben die Juden in der Kultur der Menschheit geleistet?

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Bankier Herz Berliner.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen. Sitz des Verbandes: Ostrowo. Vorsitzender: Oekonomierath Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Duisburg-Ruhrort. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage. Sitz des Verbandes: Brakel. Vorsitzender: J. Flechtheim.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: Rabbiner Dr. Salzberger.

6. Fürstenthum Birkenfeld:

Hoppstädten a. d. Nahe, Oberstein a. d. Nahe; Soetern i. Birk. Sitz des Verbandes: Hoppstädten a. d. Nahe. Vorsitzender: Dr. Lewit, Großherzoglicher Landrabbiner des Fürstenthums Birkenfeld.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschußes.

An die Herren Vorstände, bezw. Schriftführer der Vereine richten wir wiederholt die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarische Leistungen vermissen, dürfen dem geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung nicht zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldthunlichst an das Sekretariat zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Diejenigen Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn Oskar Berlin, Berlin W., Steglitzerstr. 66 baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes

der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund, Bankier Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Professor Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin W., Steglitzerstraße 66, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58, oder Berlin C., Rosenstraße 17, Buchhandlung.
